

Kleiner Besuch

Tom Bleek

www.tumbleek.de

Vorwort

Hallo! Toll, dass du dich für meinen Roman »Kleiner Besuch« interessierst. Nach rund 4 Jahren habe ich beschlossen, die ebook Version kostenlos zur Verfügung zu stellen da das Buch auf Amazon zu wenig Aufmerksamkeit bekam, ich aber möchte, dass es gelesen wird.

Falls dir diese kuriose und kurzweilige Geschichte gefällt, freue ich mich über eine kleine Spende auf mein Paypal-Konto:

<http://paypal.me/letsgameDEV>

Viel Spaß!

Tom Bleek

»Bist du bescheuert?«, höre ich den Autofahrer rufen, dem ich gerade die Vorfahrt genommen habe. Er unterstreicht seinen Ärger mit einem Hupen. Ich drehe mich um und rufe: »Tut mir leid! Ist ja alles noch mal gut gegangen.«

Normalerweise bin ich vorsichtiger, denn ich weiß, dass ein Duell Fahrrad gegen Auto selten gut für das Fahrrad ausgeht. Aber ich habe es eilig. Ich bin wieder einmal zu spät zu Hause losgefahren, weil ich das Fernsehen interessanter fand als mein eigenes Leben. Auf der einen Seite ist das ziemlich traurig, aber auf der anderen ist das nur logisch. Wie hätte ich mir das vorzustellen, wenn mich mal ein Kamerateam begleitet und daraus eine Dokumentation macht?

»Hier sehen wir den zweiundzwanzigjährigen Benjamin Havel. Er isst eine Stulle. Auf diese Stulle hat er sich drei Scheiben Bärchenwurst gelegt. Er sieht gerade fern. Das macht er sehr gerne, was der Grund für seine blasse Haut und sein leichtes Übergewicht sein könnte. Am Tage ist Benjamin ein ganz normaler junger Erwachsener, nur mit weniger Freunden. In der Nacht steht er in einer Fabrik für Autokleinteile und atmet giftigen Plastikstaub ein.« Nicht so spannend. Das weiß ich selber, und so habe ich mir mein Leben auch nicht vorgestellt, als ich zwölf war.

Ich dachte eher, ich wäre erfolgreicher Geschäftsmann oder Entertainer. Aber ehe ich mich versah, waren zehn Jahre rum und ich habe überhaupt nichts gebacken bekommen außer ein durchschnittliches Abitur.

Es ist halb elf Uhr abends und meine Schicht hat bereits vor einer halben Stunde begonnen. Das gibt Ärger und tut mir auch furchtbar leid. Denn wenn ich nicht rechtzeitig an meinem Platz bin, muss derjenige, der die Schicht vor mir hat, länger machen, denn die Maschine steht niemals still.

Die Hauptstraße heize ich entlang, so schnell ich kann, und dennoch überholen mich Autofahrer. Ich weiß genau, dass sie von mir genervt sind, weil ich ihnen zu langsam bin. Auf den Bürgersteigen schlendern Menschen, die den warmen Juliabend genießen, und ich schwitze mir die Seele aus dem Leib. Normalerweise brauche ich für die Strecke zwanzig Minuten. Heute schaffe ich sie in unter zehn.

Ich muss nur noch einmal abbiegen, dann bin ich an der Fabrik. Dort schließe ich mein Fahrrad am Ständer an. Außer mir fahren vielleicht zwei andere Kollegen mit dem Rad zur Arbeit. Dementsprechend habe ich den Luxus, mir einen Platz am Fahrradständer aussuchen zu können. Nachdem das Schloss eingerastet ist, hechte ich zum Seiteneingang des Fabrikgebäudes.

03. Mai 2017 – 1News (1TV): Ein mysteriöser Fund

Vor wenigen Stunden haben Arbeiter bei ihren Schürfarbeiten in diesem Braunkohlewerk nahe Krestedt einen brisanten Fund gemacht: Es handelt sich dabei um ein kugelförmiges Objekt mit antennenartigen Spitzen.

Unklar ist hierbei, ob es sich um ein von Menschenhand erschaffenes Objekt oder um eine zufällige Bildung von Mineralien handelt. Sehen Sie nun den Augenzeugenbericht eines Arbeiters:

»Mann, das war ja ein Ding! Ich dachte zuerst, da will uns einer verarschen, als plötzlich Nothalt gegeben wurde, ja. Einer hat auf dem Transportband das Teil entdeckt und gleich gesagt: ›Mensch«, hat er gesagt, ›das ist ja ein Ding, guckt euch das mal an!«, ja. Und dann im nächsten Moment alles von *Stop* auf *Go*, nein, andersrum. Also von *An* auf *Aus*. Da haben wir uns das Ding dann erstmal genauer angesehen, ja. So groß wie ein Fußball ist das Teil. Aber auch genauso leicht, obwohl das wie Metall aussieht, ja. Das kam mir da gleich komisch vor, und da haben wir dann den Rubi geholt, unseren Vorarbeiter, ja. Der hat das dann gemeldet, und dann waren hier auf einmal Polizei und Feuerwehr da. Keine Ahnung, was das sollte, ja. Und jetzt auch noch das Fernsehen. Da ist mal was los hier, ja.«

Die Kugel befindet sich nun in der Obhut des renommierten Forschers Prof. Dr. Konrad Müller-Maibaum, Professor für Physik an der Universität Krestedt. Er und sein Team sollen den Fund nun untersuchen. Wir melden uns, wenn es weitere Informationen gibt.

3

Und so stehe ich wie in jeder Nacht in dieser Woche an meiner Spritzgussmaschine. In ihr wird ein beiges Verbundmaterial geschmolzen und in eine Form gespritzt. Dann entnimmt ein elektronischer Roboterarm die noch sehr heißen Teile mit seinen Ansaugdüsen und legt sie mir auf das hintere Ende des Fließbandes. Mein geschultes Auge erkennt auf drei Meter Entfernung, dass es sich hier um vier Autotürinnengriffe handelt. Genauso wie die dreihundert Male davor in dieser Nacht. Der mehrere Tonnen schwere Stahlkoloss macht also aus kleinen Plastikkugeln Türgriffe für Autos.

Während hinten auf dem Fließband inzwischen der nächste Guss vom hilfreichen Roboterarm abgelegt wird, befinden sich bereits abgekühlte Türgriffe in meiner direkten Reichweite. Was nun folgt, ist das, was ich meine Arbeit nennen kann.

Ich nehme die vier Griffe und lege sie in eine andere, tischhohe Maschine. Damit meine Hände keinen Blödsinn

machen, muss ich an beiden Seiten gleichzeitig einen Knopf gedrückt halten. Es macht *Zisch-Klack-Zisch* und der komplexe Vorgang ist beendet. Die Maschine hat mit einer Kneifzange an jedem Türgriff einen kleinen Plastikschniepel abgetrennt. Zumindest an drei der vier. Den oben links darf ich mit meiner eigenen Zange selbst abkneifen, denn die Maschine ist seit über zwei Jahren defekt. Trotzdem muss ich alle vier Türgriffe einlegen, da sonst die Maschine ihre Arbeit verweigert. Der Grund ist irgendetwas mit Sicherheit. Genauere Angaben habe ich nicht bekommen. Im Hintergrund öffnet sich bereits das eiserne Maul der Spritzgussmaschine, um erneut zwei Paare zu gebären.

Ich lege meine vier Griffe auf ihre nächste Station. An dieser entferne ich einen kleinen Grat, der dort entsteht, wo die beiden Hälften der Gussform aufeinandertreffen. Ich schleife ihn mit einem zehn mal zehn Zentimeter großen Schleifpapier ab. Die dementsprechende schwungvolle, lockere, aber auch vor Expertise strotzende Handbewegung kommt wie ein Automatismus aus meinem Handgelenk. Was wohl daran liegt, dass es ein Automatismus ist, denn ich darf das in jeder Schicht rund dreitausendsechshundert Mal erledigen.

Während ich nun die vier Autotürinnengriffe sorgsam in ihre muffelnde Plastikkiste zu all den anderen sortiere, werden bereits zwei neue Paare auf das Fließband gelegt. Ab

diesem Zeitpunkt wiederholt sich der Vorgang rund achthundert Mal in acht Stunden.

Während ich von einem Roboter bedient werde, einen anderen Roboter bediene und dabei selbst schon zum Roboter mutiert bin, kann ich meinen Gedanken freien Lauf lassen. So kann ich über die alltäglichen Dinge nachdenken, wie zum Beispiel was ich als Nächstes essen, gucken oder spielen will. Ein anderer Gedanke, den mein Hirn immer öfter aus seinen Windungen kramt, ist: »Wie lange willst du das eigentlich noch machen, Benjamin?«

Eine berechtigte Frage. Ich stelle sie mir in der einen oder anderen Form seit rund drei Jahren. Also im Grunde seit dem ersten Tag, an dem ich hier stand. Am Anfang war ich hier nur eine günstige Minijob-Aushilfe fürs Wochenende. Dummerweise lernte ich schneller als andere und wurde für eine Festanstellung vorgeschlagen, befristet auf jeweils drei Monate. Die wurde aber immer wieder verlängert. Ich hatte also genügend Gelegenheiten aufzuhören. Auf der anderen Seite war die Arbeit aber zu bequem, einfach und okay bezahlt. So hatte ich in meiner Freizeit Platz für kreative Dinge, große Dinge. Kunst! Etwas erschaffen! Einen bleibenden, bereichernden Eindruck in der Welt hinterlassen! Dafür hatte ich mehr als genug Zeit.

Wenn ich allerdings auf meine letzten Jahre zurückblicke, war da nicht viel mit Kunst und Kreativsein. Schlafen, essen, Videospiele, Fernsehen gucken und eben in der

Fabrik stehen. Was auch meiner Gesundheit nicht besonders dienlich ist. Irgendwie habe ich nie so recht die Kurve gekriegt, und ehe ich mich versah, waren drei Jahre rum und ich frage mich, wie das passieren konnte.

Als ich gerade die nächsten vier Griffe vom Fließband nehmen will, sehe ich, dass da nur noch zwei weitere Sätze liegen anstelle der üblichen acht. Vor lauter Nachdenken ist mir nicht aufgefallen, dass die Maschine steht. Jetzt sieht sie mich schweigend an, als ob sie mich dabei erwischte hätte, wie ich nicht bei der Sache war.

»Was ist denn hier los?«, fragt Laura. Sie ist heute der sogenannte Läufer. Das heißt, sie kümmert sich um drei bis vier kleinere Maschinen gleichzeitig, die jeweils nur wenige Handgriffe benötigen. Derjenige, dem in einer Schicht diese Position zugeteilt wurde, kann zu Hause von einem guten Tag sprechen, denn hier wird etwas mehr Abwechslung geboten. Säcke aufschneiden, Granulat nachfüllen, Kisten mit dem Gabelstapler rumfahren und andere erfüllende Aufgaben warten auf den Läufer.

»Warum steht deine Maschine?«

»Die wiegt über zehn Tonnen. Meinst du, die sollte schweben?«, erwidere ich und komme aus meinem Sicherheitsbereich heraus. Laura hat ihre langen Haare zu einem Knoten gebunden. So können sie sich nicht in laufenden Maschinen verfangen.

»Kannst du irgendwas erkennen?«, frage ich, während ich schon mal nach dem Schichtleiter Ausschau halte.

Laura steigt die kleine Treppe hinauf und guckt in das metallene Maul des Kolosses. »Hm, nein. Hier sind noch halbfertige Reste. Kann sein, dass der Spritzguss nicht mehr richtig läuft. Liefert die Schnecke noch?«

Ich sehe mir die Schnecke an. Sie sieht aus wie eine gigantische Schraube und transportiert das Granulat nach und nach in die Maschine, wo es erhitzt wird.

»Die ist zumindest bis vorne voll. Sollte also alles klar sein.«

Laura springt von der Treppe und sagt: »Dann gehen wir mal zu Manuel.«

Unser Schichtleiter Manuel sitzt in seinem Verschlag und tüftelt Arbeitspläne aus. Die Tür ist grundsätzlich offen, denn hier herrscht gefälligst ein offenes Arbeitsklima.

»Warum bist du nicht an der Acht?«, fragt er mich und sieht von seinen Plänen auf.

Die Acht ist die Nummer meiner Maschine. Von Zwei bis Dreizehn geht das. Wobei es keine Eins und auch keine Sieben gibt. Die sind weg. Mehr weiß ich dazu auch nicht.

»Weil die Acht keine Lust mehr hat, für uns zu arbeiten.«

»Du machst mir ja heute Probleme, Benjamin. Erst kommst du zu spät und jetzt machst du auch noch die Acht kaputt?« Manuel steht genervt auf und wir gehen zusammen zurück. Laura muss sich jetzt um die kleine Maschine mit

der Nummer Drei kümmern. Das heißt, Granulat in einen Trichter füllen. Manuel und ich stehen vor der Acht, die immer noch nicht bereit ist, ihre Arbeit wieder aufzunehmen.

»Ich kann da überhaupt nichts für. Auf einmal war einfach Schluss und die Maschine hat die Arme verschränkt.«

»Frechheit! Als Nächstes will sie noch Sonntags- und Nachtzuschläge. Zeig mir mal den letzten Guss.«

Ich gehe zum Fließband und lasse die restlichen Teile per Knopfdruck nach vorne fahren, bis ich an den verlangten Guss komme. Für mich sieht er in Ordnung aus. Ich gebe die vier Griffe Manuel in die Hände. Der begutachtet sie prüfend. Ab und zu hält er einen gegen das Licht. Ich weiß nicht, warum er das macht, aber es sieht immer professionell aus, wenn man etwas gegen das Licht hält, während man es untersucht.

Nach intensivem Prüfen verkündet Manuel das Ergebnis: »Hm.«

Er scheint ganz meiner Meinung zu sein.

»Der Guss sieht in Ordnung aus. Gucken wir uns mal die Diagnose an.«

Das bedeutet, dass Manuel etwas in die Kontrolleinheit der Maschine tippt. Ein hochkomplexer Vorgang, der nur von Schichtleitern übernommen werden darf. Er drückt auf einen wild blinkenden Knopf auf dem Display.

»Na, das sieht doch schon mal gar nicht so gut aus«, murmelt er vor sich hin. Für mich könnte das heißen, dass ich ein paar Stunden früher Feierabend habe. Unbezahlt versteht sich.

»Na, was hat das dicke Ding?«

»Fehlercodes hat das dicke Ding!«

»Ach du dickes Ding!«, erwidere ich gespielt empört.

»Und nun?«

»Ja, dumm gelaufen. Da werden wir heute Nacht nichts mehr machen können.«

Ich ziehe mir schon mal die Handschuhe aus. »Dann bin ich für heute wohl durch, was?«

»Tut mir leid, aber es sieht so aus. Dann kannst du immerhin lange schlafen.«

Mit einem Schlüssel schaltet Manuel die Maschine aus. Nur das Display bleibt als Kontrollmonitor am Leben. Ich gehe zum Klemmbrett der Maschine und trage in eine Tabelle ein, wie lange ich gearbeitet habe, und vermerke, dass die Maschine ab 01:15 Uhr nachts defekt war. Das war ein kurzer Arbeitstag.

»Na, dann mache ich mich mal auf den Weg. Viel Spaß euch noch.«

»Ja, danke«, sagt Manuel, und unsere Wege trennen sich vor seiner Tür.

Ich verabschiede mich noch von Susanne an der Zwei und Frank, der schon an der Elf stand, als ich vor drei Jahren hier anfang.

»Und pass auf Rehe, Trolle und Greys auf!«, ruft mir Laura hinterher, als ich fast am Hallenausgang bin. Greys, erklärte sie mir mal, sind die klassischen grauen, nackten Aliens mit den großen, schwarzen Augen. Böse Gesellen, die alle unterjochen wollen. Auf großen Macker machen, aber nicht mal eine Hose tragen. Und dann denke ich mir, dass sie eigentlich viel zu hübsch ist, um sich mit sowas auskennen zu dürfen.

»Na gut!«, rufe ich zurück, winke und mache mich auf den Weg nach draußen. Am Ende der Halle gehe ich durch eine Tür, die zu einem schmalen Gang führt, in dem ich meine elektronische Lochkarte in einen kleinen Automaten stecke, um meine Arbeitszeit zu protokollieren. Die kleine Lampe leuchtet grün auf, ich ziehe meine Karte aus dem Schlitz und verlasse die Fabrik.

4

Wenn ich die Fabrik nach einer Nachtschicht im Sommer verlasse, werde ich normalerweise von einem blendenden Sonnenaufgang begrüßt. Heute blendet mich nur die Hinterhofbeleuchtung. Um vom Gelände zu kommen, muss ich durch eine Schranke, die in der Regel

geschlossen ist. Also muss sich jeder Mitarbeiter, der zu Fuß oder mit dem Fahrrad kommt, außen rum quetschen, da sie nur bei Autos geöffnet wird. In der angrenzenden Steuerkabine sitzt ein Wachmann vertieft in seine Zeitung. Er beachtet mich nicht. Ich schließe mein Rad auf, schwinde mich galant auf den Sattel und mache mich auf den Weg nach Hause.

Auch nachts sind bei uns die Straßenlaternen an. Zumindest jede zweite. Da meine Lampe kaputt ist, fahre ich von Lichtinsel zu Lichtinsel, vorbei an den nahegelegenen Einfamilienhäusern, in denen alle schon schlafen. Ab und an gibt es dann doch ein einzelnes flackerndes Fenster. Wahrscheinlich ist jemand beim Fernsehen eingeschlafen oder ein Computernerd sitzt tippend über seiner Tastatur.

Nach einer Weile fällt mir auf, dass ich noch kein einziges Auto gesehen habe. Jetzt gehört die Straße mir allein! Nur an den Ampeln bremsen ich sicherheitshalber ab, denn die sind im Discomodus und blinken gelb im Takt, um zu zeigen, dass sie gerade keine Lust haben, sich am Straßenverkehr zu beteiligen. Das habe ich auch noch nicht verstanden: Warum muss man Ampeln, die eh von allein schalten, nachts so einstellen, dass sie nutzlos werden?

Als ich auf der Hälfte meines Heimweges an Eis-Hubel vorbeifahre, bemerke ich am Himmel vor mir eine Sternschnuppe. Da kann ich mir ja was wünschen!

Einen Lottogewinn, mehr Selbstbewusstsein, alle Sprachen sprechen zu können oder sowas. Ich bemerke, dass ich ziemlich viel Zeit zum Überlegen habe. Selbst nach einigen Sekunden ist die Sternschnuppe nicht verglüht, sondern zieht immer noch ihren bläulich-weißen Schweif hinter sich her. Es scheint so, als hätte ich hier eine ganz besondere Form einer Sternschnuppe, denn diese wird nicht etwa mit der Zeit immer kleiner, sondern im Gegenteil immer größer. Ich meine, selbst wenn das ein abstürzender Satellit wäre, müsste er doch verglühen, oder?

Wäre dies ein Film, hätte ich wahrscheinlich das Problem, dass das, was da vom Himmel fällt, direkt auf mich zukommen würde und ich in ärgerlicher Bedrängnis wäre. Ja, sogar in Gefahr!

Stattdessen fliegt das Teil über mich hinweg Richtung Erde. Der Schweif ist verschwunden, aber ein kleines Restglühen bleibt, sodass ich die Sternschnuppe auch aus der immer noch großen Entfernung sehen kann. Ihre Form oder die tatsächliche Größe kann ich allerdings nicht einschätzen, merke aber, dass sie langsamer wird. Als wolle sie abbremsen. Muss wohl eine optische Täuschung sein.

Was ich hingegen wahrnehme, ist der Ton, der von der Sternschnuppe ausgeht: ein surrendes Zischen. Mit immer geringer werdender Entfernung wird das Geräusch lauter.

Die letzten paar Hundert Meter vergehen buchstäblich wie im Flug. Mit einem *FufufufufufufufuuuuBumm!* schlägt

meine Sternschnuppe auf der Erde ein. Ich kann nicht genau sagen wo, aber es müsste ungefähr am großen See sein.

Nach dem Einschlag bellen ein paar Hunde. Kurze Zeit später höre ich hier und da ein Rufen nach Ruhe. Das hat aber keine sonderlichen Auswirkungen auf den allgemeinen Tierlärm, der eh nach einigen Sekunden von alleine aufhört. Auch kann ich in meinem näheren Umfeld sehen, dass ein paar Wohnungslichter angegangen sind und prüfend aus dem Fenster gespäht wird. Ich winke dezent einer alten Frau zu, die sich daraufhin erschreckt, schnell die Gardinen zuzieht und das Licht ausmacht.

Im Großen und Ganzen scheine ich in einer Stadt zu wohnen, in der sich nachts um halb zwei kaum mehr einer für ein *FufufufufufufufuuuuBumm!* interessiert.

Ich stoße mich vom Asphalt ab und trete in die Pedale. Natürlich bin ich jetzt nicht mehr auf dem Weg nach Hause, sondern versuche, auf kürzestem Weg zum See zu kommen. Ich schieße also ein paar Querstraßen entlang, bremsen schlagartig bei den gelb-schwarzen, geschwindigkeitsvermindernden Spielstraßenhügeln und nehme einige Kurven so scharf, dass ich darüber nachdenke, mir doch noch einen Fahrradhelm zu kaufen. Ja genau, ich trage keinen Helm. Aber ernsthaft, kann ein Abenteuer mit einem Fahrradhelm wirklich abenteuerlich sein? Nein, kann es nicht!

Der See ist genauso rudimentär beleuchtet wie die Straßen. Ich fahre ein paar Hundert Meter an der Promenade entlang und suche nach einem Anzeichen für den Einschlag: Rauch, einem Krater oder etwas Ähnlichem. Wenn ich Pech habe, ist das Teil einfach direkt in die Mitte des Sees geknallt. Dann würde ich außer der ein oder anderen Nebelschwade gar nichts sehen.

Da!

Tatsächlich sehe ich in einiger Entfernung eine kleine Rauchsäule in den Himmel steigen. Ich trete wieder schneller in die Pedale. Wer weiß, was ich da finden werde? Wenn es ein Komet ist, enthält er vielleicht wertvolle Edelmetalle. Oder ich verkaufe ihn an ein Museum. Aber wenn ich Pech habe, ist es nur verkohlter Satellitenschrott.

Ich steige vom Fahrrad ab und schaue mich kurz um, ob jemand in der Nähe ist. Ich kann niemanden sehen und lege mein Rad auf die Wiese am Ufer. Aufgrund der eher dürftigen Lichtverhältnisse hole ich mein Handy raus. Ich schalte die Taschenlampenfunktion ein und sehe nun besser. Ich kann die Einschlagstelle gut erkennen. Der Krater liegt zum größten Teil am grasbewachsenen Ufer, hat aber auch die Kante zum See erwischt. Er misst gute fünf Meter oder mehr und ist tief genug, dass nun Wasser hineinläuft.

In der Mitte des Kraters liegt etwas. Das muss das Ding sein, das abgestürzt ist. Als ich näherkomme, erkenne ich, dass es durch den Einschlag teilweise mit Erde bedeckt ist,

die sich mit dem heranschwappenden Wasser zischend vermengt. Es riecht unangenehm nach Schwefel. Im Licht meines Handys untersuche ich das Ding. Wenn ich mit der Hand nah an das Äußere gehe, spüre ich, wie heiß es immer noch ist, obwohl es vom Wasser nach und nach abgekühlt wird. Ich schätze, dass es einen Durchmesser von etwa zwei Metern hat und aus einem grün schimmernden Metall besteht. Mit dem Fuß versuche ich, Erde von dem Objekt zu schaben. Zwischendurch stelle ich den Fuß immer wieder schnell ins Wasser. Dass mir die Sohle schmilzt, will ich ja nun auch nicht. Dennoch mischt sich in den stechenden Geruch nun der von angeschmortem Gummi. Für einen Kometen sieht mir die Oberfläche zu künstlich aus. Und einen Satelliten habe ich mir immer kantiger und mit rechteckigen abstehenden Metallsegeln vorgestellt. Sehr seltsam. Nach einigem Schieben und Graben bemerke ich, dass das Ding ein Loch mit einer offenen Klappe hat, die im Matsch liegt.

Dann erstarre ich. Warum ist mir das nicht viel früher aufgefallen? Seltsame Farbe, viel zu künstlich für einen Asteroiden und unverhofft vom Himmel gefallen. Das ist eine fliegende Untertasse! Ein Raumschiff! Ein Ufo!

Aber halt! Satelliten haben doch sicher auch die eine oder andere Klappe, die aufgehen kann, oder nicht? Ich leuchte mit meinem Handy in das Innere des vermeintlichen Ufos. Es steht inzwischen eine Menge Wasser darin.

Ich sehe nicht, dass irgendetwas Ufo-mäßig leuchtet. Ich habe mit Boardcomputern und einer Menge Lämpchen gerechnet.

Da! Das ist der Beweis. Ein Satellit bräuchte keinen kleinen Sitz. Also muss es sich hier auf jeden Fall um ein Ufo handeln! Ich leuchte weiter darin herum. Vielleicht kann ich ja noch irgendetwas Interessantes entdecken.

Moment mal! Wenn ich hier wirklich gerade vor einem echten Ufo hocke, also einem Raumschiff, gebaut von einer außerirdischen Rasse, dann sollte ich in dem Ufo doch auch einen Außerirdischen finden!

Ich leuchte nochmal vorsichtig hinein. Man weiß ja nie, wer oder was einem entgegenspringt. Nichts. Nur Wasser, der Sitz und sonst Leere. Kein Alien. Komisch. Wenn das hier wirklich eine Untertasse ist, dann müsste die auch von einem Alien gesteuert worden sein. Das ist aber weder auf seinem Sitz noch sonst irgendwo in dem Teil.

Also muss das Alien hier draußen sein!

Schlagartig nehme ich eine verteidigende Kampfposition ein. Obwohl mir das nicht besonders viel nützen wird, denn so ein Alien wird sicher eine Laserwaffe dabei haben oder Säure aus dem Mund spritzen können. Außerdem kann ich gar nicht kämpfen. Ich stehe fast eine Minute beinahe regungslos so da. Im Hintergrund höre ich nur das Rascheln der Bäume im Wind und das Hin- und Herschwappen des Wassers. Nichts passiert. Ich entspanne mich ein wenig.

Dabei glitscht mir mein Handy aus der Hand, landet mit der Lampe nach oben im Gras und blendet mich. Ich hebe es auf und säubere das Display vom Schmutz. Währenddessen erholen sich meine Augen vom grellen Licht.

In meinen Augenwinkeln nehme ich etwas Kleines, Klobiges wahr. Wahrscheinlich einer der Begrenzungspoller, die Autos vom Ufer fernhalten sollen. Aber die bewegen sich normalerweise nicht. Sofort verkrampft sich mein Körper wieder. Jetzt bewegt er sich nicht mehr. Braver Poller. Ich beschließe, mich auf drei umzudrehen und die Taschenlampe auf den Poller zu richten.

Eins.

Zwei.

Drei!

Es ist kein Begrenzungspoller für Autos. Es ist das Alien. Es ist vielleicht einen halben Meter groß und mein Licht blendet es so, dass es die großen, dunklen Augen zusammenkneifen muss. Ansonsten tut es nicht viel. Es steht nur angespannt da, schnauft und kneift die Augen zusammen. Dann atmet es schwer aus, fällt vorne über und bleibt reglos im Matsch liegen.

Ist es tot? Habe ich es mit dem Licht meines Handys umgebracht? Was weiß ich, wie ein Alien auf sowas reagiert? Ich kann nicht sehen, ob es noch atmet. Da es mich ja eben noch schnaufend angesehen hat, nehme ich an, dass Atmen auch bei einem Alien zu den wichtigen Lebensfunktionen gehört. Wie bei den meisten Lebewesen eben.

Ich nähere mich ein paar vorsichtige Schritte, bin aber dabei immer bereit, einen sofortigen Satz nach hinten zu machen, falls es sich nur tot stellt und seine außerirdischen Fangzähne in mich bohren will. Also, wenn es Fangzähne hat.

Auch ein paar Schritte später tut sich nichts. Nun erkenne ich, dass sich der Brustkorb leicht hebt und senkt. Also atmet es und lebt noch. Dabei macht es blubbernde Geräusche. Es liegt ja auch mit dem Gesicht im Matsch.

Ich nehme mir einen Stock und stupse es an. Keine Reaktion. Auch nach mehrmaligem Piken an unterschiedlichen Stellen kann ich nicht mehr aus dem kleinen Wesen herausbekommen als ein schwaches Stöhnen.

Ich beschließe, es umzudrehen. Ohne Stock. Ich packe es an der Seite und rolle es herum. Die gesamte Vorderseite ist mit Matsch bedeckt und allgemein springt mir nicht gerade das pure Leben entgegen. Darüber bin ich auch erstmal froh. Der Atem des kleinen Wesens geht nun intensiver.

Der Körper ist nach wie vor schlaff. Ich halte es definitiv für bewusstlos. Wenn ich Glück habe, dann bleibt das auch noch eine Weile so.

Mir fällt auf, dass es gar nicht so super alienhaft aussieht, wie man sich das vorstellt. Es trägt einen kleinen Anzug, einen Raumanzug oder so etwas. Der Kopf ist allerdings nicht von einem Astronautenhelm bedeckt. Ich kann trotz des Matsches erkennen, dass dem Alien am ganzen Kopf kurzes Fell wächst. Sogar die geschlossenen Lider sind von dichtem Haar bedeckt. Bis auf die Augen hat es nichts mit den von Laura beschriebenen Greys gemeinsam. Es sieht aus wie ein Koala mit viel zu großen Augen.

Ich schrecke hoch, weil ich etwas aufleuchten sehe. Ein Auto fährt die Promenade entlang. Dem Flackern nach leuchten Taschenlampen aus dem Auto in die Umgebung.

Ein Polizeiwagen. Mist! Was mache ich denn nun? Wenn sie in dem Tempo weiterfahren, werden sie in weniger als einer Minute hier sein. Ich muss weg! Muss ich? Ich meine, was können die mir anhaben? Ich bin ja auch nur ein Passant. Aber das Alien. Was machen sie mit ihm?

Ich denke zu lange nach. Keine Zeit mehr zum Flüchten. Ich renne zu meinem Fahrrad, packe es und werfe den Drahtesel möglichst weit in den nächsten Busch. Dann hetze ich zum Alien, versuche es vorsichtig hochzuheben und renne zum gleichen Busch, in dem ich das Fahrrad versenkt habe. Ich lasse mich ungeschickt zwischen den

Zweigen zu Boden fallen. Das Alien liegt nun wiegenartig in der Mulde meines Schneidersitzes. Atmet noch, gut. Ich keuche etwas, nicht gut.

Obwohl mein Fahrrad nur zwei oder drei Meter entfernt liegt, kann ich es von hier nicht sehen. Ich hoffe, dass es nicht entdeckt wird, auch wenn da nun eine große, verräterische Delle im Busch ist.

Ich sehe den Kegel einer Taschenlampe in meiner direkten Nähe am Boden entlangfahren.

»Da!«, schallt es aus dem Polizeiauto. Der Wagen bremst.

»Ich denke, wir haben es gefunden.«

Ich kann das Auto nicht sehen, höre aber, wie die beiden Polizisten aus dem Wagen steigen und die Türen wieder schließen. Sie leuchten die Gegend im und um den Krater ab.

»Ist da einfach reingeknallt und hat ein mächtiges Loch hinterlassen. Das ist ja ein Ding!«, sagt der Polizist, den ich immer noch nicht sehen kann. Der andere ist ein Dicker mit Schnauzbart. Er steht direkt am Kraterrand und leuchtet hinein.

»Ist bestimmt ein Satellit oder sowas.«

»Und jetzt? Melden und zurückfahren?«, fragte der, den ich nicht sehen kann.

»Ja, mache ich gleich«, erwidert der Dicke und schaltet seine Taschenlampe aus. Ich bemerke erst jetzt, dass ich vergessen habe, die Lampe meines Handys auszuschalten.

Ich verdecke sie schnell mit meinem Finger, der daraufhin rot aufleuchtet und mich an ein Alien aus einem Film aus den Achtzigern erinnert. Mit einem Wisch und einem Tab schaffe ich es endlich, das Licht auszuschalten, und hoffe, dass sie mich nicht bemerkt haben.

»Du kannst ja schon mal gucken, ob du in der Umgebung irgendwelche Trümmerteile findest. Und mach Fotos!«

»Mach ich«, erwidert der andere. Seine Taschenlampe leuchtet nun in der Gegend herum, während der Dicke zum Auto zurückgeht.

Da sitze ich nun. Im Schneidersitz in einem Busch. Mit einer außerirdischen Lebensform im Schoß. Das Alien schläft oder ist noch bewusstlos. Was ist da eigentlich der Unterschied? Im Großen und Ganzen empfinde ich mich hier als sicher, wenn da nicht dieser Polizist wäre, der nun die Gegend absucht. Früher oder später wird er auch hier vorbeikommen und mich dann hier sitzen sehen. Das ist dann der Punkt, an dem es unangenehm wird. Also habe ich vor, es erst gar nicht so weit kommen zu lassen.

Der dicke Polizist scheint im Auto zu sitzen. Ich kann nicht genau hören, was er da von sich gibt, aber es klingt, als würde er telefonieren oder funken. Der andere macht mit seinem Handy hier und da Fotos. Er ist groß und schlaksig. Die beiden sind ein bisschen wie Dick und Doof, und wenn ich Glück habe, dann verhalten sie sich auch so.

Der Plan ist, eine Gelegenheit abzuwarten, das Fahrrad aus dem Busch zu ziehen, das Alien in den Korb zu legen und abzuhaufen. Natürlich unbemerkt. Natürlich. Klappt bestimmt. Wenn ich in die Richtung fahre, aus der die Polizisten gekommen sind, müssen sie erst das Auto wenden, bevor sie mir folgen können. Das sollte mir einen Vorsprung verschaffen.

Okay, der Plan steht. Ich komme langsam aus dem Schneidersitz in die Hocke und mache mich bereit.

Da scheint mir plötzlich die geballte Ladung einer Taschenlampe ins Gesicht. Ich gucke den Polizisten an. Er guckt mich an. In der einen Hand das Handy, in der anderen die Taschenlampe.

Zwei Sekunden passiert gar nichts.

Dann springe ich auf und laufe los, das Alien dabei wie eine Braut in den Armen. Ich muss mein Fahrrad holen.

»Ey, was soll das denn?«, ruft der schlaksige Polizist und leuchtet mir hinterher.

Ich stehe vor der Stelle im Busch, an der ich das Fahrrad versenkt habe.

Ich habe nicht genug Arme.

Wie soll ich denn das Alien halten und gleichzeitig das Fahrrad da rausbekommen? Toller Plan! Ich gucke wieder den Polizisten an. Der schaut verdutzt zurück.

»Stehenbleiben, habe ich gesagt.«

Hat er gar nicht. Ist mir auch egal. Ich renne los.

6

Als ich am Polizeiauto vorbeirenne, blicke ich in die Augen des dicken Polizisten. In seinem Gesicht spiegelt sich die völlige Unkenntnis der Situation wider.

»Mann, Timo! Dem musst du hinterher!«, brüllt der dünne Polizist ihm entgegen und nimmt die Verfolgung auf. Ich kann noch sehen, wie der Dicke im Auto einen Stift und ein kleines Büchlein fallenlässt und den Wagen startet, um ihn zu wenden, während ich die Straße entlang renne. Der Abstand zu dem mir hinterherrennenden Polizisten ist noch groß genug, dass ich mich in sicherer Entfernung fühle. Ich beschließe, in die nächste Abzweigung zu laufen. Vielleicht kann ich die beiden abhängen.

»Du sollst ... stehenbleiben ... Junge!«, ruft mir der dünne Polizist hinterher. Die Worte kommen eher in Bröckchen aus seiner Kehle, was mir verrät, dass er am Rennen genauso wenig Spaß hat wie ich. Nachdem ich die ersten fünfzig oder sechzig Meter der schlecht beleuchteten Nebenstraße entlang gerannt bin, kommt auch der Dünne um die Kurve, dicht gefolgt von seinem Kollegen im Auto. Dank der Scheinwerfer des Wagens kann ich jetzt alles vor mir klar erkennen.

»Schnell, steig ein!«, höre ich es hinter mir. Als ich mich umdrehe, sehe ich den dünnen Polizisten hechelnd am

Straßenrand stehen. Das Auto bleibt kurz stehen und er steigt auf der Beifahrerseite ein.

»Er ist ... da hoch«, keucht er und schließt die Tür.

Der Wagen fährt an und die Scheinwerfer kommen wieder näher. Jetzt muss ich mir was einfallen lassen. Lange halte ich das auch nicht mehr durch.

An der nächsten Kreuzung laufe ich nach links. Die Straße, in der ich mich jetzt befinde, bietet mir auch keine sinnvolleren Optionen, als weiter geradeaus zu laufen. Ich kann sehen, wie die Scheinwerfer des Wagens von der Häuserreihe zu meiner Rechten in die Mitte schwenken.

»Junge, bleibt stehen und erspar uns den Quatsch!«, höre ich es hinter mir aus dem Auto rufen. Der dünne Polizist lehnt sich aus dem Fenster. Haben die kein Megafon oder sowas?

Nach ein paar Metern sehe ich einen schmalen Gang zwischen zwei alten Gebäuden.

Ich ergreife meine Chance und renne hinein. Er ist nicht beleuchtet, ich kann aber die Laternen auf der anderen Seite sehen. Meine Arme fangen an wehzutun, das kleine Alien wird langsam ziemlich schwer. Trotz des Rennens, der Rufe und des grellen Lichts macht es keine Anstalten aufzuwachen. Ich renne weiter, orientiere mich an den Laternen auf der anderen Seite und hoffe, nicht zu stolpern oder gegen etwas zu knallen.

Hinter mir höre ich nach ein paar Sekunden das abrupte Bremsen des Polizeiwagens. Der Fahrer leuchtet mir mit seiner Taschenlampe hinterher. Links und rechts flüchten ein paar Ratten vor dem Licht und lassen die zerfressenen Müllsäcke vorerst in Ruhe. Aus Versehen erwische ich eine Ratte mit dem Fuß und lasse sie ein paar Meter vor mir durch die Luft fliegen. Sie gibt dabei ein empörtes Quieken von sich, rennt aber gleich weiter, nachdem sie auf allen Vieren gelandet ist.

Ich erreiche das Ende des Ganges und biege nach rechts ab. Raus aus dem Kegel der Taschenlampe. Total fertig bleibe ich stehen. Es kommt mir vor, als müsste ich gleich kotzen. Meine Lunge brennt wie Feuer und Schweiß tropft von meinen Haaren auf das kleine Alien in meinen vor Schmerz brennenden Armen. Es ist immer noch bewusstlos. Ich blicke zur Gasse, aus der ich gekommen bin, und sehe keinen Taschenlampenkegel. Dann lausche ich nach Schritten.

Nichts.

Haben sie aufgegeben?

Ich lege das Alien vorsichtig auf eine kleine Grasfläche und gehe zurück. Meine Arme freuen sich, diese Last endlich losgeworden zu sein, und teilen mir dies mit weiteren Schmerzen mit. Als ich mich dem Gang nähere, ducke ich mich und lausche, kann aber weiterhin nichts hören. Ich spähe um die Ecke.

Nichts zu sehen.

Weder im Gang noch am anderen Ende. Keine Polizisten, kein Polizeiwagen. Sie haben aufgegeben.

Ich schleppe mich zu der Stelle, an der ich das Alien abgelegt habe, und lasse mich neben ihm nieder. Ich befinde mich nun zwischen dem historischen Museum und einem Altenheim. Hier sollte ich erstmal Ruhe haben.

Der Atem des Aliens geht gleichmäßig und flach. Meiner geht zwar pfeifend, beruhigt sich aber allmählich. Dann beuge ich mich zur Seite, stütze mich mit meinen Armen ab und breche auf die Rasenfläche. Das Laternenlicht lässt die letzten Reste von Röhrei und Tomate erkennen, die ich mir, kurz bevor ich zur Arbeit gerast bin, noch reingeschaufelt habe.

Danach geht es mir etwas besser. Ich rücke von meinem Abendbrot weg und betrachte das Alien. Es liegt noch genauso da, wie ich es hingelegt habe, und ich frage mich, ob es beim Absturz vielleicht Verletzungen erlitten hat. Von außen kann ich zumindest keine erkennen. Mir fällt auf, dass es eine Art Reifen um den Hals trägt, der direkt mit dem Anzug verbunden zu sein scheint. Vielleicht dient er dazu, einen luftdichten Helm zu halten. Das Teil stört sicher beim Atmen, und so beschließe ich, ihm die Krause abzunehmen. Sie muss ja einen Mechanismus zum Öffnen haben. Als ich versuche, die Halskrause zu drehen, bemerke ich, dass das schlicht und einfach nicht geht. Als ob das

ringförmige Ding viel zu eng wäre. Obwohl die Krause starr ist, kann ich nicht mal einen Finger zwischen Metall und Fell bekommen. Es macht den Anschein, als ob sie nicht nur mit dem Anzug, sondern auch direkt mit dem Hals des Aliens verbunden wäre.

Ich höre auf, an der Krause herumzuspielen, denn das Alien scheint ja trotzdem irgendwie Luft zu bekommen. Da auch bisher kein Anzeichen eines Polizisten zu bemerken ist, denke ich, dass sie einfach wieder zur Absturzstelle gefahren sind, und ich beschließe, noch einige Minuten zu verschlafen.

7

Ich erwische mich dabei, dass ich beim Ausruhen fast einicke. Mein Kopf schreckt aus der Schräglage hoch und ich bin sofort wieder hellwach.

Das reicht, ich muss weiter. Das Einzige, was mir auf die Schnelle einfällt, ist nach Hause zu gehen, um das Alien und mich in Sicherheit zu bringen. Ich stemme mich also auf und gucke in die beleuchtete Nacht. Immer noch ist alles ruhig. Ich sehe auf mein Smartphone. Es ist kurz nach halb vier, und am Himmel kann ich bereits erkennen, dass es langsam anfängt zu dämmern. Ich knie mich nieder und wuchte mir das Alien wie ein Kleinkind auf die Arme, sodass es an meiner Schulter lehnt. Durch den Pullover

kann ich seinen warmen Atem spüren. Erstmal muss ich meine Gehirnzellen zusammenkratzen, um mir einen Plan zurechtzulegen, wie ich unbemerkt nach Hause komme. Ich werde etwas über eine halbe Stunde brauchen.

Von hier aus gelange ich über eine Einfahrt auf eine Straße quer zu derjenigen, auf der mich die Polizisten vor Kurzem noch verfolgt haben. Vereinzelt fahren Autos durch den anbrechenden Morgen, wahrscheinlich Bäcker oder andere berufsbedingte Frühaufsteher.

»Wir feiern bis zum Uuu-humfallen, lala loo«, höre ich aus einiger Entfernung. Richtig, es ist die Nacht von Freitag auf Samstag, und das heißt, dass der Speicher heute offen hatte, unsere einzige Disko im Umkreis von einer Stunde Autofahrt. Freitag und Samstag Party und unter der Woche geschlossen. Ich war nur zwei oder drei Mal da. War nicht so mein Ding. Wie soll man denn feiern, wenn man fast nur bekannte Gesichter trifft? Verhältst du dich dumm, fliegst hin, gerätst in eine Schlägerei oder lässt dich total besoffen abschleppen, bist du für eine Woche eines der wenigen Gesprächsthemen der ganzen niederen Stadtbevölkerung. So lange, bis am folgenden Wochenende der nächste Depp gefunden wird, über den man sich das Maul zerreißen kann.

»Heute die Blonde, morgen die and're! Aaaallee woll'n mich haaaben«, kommen die Stimmen langsam näher, und jetzt kann ich sie nicht nur hören, sondern auch sehen.

Drei sichtlich angetrunkene Jungs kommen mir auf der anderen Straßenseite entgegen.

Ich schaue mich um und suche ein Plätzchen zum Verstecken. Ich entdecke an der Seite eines Schuhgeschäfts eine Bepflanzung, hinter der sie mich nicht sehen dürften. Dort angekommen finde ich ein kleines Tor, das hinter das Gebäude führt. Ich teste vorsichtig, ob es sich öffnen lässt. Der Griff des Tores quietscht mir für die momentane Situation etwas zu laut, und es macht den Anschein, als wäre abgeschlossen. Ich hoffe, dass ich damit keine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt habe.

»Warum? Waaaarum ist da kein Bier in meiner Hand, Mann?«, ruft einer der drei gut hörbar. Die Gruppe scheint nun direkt auf meiner Höhe zu sein.

»Weil das in meiner Hand ist, Keule!«, ruft eine andere Stimme.

Da stimmt der Dritte im Bunde ein. »Komm, gib Keule sein Bier zurück, dann is' Ruhe!«

»Genau!«

Den Rest kann ich nicht verstehen, aber Keule scheint sein Bier bekommen zu haben, denn kurze Zeit später ist es wieder still. Ich komme aus meinem Versteck hervor und schaue auf die Straße. Die Jungs sind weit genug weg und es macht nicht den Anschein, als würden sie spontan zurückkommen wollen. Ich mache mich also weiter auf den Weg nach Hause.

Die nächsten Minuten habe ich das Glück, ungestört meiner Wege gehen zu können. Ich bin jetzt vielleicht noch einen Kilometer von zu Hause entfernt. Ich kontrolliere nochmal, wie es dem Kleinen auf meinem Arm geht. Es sabbert mich voll. Das erklärt die ausstrahlende Kälte auf meiner Schulter. Sonst scheint aber alles okay zu sein. Jedenfalls soweit ich das mit meinem geringen medizinischen Fachwissen über Aliens beurteilen kann.

Da fällt mir Laura ein. Die wüsste sicher, was zu tun ist. Schließlich sind Außerirdische voll ihr Ding. In rund zwei Stunden müsste ihre Nachtschicht zu Ende sein. Mir wäre es lieber, mit ihr Unsinn zu quatschen und Türgriffe zu schmirkeln als das, was ich hier gerade tue. Vielleicht sollte ich sie morgen anrufen. Sie hat sicher eine Idee, was zu tun ist.

Ein paar Minuten später stehe ich endlich vor dem Treppenaufgang meiner Wohnung. Meine Füße tun weh, mein Rücken auch und meine Arme haben eigentlich auch keine Lust mehr. Ich hole den Haustürschlüssel aus der Gesäßtasche meiner Jeans und mache mich auf, Mount Treppenhaus zu besteigen. Wie doof muss man sein, um in den fünften Stock zu ziehen?

»Sehr doof«, blubbere ich vor mich hin. Dummerweise haben wir ein Problem mit dem Fahrstuhl: Es gibt keinen. Also muss ich mich mit Alien die fünf Stockwerke

hochschleppen. Oben angekommen schließe ich die Tür auf und bin endlich zu Hause.

In Sicherheit!

Ich streife meine Schuhe von den Füßen und beschließe, das Alien erstmal auf das Sofa im Wohnzimmer zu legen. Ich schalte mit dem Ellenbogen das Licht ein und bemerke wieder, dass das kleine Ding ja voller Matsch von der Absturzstelle ist. Ich trage es also ins Badezimmer und lege es in die Badewanne. Hier und da kann ich etwas festgewordenen Matsch bereits abreiben. Es wäre wohl das Beste, dem Alien einfach den Raumanzug auszuziehen.

Die Suche nach Knöpfen oder einem Reißverschluss stellt sich als erfolglos heraus. Besonders dehnbar ist er auch nicht. Dieser Alienkram macht mich noch wahnsinnig! Vielleicht kann ich wenigstens den Matsch mit der Duschbrause abspülen. Ich teste die Wärme des Wassers über dem Abfluss und stelle es lauwarm ein. Nach und nach kann ich den größten Dreck vom Anzug spülen. Das Alien trägt sogar kleine Raumfahrerschühchen. Nach kurzer Zeit ist der Anzug von vorn wieder so gut wie sauber, also richte ich das Alien auf, um auch den Rücken vom Schmutz befreien zu können. Beim Abspülen des Rückens zuckt es kurz zusammen. Ich erschrecke mich und lasse es mit einem lauten *Klong* zurück in die Wanne fallen. Auch den Duschkopf lasse ich fallen und spritze mich dabei selbst nass.

Als ich wieder alles unter Kontrolle habe, sehe ich, dass das Alien immer noch reglos, aber atmend daliegt. Immerhin macht es keinen so leblosen Eindruck mehr, denn seine Atmung ist nun intensiver. Vielleicht schläft es jetzt einfach. Ich stelle das Wasser ab, hole ein großes Handtuch und wickle es darin ein. Pitschnass stehe ich in meinem Badezimmer mit einem Alien auf dem Arm, als wäre es mein eigenes Kind. Das wäre nun ein schöner Moment, um einfach aufzuwachen und das alles wäre nie geschehen. Jaja, was für ein spannender Traum.

Ich warte kurz, akzeptiere, dass es kein Traum ist, und lege mein Alien-Baby ins Waschbecken. Ich muss mir nun erstmal selbst die nassen Klamotten ausziehen. Ich hänge sie über den Badewannenrand und trockne mich ab.

Als ich nun nackt vor meinem Alien-Wickelkind stehe, kommt mir der Gedanke, was passiert, wenn es jetzt aufwacht, mich anspringt und mir da reinbeißt, wo es richtig wehtut. Fluchs mache ich mich auf ins Schlafzimmer und ziehe mir frische Klamotten an. Beim Zuknöpfen der Hose vernehme ich aus dem Badezimmer ein leichtes Schnarchen. Ich deute das mal als ein gutes Zeichen.

In voller Montur hebe ich das Alien aus dem Waschbecken und trage es ins Wohnzimmer. Wenn ich es auf das Sofa lege, könnte es herunterfallen. Also lege ich es auf den Boden und hole meine Winterdecke aus dem Schrank. Daraus baue ich eine Art Nest, in das ich das

kleine, schnarchende Alien hineinkuschle. Ich decke es ein wenig zu und falle dann erschöpft auf mein Sofa. Nur kurz durchatmen und dann halte ich Wache, bis es wieder aufwacht. Morgen Nachmittag rufe ich dann Laura an. Sie wird wissen, was zu tun ist.

lipu toki pi tenpo ni

nanpa pi tenpo suno ni li ni: 34-5-56204 - UT

nanpa pi tawa pali ni li ni: E50037

pini li ni: o tawa e jan Mana, tawa tomo pi tawa ala. o kama jo e ilo utala pi suli mute pi nanpa 3, lon mun 44-2M3.

lipu toki ni li nanpa 12:

ni li lon: tomo tawa mun pi nanpa Zol-4 pi ante lili li pakala, tan utala mi. tomo tawa mun ni li ken tawa ike e ona, tawa mun 44-2M3 li lon mun ni. taso mi sona ala e lon pona ona. mi tawa e mi, tawa mun ni. tenpo kama la mi alasa e jan Mana. mi sona ala e ni: jan Mana li moli.

lipu toki pi jan Akon li pini.

»Knusper, knusper knäuschen, wer knabbert an mei'm Häuschen«, singt eine fette Kröte mit heraushängender Zunge.

»Los! Schneiden wir ihn in Scheiben und legen ihn uns aufs Brot!«, krächzt eine andere, knochige, dünne Kröte. Ich laufe vor ihnen weg, komme aber kaum vorwärts, obwohl sich der Boden unter mir so schnell bewegt, dass ich ihn kaum erkennen kann.

»Sein Kopf macht sich sicher gut als Teekanne oder als Bowlingkugel«, unkt die fette Kröte und beide lachen und prusten. Speicheltropfen und Sabberschlieren klatschen mir in den Nacken und laufen mir warm den Rücken hinunter.

Ich renne und renne immer weiter. In meinen Armen trage ich eine Schneekugel in der Größe eines Medizinballs. In ihr erkenne ich die Stadt, in der ich lebe. Ich renne weiter und höre unter meinen Füßen ein Knirschen und Krachen. Mit jedem Schritt, den ich tue, werde ich langsamer, egal wie sehr ich mich auch bemühe, vom Fleck zu kommen. Ich erkenne, dass ich durch Tausende Bruchstücke von Pfefferkuchen stampfe. Die Kröten lachen bei jedem Schritt den ich tue auf und unter mir kracht es immer lauter und lauter.

Als ich wieder hochsehe, bemerke ich, dass es nicht nur die Pfefferkuchen sind, die diese Geräusche von sich geben.

Auch das Glas der Schneekugel in meinen Armen bricht mit jedem Schritt ein wenig mehr.

Krach.

Splitter.

Krrrrrrck.

Ich versuche, die Risse der Kugel von mir wegzudrehen, doch so sehr ich auch drehe, die Risse bewegen sich keinen Millimeter. Bei meinem nächsten Schritt wird mir klar, dass es nicht die Kugel ist, die gleich zerspringt.

Ich bin es.

Krrr...

10

Ich reiße die Augen auf und fasse mir an den Kopf, um zu überprüfen, ob noch alles da ist, wo es hingehört.

Ist es. Das beruhigt mich.

Durch das Fenster kann ich den neuen Tag hereinscheinen sehen. Es war nur ein Traum. Kein besonders schöner, aber nur ein Traum.

Wie bin ich denn hier auf dem Sofa gelandet? Richtig. Ich bin durch die halbe Stadt gehechtet auf der Flucht vor der Polizei, weil ich ein kleines Alien gefunden habe.

Wie bitte, was?!

Das Alien! Selbstverständlich! Und ich bin hier einfach eingeschlafen!

Schnell gucke ich auf den Boden und schlage die Decke des kleinen Nestes, das ich für das Alien gebaut habe, zurück. Es ist leer. Kein Alien. Nicht einmal ein Hundewelpen oder ein gammlicher Teddybär, den ich im Wahn vielleicht für ein Alien gehalten haben könnte.

Sicher habe ich mir das alles nur eingebildet. Ein Alien. So ein Blödsinn!

Ich setze mich wieder auf das Sofa und will die Beine wie immer auf die Tischkante legen. Im nächsten Moment schlagen meine Hacken auf dem Boden auf. Da ist keine Tischkante mehr. Hat da jemand gut ein Viertel meiner Tischplatte abgesägt? Was soll das denn bitte?

Als ich mich nun etwas genauer in meinem Wohnzimmer umschaue, bemerke ich, dass hier so einiges nicht stimmt. Denn auch am Sideboard, auf dem der Fernseher steht, fehlt eine Ecke. Ein Vorhang wurde samt Halterung vom Fenster heruntergerissen und die Haltestange ist nur noch zur Hälfte vorhanden. Aus etlichen Schubladen wurden die Inhalte rausgeräumt, und die meisten Dokumente, Briefe und Werbeflyer sind zerfleddert, als hätte ein einsamer Hund sich an ihnen zu schaffen gemacht. Das muss doch alles einen Heidenlärm gemacht haben. Wie konnte ich denn dabei ungestört schlafen?

Knirsch! höre ich es aus dem Nebenzimmer. Sofort muss ich wieder an den Traum mit den beiden fetten Kröten denken. Und noch einmal: *Knirsch!* Das kommt aus

meinem Schlafzimmer. Die Tür ist offen und bewegt sich etwas hin und her.

Was zur Hölle habe ich da gestern mit nach Hause genommen?

Ich stehe auf und gehe möglichst geräuschlos in Richtung Tür.

Knirsch!

Als ich näher bin, sehe ich im Schatten einen kleinen Körper, der sich an der Ecke meiner Schlafzimmertür zu schaffen macht. Gut ein Drittel der Tür ist bereits zerstört.

»Was soll das denn?«, rutscht es mir vor Empörung heraus.

Das Alien dreht sich mit einem Sprung zu mir um und lässt einen Schrei los. Dabei kann ich in seinem Mund viele spitze Zähne erkennen. Das sind mehr Zähne, als in einem so kleinen Mund Platz haben sollten. Bei dem Anblick schreie auch ich laut auf und trete die Flucht zurück zum Sofa an.

Als ich zwischen kaputtem Tisch und Sofa knie, gut verschanzt hinter der Lehne meines Sessels, sehe ich, dass auch das Alien die Flucht ergriffen hat. Anscheinend hat es genauso viel Angst vor mir wie ich vor ihm.

Ich betrachte die zerstörte Kante meines Tisches. Da wurde nicht gesägt, das sind Bissspuren. Und auch an den anderen zerstörten Möbeln in meiner Wohnung kann man

deutliche Bisspuren erkennen. Das Ding frisst meine Wohnung!

Oder fraß meine Wohnung, denn ein Knirschen kann ich jetzt nicht mehr hören. Okay, ich bin ein Mensch und in meinem Schlafzimmer ist ein Alien. Das könnte doch der erste Kontakt zwischen Menschen und Außerirdischen in der Geschichte sein. Und das in meinem Schlafzimmer! Das ist so bescheuert, das wird nie in einem Geschichtsbuch stehen. Aber hier rumzuhocken, macht noch keinen Kontakt. Also los!

»Hallo? Mein Name ist Benjamin Havel. Ich komme, also ich bin, von der Erde. Wer bist du und kommst du in Frieden?« Oder kommst du, um unsere Wohnungen zu fressen?

Zunächst höre ich nichts, keine Reaktion. Also noch ein Versuch.

»Benjamin Havel, friedlich. Du auch friedlich?« Ich bin mir nicht sicher, ob mich ein Alien besser versteht, wenn ich schlechteres Deutsch spreche. Ich höre ein kleines Knarzen aus dem Schlafzimmer, anscheinend bewegt es sich.

»o awen! o tawa e ilo pakala ali, tawa anpa!« Ich verstehe kein Wort. Ich denke, das beruht auf Gegenseitigkeit. Für mich klang das Alien aber recht harsch, fast befehlend. Andererseits, vielleicht ist das einfach seine Art, zu sprechen. Dann kopiere ich das einfach.

»Du musst keine Angst vor mir haben. Ich bin ein Freund«, rufe ich im etwa gleichen Tonfall zurück.

Für kurze Zeit höre ich nichts mehr.

»mi utala pona li jo e ilo pakala wawa. o anpa e sina! sina anpa ala e sina la ni li ike, tawa sina!«, schallt es schließlich zurück.

Na bitte, geht doch. Eine Art Gespräch. Ich muss es am Laufen halten, also bölle ich zurück: »Du kannst da rauskommen. Hier ist es doch viel heller und freundlicher.«

»ike! mi pilin e ni: ona li sona e pilin mi«, sagt das kleine Alien zu meiner Überraschung viel sanfter als vorher. So geht es also auch.

»pona! mi tawa, tawa sina. sina ken awen e mi. nasin pona pi jan mun ali li wile e ni: sina pona, tawa mi. o toki, tawa jan pi mun mi!« Beim Versuch, irgendwas zu verstehen, kneife ich die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. Hilft kein bisschen.

Ich erschrecke mich, als sich die Tür wieder etwas bewegt. Ich glaube, es kommt raus. Da ist ein Fuß! Also der Schuh. Ich kann den Schuh eines Aliens sehen!

Moment mal, ich weiß doch, wie das Ding aussieht, ich habe es gestern schließlich durch die halbe Stadt geschleppt und dann hier sauber gemacht. Also durchatmen, Benjamin!

Nun steht das Alien so in der Tür, dass ich es zu Hälfte sehen kann. Es beäugt mich.

»mi sona e sina a! tenpo pini la sina lon ma utala pi tomo tawa mi«, sagt es und tritt aus dem Halbschatten hervor. Es steht nun fast genauso vor mir wie gestern Abend am See, bevor es umgekippt ist. Ich hocke immer noch in Habachtstellung zwischen Sofa und Tisch.

»Hallo«, sage ich, jetzt wieder in einem normalen Tonfall.

»tomo tawa mi li lon seme?«, kommen die Worte zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Ich bin Benjamin Havel von der Erde«, erwidere ich.

»tomo tawa mi li lon seme?«, sagt es noch einmal, nun aber deutlicher.

Wenn Kommunikation so abläuft wie bei anderen Menschen, die eine fremde Sprache sprechen, dann sind wir jetzt bei der Namensvorstellung. Ich zeige auf mich und sage deutlich: »Benjamin.« Dann zeige ich auf das Alien und wiederhole, so gut ich kann, was es gesagt hat. »domo dawa milion semö?«

Jetzt ist es das Alien, das die Augen zusammenkneift und mich offensichtlich zu verstehen versucht. Vielleicht habe ich seinen Namen nicht deutlich genug ausgesprochen.

»pona! tomo tawa mi li lon seme?«, schreit es mich plötzlich an. Offensichtlich habe ich es verärgert. Mist!

Ich schnaufe aus dem Gefühl heraus, nicht zu wissen, wie ich das hier vernünftig weiterführen kann. Als ich mich nach einer Lösung umsehe, entdecke ich die halb aufgefressene Stange meines Vorhangs und greife danach.

Sofort geht das Alien in eine Art Kampfhaltung. Was ehrlich gesagt etwas niedlich aussieht mit den kurzen Armen und Beinen.

Ah, ich verstehe. Es denkt, ich hätte mich bewaffnet.

»Nein, nein. Nix Waffe«, versuche ich es zu beruhigen und werfe ihm die Stange hin. Es weicht aus und verschwindet wieder hinter der angebissenen Schlafzimmertür. Das hat ja toll geklappt. Ich dachte mir, vielleicht ist es freundlicher gestimmt, wenn ich ihm etwas zu essen anbiete. Denn anscheinend schmeckt dem Alien meine Inneneinrichtung. Einige Sekunden sitze ich reglos da und warte ab. Dann kommt das Alien langsam wieder aus seinem Versteck.

»ni li seme?«, sagt es. Sehe ich da etwa einen skeptischen Ausdruck auf dem kleinen Gesicht? Es greift sich die Stange und springt in eine Kampfhaltung. »a! tenpo ni la mi anpa e sina!«, schreit es mir entgegen. Ich kann einen viel zu hohen Laut des Erschreckens nicht unterdrücken und springe auf das Sofa.

Das Alien verlässt seine Kampfhaltung und lacht. Es lacht mich aus!

Es setzt sich hin, fängt an, an dem Stab zu knabbern, und murmelt etwas dabei. »sina jan pi wawa ala.«

Gut. Anscheinend sind wir nun an einem Punkt, an dem immerhin nur noch einer von uns beiden Angst hat. Aber nur noch ein bisschen!

Wie spät ist es überhaupt? Ich hole vorsichtig mein Handy aus der Hosentasche. Das Alien richtet die Stange auf mich und ich erschrecke mich natürlich noch einmal. Das Alien gibt wieder amüsierte Laute von sich, als es weiter an der Gardinenstange kaut. Gleichzeitig beobachtet es mich aber ganz genau. Es ist bereits nach vierzehn Uhr. Ich beschließe, Laura um Hilfe zu bitten. Die weiß bestimmt, was zu tun ist. Wäre ja gelacht, wenn nicht! Ich wähle ihre Nummer.

Laura: »Hi, was gibt's?«

Ich: »Laura?«

Laura: »So nennt man mich.«

Ich: »Ich denke, ich brauche deine Hilfe.«

»tenpo kama la ni li seme?«, wirft das Alien dazwischen.

Laura: »Was ist los?«

Ich: »Kann ich nicht sagen.«

Laura: »Aber nichts mit Gefühlen und so!«

Ich: »Was? Nein! Es ist eher ein Tierproblem.«

Laura: »Und was soll ich da machen?«

»o pali ala e ike, tawa mi! sina sona ala sona e toki mi?«

Ich: »Sage ich dir, wenn du hier bist. Komm einfach, okay?«

Laura: »Ja, okay. Bin in einer Stunde oder so da.«

Ich: »Danke.«

Die Wartezeit verbringen das Alien und ich damit, dass ich ihm nach und nach verschiedene Dinge hinwerfe in der Hoffnung, es mit Fressen abzulenken. Wie sich herausstellt, interessiert es sich nur für Holz als Nahrungsmittel. Bei anderen Gegenständen wie der DVD-Spielerfernbedienung – ich weiß, dumme Idee – werde ich nur verständnislos angesehen oder beschimpft. Zur Ablenkung habe ich den Fernseher eingeschaltet, was kurzzeitig das Interesse des Aliens erregt. Hält aber nicht lange. Fernsehen und Ähnliches sind ihm anscheinend bekannt.

Nach etwas über einer Stunde klingelt es endlich an der Tür. Das laute Surren lässt das Alien aufschrecken und es springt wieder in die Kampfhaltung, die mir inzwischen gut vertraut ist.

»Keine Panik, Mr. Alien. Das war nur die Türklingel«, versuche ich möglichst deutlich zu erklären. »Ich gehe da jetzt hin und öffne die Tür. Das ist Laura. Die kennt sich mit Außerirdischen aus.«

Als ich aufstehe und langsam aus dem Wohnzimmer gehe, guckt es mir argwöhnisch hinterher. In der Hand hält es einen Kugelschreiber als Waffe und lässt die vielen scharfen Zähne blicken.

»Alles ist okay«, versuche ich es zu beruhigen. Ich drücke auf den Knopf an der Gegensprechanlage.

»Hallo?«

»Ja, hier ist Laura«, kommt es von unten mit der Tonqualität eines Walkie-Talkies.

»Ich mache auf«, sage ich und drücke auf den Summer. Kurze Zeit später höre ich das Klacken der Tür.

Vom Flur aus schaue ich ins Wohnzimmer. Das Alien hat die Arme inzwischen runtergenommen und beobachtet mich. Ich denke mir, wenn es in der Lage ist, ein Ufo zu fliegen, wird ihm auch das Konzept einer Gegensprechanlage klar sein.

»Oh Mann, ist das bescheuert. Wer zieht denn bitte in den fünften Stock?«, höre ich es dumpf durch die Tür, während Laura den Treppenaufgang hinaufkommt. Durch den Türspion kann ich sie auf den letzten Stufen beobachten. Bevor sie die Klingel im Treppenhaus drücken kann, mache ich auf.

»Hi, hallo, schön, dass du da bist«, werfe ich ihr leicht überschwänglich entgegen. Sie ist ziemlich außer Atem, so wie jeder, der hier hochkommt und den Aufstieg nicht gewohnt ist.

»Sag mal, warum gibt es denn hier keinen Fahrstuhl? Was soll das denn bitte?«, keucht sie.

»Ist ein altes Haus. Komm rein! Aber vorsichtig!« Ich trete zur Seite und sehe, wie das Alien die Flucht ins Schlafzimmer antritt, dabei die Kurve nicht richtig kriegt und gegen die halb offene Schlafzimmertür knallt.

»Hast du 'ne Katze?«, fragt Laura, als sie die Geräusche hört. Als sie sich bückt, um ihre Schuhe auszuziehen, fällt ihr der mit einem langen, roten Band gebundene Pferdeschwanz über die Schulter.

»Sowas Ähnliches.« Ich lache kurz auf und fange mir skeptische Blicke ein. Jetzt habe ich also zwei von der Sorte in meiner Wohnung.

»Okay, gestern Nacht ist mir was Seltsames passiert«, fange ich an. »Ich denke wir sollten uns erstmal hinsetzen.«

»Ja, dass deine Maschine kaputt ist, weiß ich ja. Oder ist was auf dem Heimweg passiert?« Sie richtet sich auf und wirft ihr Haar wieder nach hinten.

Ich gehe vom Flur in die Küche, um eine Kanne Kaffee aufzusetzen und um Laura erstmal dort hinein zu locken. Hier hat das Alien noch keine Möbel angeknabbert, was mir die Vorbereitung auf das, was da auf Laura zukommt, erleichtern sollte.

»Ja genau. Auf dem Heimweg. Kann man so sagen. Mein Fahrrad ist weg«, fällt mir plötzlich auf.

»Oh, das ist ja ätzend. Wurdest du überf...« Laura bleibt im Flur stehen und blickt in den Eingangsbereich des Wohnzimmers. »Was zur Hölle ist denn hier los?«

»Ich, also«, fange ich an, aber da geht Laura schon hinein und sieht sich um. Ich gehe hinterher und, ja, aus dieser Perspektive sieht das Zimmer wirklich schlimm aus.

»Was ist denn mit deinen Möbeln passiert? Wurde bei dir eingebrochen?«

»Nein, eingebrochen ist hier niemand«, versuche ich die Situation zu erklären.

»Ja, und was dann? Bist du so ein Messi wie aus dem Fernsehen?«

»Was bin ich? Ach so! Nein, nein!«

»Ja, dann weiß ich auch nicht, was mit dir nicht stimmt, Benjamin.« Nun steht sie mit den Fäusten in den Hüften vor mir. Als ich gerade meine nächsten Sätze zusammenpuzzeln will, springt das Alien direkt neben uns schreiend aus der Tür.

»o awen! mi utala pona li jo e ilo pakala. mi jan monsuta ala la tempo kama la mi ken moli e sina.«

Als nächstes höre ich einen lauten, spitzen Schrei gefolgt von einem dumpfen Aufprall. Lauras erschlaffter Körper liegt neben mir am Boden. Das Alien lässt seinen Gesichtsausdruck von aggressiv zu verwirrt gleiten.

»jan mute pi mun ni li jan monsuta anu seme?«

Ich gucke das Alien böse an. »Toll gemacht.«

Es zuckt mit den Schultern. Das hat es anscheinend verstanden – die Situation war ja auch ziemlich eindeutig. Ich beuge mich über Laura, die zwar noch auf dem Boden liegt, aber ihr Bewusstsein teilweise wiedererlangt hat.

»Alles okay?«, frage ich und reiche ihr eine Hand.

Sie versucht erst gar nicht, sie zu ergreifen, und krabbelt rücklings etwas nach hinten.

»Wa ... was ist das? Das ist doch nie im Leben so etwas Ähnliches wie eine Katze!«

Noch stehe ich zwischen ihr und dem Alien. »Okay, du musst jetzt versuchen, ruhig zu bleiben. Du bist hier, weil du die Einzige bist, die davon Ahnung hat. Also, gestern Abend, als ich auf dem Weg nach Hause war, da habe ich gesehen ...«, fange ich an.

»Ja, was hast du da gesehen?«

»Ich habe gesehen, wie ein Ufo abgestürzt ist.«

»Ach, erzähl doch keinen Mist!«, sagt sie und versucht aufzustehen.

»Warte, ich bin noch nicht fertig«, sage ich und bedeute ihr, lieber sitzenzubleiben. »Und das hinter mir, das ist sozusagen der Pilot des Ufos.«

Laura guckt mich jetzt wütend an. »Haha. Verarschen kann ich mich auch alleine, Benjamin.«

Ich trete einen Schritt zur Seite und gebe wieder den Blick auf das Alien frei. Beide gucken sich ein paar Sekunden stumm an. Lauras Augen werden größer und ihr Mund hängt offen. Dann winkt sie dem Alien zögerlich zu. Es winkt zurück.

»Ja, leck mich am Arsch«, entfährt es Laura so leise, dass ich es kaum hören kann.

»Ist alles in Ordnung?«, frage ich. Sie schaut zu mir hoch, dann wieder zum Alien. Dann wieder zu mir.

»Kein Mist?«

»Kein Mist.«

Wir gucken beide das Alien an.

»Kein ... Mist?«, macht das Alien uns nach.

Da müssen Laura und ich lachen. Das Alien erschreckt sich und springt wieder in die Kampfposition. Laura springt auch auf und geht ein paar Schritte nach hinten.

»Alles ist gut! Das war nur Lachen, siehst du?«, sage ich, halte meinen Bauch und tue so, als ob ich lachen würde. Das Alien kneift die Augen zusammen und entspannt sich wieder. Auch Laura hat sich wieder beruhigt.

Ich setze mich auf das Sofa. Sie setzt sich zu mir.

»Und was nun?«, fragt sie und lässt das Alien nicht aus den Augen.

»Ja, keine Ahnung. Darum habe ich dich ja angerufen. Du bist die Einzige, die ich kenne, die sich mit dem Alienkram auskennt.«

»Aber das ist doch alles nur irgendein Quatsch aus dem Internet. Oder dumme Behauptungen von Alkoholkranken, denen die Frau weggelaufen ist.«

»Ja aber welchen Sinn hat das dann bitte? Wir müssen doch irgendwas machen.«

Wir diskutieren weiter und vergessen dabei, dass wir ein echtes Alien im Raum haben. Wir merken auch nicht, dass

es sich uns nähert und nun doch wieder fasziniert den Fernseher betrachtet.

»o lukin e ilo lukin! ilo utala wawa li lon«, schreit es plötzlich. Das holt uns wieder zurück in die Situation. Das Alien fuchtelt mit den Armen und deutet auf den Fernseher.

»mi wile jo e ilo utala wawa ni! jan nasa o, sina sona e ni anu seme? ilo utala wawa a!«, prasselt es aufgeregt auf uns ein.

»ilo utala wawa a«, wiederholt Laura, und zeigt dabei auf den Fernseher.

Zu sehen ist ein Interview mit diesem Professor, der den Fund der komischen Kugel vor ein paar Wochen genauer untersuchen sollte.

12

Gäste am Couchtisch mit Petra Hildewich (MaxTV):

»Professor Dr. Müller-Maibaum, schön, dass Sie es einrichten konnten.«

»Ich freue mich, hier sein zu dürfen. Wissen Sie, Aufklärung kann nur dann stattfinden, wenn man sich auch die Zeit nimmt, um eben dies zu tun.«

»Im Mai dieses Jahres wurden Sie damit beauftragt, einen ominösen Gegenstand zu untersuchen, wie wir eben in dem

kurzen Beitrag sehen durften. Worum handelt es sich dabei genau?»

»Nun, genau können wir das noch nicht sagen. Zunächst dachten wir, es handle sich eventuell um einen Blindgänger aus dem Zweiten Weltkrieg. Dafür schien die Technologie allerdings zu fortgeschritten zu sein.«

»Es handelt sich also nicht um eine Waffe, wie von vielen vermutet?«

»Wir denken nicht. Sehen Sie, Frau Hildewich, natürlich war der nächste Gedanke, dass es sich, wenn nicht um eine alte, dann um eine moderne Waffe handeln könnte.«

»Vergraben von, sagen wir mal, Terroristen?«

»Daran haben wir natürlich zunächst auch gedacht, aber diese Möglichkeit erschien uns schließlich unlogisch. Messungen der Isotope ergaben, dass der Fund mehr als zwanzigtausend Jahre alt ist.«

»Sie meinen, es handelt sich um ein Artefakt einer längst vergangenen Kultur?«

»Vielleicht, aber es scheint sich trotzdem um hochentwickelte Technologie zu handeln.«

»Was Sie da sagen, Professor Dr. Müller-Maibaum, ist, dass es sich hierbei um etwas handelt, das einer längst vergessenen, aber trotzdem höher entwickelten Zivilisation als der unseren angehörte?«

»Nun ja, so könnte man es ausdrücken. Das, oder es handelt sich um eine außerirdische Technologie.«

»Hahaha! Das klingt beides sehr an den Haaren herbeigezogen. Vielleicht handelt es sich doch um einen misslungenen terroristischen Anschlag?«

»Ich und mein Team sind zu dem Schluss gekommen, dass sowohl das eine als auch das andere recht unwahrscheinlich ist. Wir können dazu also keine endgültige Aussage treffen.«

»Schade! Aber um was genau handelt es sich denn nun bei dem Fund, der in der Presse aufgrund seiner Form so schön als Sternkugel bezeichnet wird?«

»Wir haben einige Untersuchungen am Objekt durchgeführt.«

»Und was haben diese Untersuchungen zutage gebracht?«

»Zunächst nicht viel. Dann hatten wir die Idee, die Spitzen an eine Stromquelle anzuschließen.«

»Sie haben die Sternkugel unter Strom gesetzt? Ist das nicht gefährlich?«

»Wenn es ein Laie machen würde, wäre das selbstverständlich nicht die beste Idee. Wir haben mit einer sehr niedrigen Stromspannung begonnen und diese dann schrittweise erhöht.«

»Und was haben Sie herausgefunden?«

»Ab einem gewissen Schwellenwert, und das ist einmalig in der uns bekannten Wissenschaft, begann das Objekt, sein Gewicht massiv zu erhöhen.«

»Also wie eine Art Elektromagnet?«

»Ja und nein. Für das Verständnis ist dieser Vergleich vielleicht gar nicht schlecht, trifft aber den Kern nicht. Tatsächlich hat sich die Masse des Objekts verändert.«

»Also hat die Sternkugel die Fähigkeit, sich tatsächlich schwerer zu machen? Aber wozu?«

»Das ist die Frage. Bei höherem Strom konnten wir eine minimale Raumkrümmung feststellen. Das sieht so aus wie die flimmernde Luft direkt über einem heißen Autodach, nur sehr viel geringer. So können Sie und die Zuschauer sich das zumindest vorstellen.«

»Sehr interessant. Wie ich höre, ist unsere Zeit nun leider abgelaufen, Professor Dr. Müller-Maibaum. Ich danke Ihnen für Ihre Expertise, und wir sind alle sehr gespannt, was Sie und Ihr Team in Zukunft herausfinden werden. Vielleicht, wird das ja unser Leben für immer verändern?«

»Ich danke Ihnen für die Einladung.«

»Was vielleicht nicht unser aller Leben, aber zumindest das der Frau hinter mir auf dem Bildschirm verändert hat, das werden Sie sicher nicht glauben. Es handelt sich um diesen Kater, der ihr seit der Beerdigung ihres Mannes vor zwei Jahren auf Schritt und Tritt folgt. Ein Bericht von Volker Haase.«

Das Alien springt aufgeregt vor dem Fernseher auf und ab und brüllt die ganze Zeit immer dasselbe, aber wir verstehen es einfach nicht.

»o lukin e ilo lukin! ilo utala wawa li lon. mi wile jo e ilo utala wawa ni!«

»Wir. Verstehen. Dich. Nicht!«, brüllt Laura das Alien an. Das jedoch schreit ihr nur die gleichen, unverständlichen Sätze entgegen.

»Laura, das wird so nichts«, versuche ich zumindest sie zu beruhigen.

Sie lehnt sich mit einem Grunzen der Erschöpfung zurück. »Ja, aber irgendwas scheint es aufzuregen. Entweder ist es das Fernsehen allgemein oder das, was da gezeigt wurde.«

»Du meinst, dass der Absturz des Aliens etwas mit dem Fund dieser ...«, ich überlege, wie das Ding gerade genannt wurde.

»Genau, der Sternkugel zu tun hat, die in diesem Kohlewerk gefunden wurde«, beendet Laura meinen Gedanken und versucht, wieder mit dem Alien zu sprechen. »Geht es um dieses Ding im Fernsehen?« Das Alien steht nur verständnislos da.

»mi wile jo e ilo utala wawa ni!«, schreit es uns wieder an und betont jedes Wort überdeutlich.

»Oh Mann«, sagt Laura. »Das wird so nichts. Es muss doch einen Weg geben, einigermaßen mit dem Ding zu kommunizieren.«

»Wie wär's mit Zeichensprache?«, antworte ich und versuche, ein bisschen witzig zu sein.

»Ach, so ein Blödsinn!«

»War auch nur ein Witz.« Ist anscheinend nicht die richtige Zeit für Witze.

Inzwischen hat auch das Alien aufgehört, uns anzuschreien, und sitzt enttäuscht auf dem Boden. Wir denken darüber nach, wie wir mit ihm kommunizieren können.

Dann, nach ein paar Minuten, platzt es aus Laura heraus: »Das ist es!«

»Was ist es?«, frage ich.

»Schnell, gib mir ein Blatt Papier und einen Stift!«

Ich gucke unter den Resten meines Wohnzimmertisches nach. Da liegt in der Regel ein Ringelblock. Und tatsächlich wurde er noch nicht gefressen, sondern erfreut sich bester Ringelblockgesundheit. Ich gebe ihn Laura zusammen mit einem Kugelschreiber.

»Super, das sollte gehen«, sagt sie und reißt mir die Sachen aus der Hand.

Sie steht auf und geht zum Alien. Das springt auf und weicht etwas vor Laura zurück. Sie kniet sich runter auf den Boden und legt Block und Stift vor sich hin. Das Alien

bleibt stehen und beobachtet sie. Sie klickt den Kugelschreiber und fängt an, auf dem Block zu kritzeln. Ich komme dazu, weil ich nicht genau sehen kann, was sie da zeichnet. Es ist die Sternkugel. Sie zeichnet die aus der Kugel ragenden Spitzen nach und tippt dann mit dem Finger darauf.

»Das hier? Geht es darum?«, richtet sie die Frage an das Alien.

Es kommt näher, und als es die Zeichnung der Sternkugel erkennt, springt es wieder aufgeregt umher. »ilo utala wawa a ... pona! mi wile jo e ilo utala wawa ni!«

»Okay, die Idee war schon mal gut. Vielleicht kriegen wir jetzt mehr raus«, sage ich. »Gib dem Alien doch mal den Kugelschreiber.«

»Ja, das war die Idee, du Knalltüte«, entgegnet Laura und verdreht dabei die Augen. Sie hält dem Alien den Kugelschreiber hin.

»monsuta waso pi pan linja o! tenpo ni la mi wile sitelen e ijo anu seme?«, sagt es und greift zu.

Es reißt das oberste Blatt mit der Zeichnung von Laura heraus und beginnt, auf einem neuen eher schlecht als recht sich selbst zu malen. Danach das Ufo, in dem ich es gefunden habe, und einen Kreis.

»Das bist du und das da soll dein Raumschiff sein, oder? Aber was soll das da bedeuten?«, fragt Laura und tippt auf den Kreis.

Das Alien macht mit den Armen große, runde Bewegungen und zeigt auf uns.

»Ich glaube, das soll die Erde sein«, schlage ich vor. Es hat inzwischen das Zeichnen fortgesetzt: ein Pfeil, der von dem Alien auf das Raumschiff, und dann ein weiterer, der vom Raumschiff auf die Erde zeigt.

»Ja, du bist hier auf der Erde gelandet. Das haben wir verstanden«, erklärt Laura.

Dann nimmt das Alien Lauras Zeichnung der Sternkugel in seine kleinen Hände und drückt es an sich. Danach zeichnet es eine kleinere Sternkugel auf das Blatt und dann wieder das Raumschiff, wie es von der Erde wegfliegt.

»Jawoll! Es geht tatsächlich um die Sternkugel. Also ist die doch außerirdisch!«, triumphiert Laura. »Und nun willst du, dass wir dir helfen, weil du die haben willst?«

Aber das Alien versteht natürlich kein Wort. Stattdessen reißt es das Blatt heraus und beginnt, auf einem neuen zu zeichnen: wieder das Raumschiff, aber größer. Dann sich selbst daneben und einen Pfeil hinein. Dahinter wieder sich selbst aber mit ein paar Gegenständen in den Händen und einem Pfeil, der aus dem Raumschiff herausführt.

»Du willst zu deinem Raumschiff, weil du da wichtige Gegenstände drin hast?«, frage ich vorsichtig nach.

»ona li sona ala e toki mi la ni li ike. jan pi mun ni li nasa anu seme? ona li nasa e mi«, murmelt das Alien vor sich hin.

Ich tippe auf das Raumschiff, zeige dann auf das Alien und dann wieder auf das Raumschiff. Nachdem ich das ein paar Mal gemacht habe, zeige ich in die Ferne.

»pona! pona! mi wile tawa, tawa tomo tawa mi! pona!«, schreit es und springt umher. Anscheinend verstehen wir uns irgendwie.

»Wir sollen es also wieder zu seinem Schiff bringen, oder was?«, fragt Laura. »Wie sollen wir das denn machen? Ich meine, mit einem Alien durch die Stadt zu spazieren, stelle ich mir eher schwierig vor.«

»Ja, das stimmt, das ist nicht ganz einfach. Im Hellen können wir das vergessen, denke ich.« In Gedanken suche ich bereits nach einer praktikablen Lösung. »Ich denke, wir müssen das heute Abend machen. Hast du Schicht?«, frage ich Laura. Es ist zwar Wochenende und es geht zumindest für mich erst wieder am Montagnachmittag weiter, aber einige müssen auch am Wochenende arbeiten.

»Ja, also nein«, stottert Laura vor sich hin. »Nein, ich habe keine Schicht, erst wieder Montag, und ja, dann sollten wir heute Abend zum Raumschiff gehen. Wo genau ist es?«

Richtig, sie kennt die komplette Geschichte ja noch gar nicht. »Erkläre ich dir gleich alles, du weißt ja noch gar nichts von der ganzen Aktion letzte Nacht. Ich denke, wir müssen unserem kleinen Besuch hier erstmal klarmachen, dass es sich noch ein paar Stunden gedulden muss.«

»Okay, ja. Dann versuche ich das mal mit einer Zeichnung zu erklären«, sagt Laura und bittet das Alien um den Kugelschreiber, indem sie so tut, als würde sie in der Luft etwas schreiben, und dann die Hand ausstreckt.

14

In den wenigen Stunden bis zum Abend erzähle ich Laura meine Erlebnisse aus der letzten Nacht: wie ich die vermeintliche Sternschnuppe fallen sah, die Einschlagstelle fand und mit dem Alien auf dem Arm vor der Polizei fliehen musste.

»Das mit der Polizei ist natürlich doof, aber zumindest ist dein Fahrrad nicht gestohlen worden, sondern du hast es sozusagen selbst weggeworfen«, sagt Laura mit einem Ton in der Stimme, der mir vorwirft, dass ich selbst schuld bin am Verlust meines Fahrrades. »Das kann aber auch heißen, dass die Absturzstelle nicht nur durch ein simples Absperrband begrenzt ist, sondern dass wir da gar nicht mehr rankommen.«

Da könnte sie Recht haben. »Schon, aber die haben ja trotzdem irgendwann Dienstschluss. Oder nicht?«

Das Alien sitzt derweil neben uns auf dem Sessel, während wir wieder auf dem Sofa Platz genommen haben. Es knabbert ab und zu an diversen Holzresten, die es im Zimmer noch ergattern konnte.

»Wenn die keinen Rund-um-die-Uhr-Security-Service angestellt haben, könnten wir Glück haben«, sagt Laura und denkt nach.

»Das werden wir ja bald rausfinden«, merke ich an, denn es ist inzwischen nach acht Uhr abends und die Dämmerung ist ein gutes Stück vorangeschritten. »Was machen wir denn nun mit dem Alien? Wir müssen es ja mitnehmen.«

Laura steht auf und fängt an, sich im Zimmer umzusehen. »Hm, wir könnten es verkleiden oder verstecken. Hast du so einen Hipsterzurrbeutel oder einen Rucksack?«

»Was genau hast du vor?«, frage ich sie und gehe ins Schlafzimmer. »Willst du es da reinstopfen?«

Laura kommt hinter mir her. »Nein, also ja, eigentlich schon. Aber so, wie du das sagst, klingt das nach einer schlechten Idee.«

Ich hole einen alten Rucksack aus dem Schrank und prüfe, ob er leer ist. Danach gebe ich ihn an Laura. »Naja, für mich klingt das erstmal nach einer schlechten Idee. Aber es ist immerhin eine. Also einfach den Kleinen da reinstopfen?«

Laura hebt den Rucksack hoch und prüft, ob das Alien reinpassen könnte. Das hat inzwischen natürlich mitbekommen, dass hier irgendetwas vonstattengeht.

»tenpo kama la ni li seme? o toki ala e ni: sina wile poki e mi, lon poki ni!«

»Ich glaube, es ahnt, was du vorhast«, ermahne ich Laura.

»Na, vielleicht sieht es ein, dass es eine tolle Idee ist, und geht freiwillig hinein.« Sie nähert sich dem Alien und hält den Rucksack mit ausgestreckten Armen vor sich. »Na, mein kleines Alien, hast du Lust, für uns in den Rucksack zu krabbeln?«

Das Alien weicht zunächst etwas zurück. »jan jaki pi mun ni o, sina wile ala poki e mi, lon poki ni!«

Ich beobachte die Szene lieber, als mich aktiv einzumischen. »Ich nehme nicht an, dass das Worte der Freude waren. Pass lieber auf!«

Laura macht einen Satz nach vorn und versucht, den Rucksack kopfüber auf das Alien zu stülpen. »ike mute! sina nasa anu seme?«, rebelliert es. Es steckt bereits zur Hälfte im Rucksack, wehrt sich aber heftig.

»Nun komm schon, du kleines Mistvieh!«, flucht sie und versucht, das Alien in den Rucksack zu drücken. »Kannst du mir vielleicht mal helfen, anstatt da nur so rumzustehen?«

Das reißt mich aus meiner starren Position. »Äh, ja. Warte!« Ich komme ihr zu Hilfe, und so drücken und ziehen wir beide am Rucksack und am Alien herum, bis Laura aufschreit. »Aua! Es hat mich gekratzt oder gebissen oder sowas!«

Vor Schreck lassen wir gemeinsam den Rucksack zurück auf den Sessel fallen. Es dauert nicht lang und das Alien befreit sich.

»tenpo pini la mi sona ala e ni«, knurrt es uns an und stößt den Rucksack mit den Füßen fort. »sina nasa anu seme?«

Laura hält sich die Hand. Ich kann aber kein Blut sehen.

»Ist alles in Ordnung?«

Laura guckt mich zornig an. »Nein, es ist nicht alles in Ordnung! Das Vieh hat mich gebissen!«

Ich nehme ihre Hand. Sie wehrt sich etwas, lässt es aber zu. Und tatsächlich ist da ein etwa fünf Zentimeter langer, aber nicht tiefer Kratzer.

»Das sieht nicht so schlimm aus«, versuche ich, sie zu beruhigen.

»Was, wenn ich jetzt infiziert bin?«, schreit sich mich an. Der Kratzer ist wirklich nicht tief. Dass Laura so eine Memme sein kann, wusste ich gar nicht.

»Zum Zombie wirst du schon nicht werden. Du kannst dir ja die Hand erstmal waschen gehen«, sage ich zu ihr, und sie zieht ihre Hand aus meiner. Mir fällt auf, dass ihre Hand viel wärmer war als meine, was ich für einen kurzen Moment schmerzlich vermisste.

»Na gut. Aber halt mir dieses Biest vom Leib.« Daraufhin verschwindet sie ins Badezimmer.

Das Alien steht auf dem Sessel und guckt mich an. Die Hände und Schultern zu einer Frage formuliert sagt es: »a! pini ni li pona, tawa sina anu seme? tenpo ni la seme?«

Ich weiß nicht, was das bedeuten soll. Wir müssen ihm irgendwie erklären, dass es einfach sicherer ist, wenn es von niemandem gesehen wird. Ich greife mir den Notizblock und den Stift und beginne, zu zeichnen. Nach einer Weile kommt Laura wieder.

»Was machst du da?«, will sie wissen.

Ich zeige ihr meine gerade beendete Zeichnung. »Neuer Versuch! Wir erklären dem Alien auf altmodische Weise, was wir vorhaben.«

Laura sieht sich das Blatt an und nickt. »Ja gut. Das könnte funktionieren.«

»Wie geht's deiner Hand?«

»Ist nicht so wild, geht schon.«

Die nächsten Minuten verbringen wir halb pantomimisch, halb pfeilzeichnend damit, dem Alien alles klarzumachen. Zunächst beäugt es uns skeptisch. Aber nach und nach versteht es, was wir wollen. Inzwischen haben wir herausgefunden, dass Nicken wohl auch bei einem Alien *Ja* bedeutet. *Nein* scheint eher ein seitliches Wackeln zu sein, als ob man abwechselnd den Kopf erst zur einen und dann zur anderen Seite neigt. Zum Schluss biete ich dem Alien wieder den Rucksack an. Und tatsächlich! Es nimmt ihn und steigt selbstständig ein.

»ni li pona, tawa sina anu seme? ni li ike kin, tawa mi!«,
murr es uns an, als nur noch der Kopf herausguckt.

»Das geht so nicht«, meint Laura. »Es muss den Kopf einziehen, sonst sieht es doch auch wieder jeder. Los, sag dem Vieh, dass es sich gefälligst zusammenfalten soll!«

»Okay, ich kann's probieren«, sage ich und versuche, die Klappe des Rucksacks umzuklappen. Das wird direkt abgewehrt.

»o pali ala! lipu ni li open awen!«, faucht es.

»Wenn du aus dem Rucksack rausguckst, dann sehen dich doch alle«, versuche ich möglichst deutlich zu erklären. Genauso deutlich kommt es zurück. »lupa ni li open awen a!« Es nimmt die Klappe und stopft sie hinter sich in den Rucksack. Danach macht es sich steif und guckt einfach geradeaus.

»Ja! Eine gute Idee!«, jubelt Laura.

»Wie? Was ist denn?«, frage ich. Ich weiß nicht genau, was Laura erkannt zu haben glaubt.

»Guck doch genau hin! Es tut so, als ob es nicht echt wäre. Wenn man nicht so sehr hinsieht, dann könnte man vielleicht denken, dass es ein Stofftier oder so etwas ist. Meinetwegen auch ein hässlicher Taschenhund.«

Ich sehe mir das genauer an. Laura hat recht. Das könnte funktionieren.

Draußen ist es inzwischen mehr dunkel als hell. So wird unser neues Alienstofftier, das mir nun auf dem Rücken hängt, hoffentlich nicht auffallen.

»Wir haben Samstagabend. Vielleicht sollten wir lieber ein paar Schleichwege gehen, anstatt den Bus zu nehmen«, schlage ich vor.

Laura nickt. »Ja, besser ist das. Aber bis zum See ist es schon noch ein Stückchen. Da werden wir eine Stunde brauchen, oder?«

»Ja, dürfte hinhalten«, sage ich und gehe die letzte Nacht in umgekehrter Reihenfolge durch. »Vielleicht auch etwas länger.«

Im Großen und Ganzen nehmen wir den Weg, den ich mit dem Alien in der Nacht zuvor gegangen bin. Allerdings sind auch auf den Nebenstraßen ein paar Menschen unterwegs. Alle, die das Alien in meinem Rucksack bemerken, halten es für ein Spielzeug.

»Ist das so ein Plüsch-Tamagotchi wie in der Werbung?«, fragt ein Jugendlicher, der mit seinen Kumpels unterwegs ist.

»Ja genau!«, pflichtet einer von ihnen bei. »Voll für Kinder, hat meine kleine Schwester auch. Kann plappern, fressen und so. Schon cool irgendwie.«

Zum Glück verlangen sie keine Demonstration, sondern ziehen einfach weiter.

»Das war knapp«, sage ich und sehe der Gruppe noch kurz hinterher.

»Ja schon, aber es klappt erstaunlich gut. Müssten wir nicht bald da sein?«

»Ja, da vorn um die Ecke und dann noch so zweihundert Meter. Dann sollten wir direkt bei der Absturzstelle sein.«

Als wir auf die Seepromenade biegen, können wir diverse Stimmen in der Nähe hören.

»Ich ahne nichts Gutes«, merkt Laura an und versucht, aus der Ferne den Ursprung der Stimmen auszumachen.

Als wir näherkommen, sehen wir, was los ist: In der Nähe der abgesperrten Absturzstelle gammeln um die zehn bis zwanzig Jugendliche und ein paar Leute in meinem Alter rum. In einer Stadt, in der sonst nichts los ist, ist so etwas ein Highlight.

»Mist, was machen wir jetzt?«, frage ich. »Es ist zu riskant, mit dem Alien in eine Menschenmenge zu gehen. Was, wenn jemand mal anfassen will und gebissen wird?«

Laura überlegt kurz. »Wie groß, hast du gesagt, war das Ufo in etwa?«

»Etwa zwei Meter. Warum?«

»Warte mal kurz«, sagt sie und geht los.

Ich sehe, wie sie sich beiläufig der Menge nähert. Sie begrüßt ein paar Leute, die sie anscheinend kennt, und

unterhält sich mit ihnen. Von Weitem erkenne ich nur wenige Gesichter: ein paar ehemalige Klassenkameraden, mit denen ich aber auch nichts mehr zu tun habe. Überhaupt habe ich mit so gut wie niemandem etwas zu tun, fällt mir auf, und ich überlege, ob das an mir liegt oder daran, dass die Leute in dieser Stadt einfach Deppen sind. Laura nähert sich dem Ufer und untersucht den Bereich hinter dem rot-weißen Absperrband. Dann verabschiedet sie sich und kommt zurück.

»Und?«, frage ich.

»Naja«, fängt Laura an, »wenn es nicht gerade einen tollen Tarnmodus hat, dann ist da außer dem abgesperrten Bereich nichts mehr.«

»Was? Kein Raumschiff?«

»Ich habe zumindest keins gesehen. Da ist der Krater, von dem du erzählt hast, aber da steckt nichts drin. Aber da sind Reifenspuren im Gras.«

»Also hat jemand das Ufo abgeholt«, kombiniere ich.
»Und nun?«

»Na, wo könnte das Ufo jetzt sein? Wer hat es denn gestern Nacht gefunden?«, fragt Laura mich, als wäre ich der dümmste Mensch der Welt.

Na klar! »Bei der Polizei!«

»Genau, bei der Polizei. Die wären auch schön blöd, das hier einfach liegenzulassen. Da hätten wir auch selbst drauf kommen können.«

Das stellt uns vor ein Problem. »Aber wie kommen wir denn jetzt an das Ding ran? Sollen wir da aufkreuzen und sagen: Hallo, wir haben hier dieses Alien und das hätte gern sein Raumschiff wieder. Ja, die Strafe für zu schnelles Abstürzen und Vandalismus bezahlen wir dann auf Rechnung?«

Laura zieht die Augenbrauen zusammen. »Nein natürlich nicht, du Vogel. Aber zufällig kenne ich jemanden, der bei der Polizei arbeitet.«

»Ach ja? Wen denn?«

Laura holt ihr Handy raus und entsperrt es. »Mo, kennst du nicht.«

Mo. Doch, der Name sagt mir was. »Den kenne ich, der war ein oder zwei Klassen über mir. Der ist also Polizist?«

Laura tippt in ihr Handy. »Nee, nicht direkt, aber er arbeitet da.«

»Ah, na gut. Das ist praktisch. Woher kennt ihr euch denn? Du bist doch jünger als ich.«

»Geht dich nichts an«, sagt sie, ohne zu mir hochzugucken. Ich frage dann auch nicht weiter nach. »Alles klar, Mo ist zu Hause.«

»Weiß er, dass wir ein Alien bei uns haben?«

Jetzt sieht Laura mich etwas entgeistert an. »Ja und er ruft noch ein paar Freunde an, die das sehen wollen.«

»Was? Bist du bescheuert?« Bei meinem Ausruf fängt das Alien in meinem Rucksack an, etwas zu zappeln.

»Nein Mann, natürlich habe ich nichts vom Alien gesagt. Du bist bescheuert.« Sie schüttelt den Kopf und geht los.

»tenpo ni la seme? tawa tomo mun li lon seme? ona li lon ala lon? lon ala a! sina jan nasa!«, beschwert sich das Alien. Zumindest glaube ich, dass es sich beschwert.

»Pass auf: Dir das jetzt zu erklären, ist zu umständlich. Also hab einfach Geduld! Wir arbeiten daran«, sage ich zu meinem Rucksack und gehe Laura hinterher.

16

Eine halbe Stunde später stehen wir vor einem Einfamilienhaus.

»Hier also wohnt Mo«, sage ich. »Wusste gar nicht, dass der schon ein eigenes Haus hat.«

Laura sieht mich verduzt an. »Hat er auch nicht. Das Haus gehört seinen Eltern. Sie wohnen in der unteren Etage und er oben.«

»Woher weißt du das?«

Laura geht zur Haustür. »Geht dich nichts an.«

Während ich hinterherkomme, hat sie bereits geklingelt. Kurze Zeit später geht das Licht im Flur an und die Tür auf.

»Hallo«, entgegnet eine Frau in herbstlichem Alter. »Oh, hallo, Laura. Moritz ist oben.«

»Hallo, Frau Kletkow.«

»Du sollst doch Marie zu mir sagen, Laura. Kommt rein! Und du bist?«, richtet sie das Wort an mich.

»Ich? Ich bin Benjamin. Havel«, werfe ich noch hinterher.

»Na dann, willkommen Benjamin Havel. Nicht vergessen: Schuhe ausziehen.«

Wir streifen unsere Schuhe ab und Mos Mutter geht wieder ins Wohnzimmer.

»Warst du schon öfter hier?«, frage ich Laura.

»Ja, ist aber schon eine Weile her«, zischt Laura mich an.

»Hattet ihr mal was? Also du und Mo?«

Laura bleibt stehen und dreht sich zu mir um. »Mann, ja. Okay? Ist aber schon lange her und hat nicht funktioniert. So, und jetzt ist wieder Alienzeit, ja?«

»Schon gut. Ist ja nicht schlimm«, versuche ich, sie zu beruhigen. Gefällt mir aber trotzdem nicht.

Wir gehen die Treppe hoch. Am Ende erwartet uns eine geschlossene Tür. Sie sieht aus, als wäre sie nachträglich eingebaut worden. An der Tür ist eine rote *On-Air*-Leuchte befestigt mit einem Schild darunter, auf dem steht: *Wenn Lampe leuchtet, Zutritt verboten*. Die Lampe leuchtet nicht. Laura klopft an. Hinter der Tür hören wir ein Rappeln, dann Schritte. Schließlich geht die Tür auf und Mo steht vor uns.

»Ich habe mir noch schnell eine Hose angezogen.« Das ist das Erste, was er uns zur Begrüßung entgegnet. Außer einer Jeans trägt er ein T-Shirt von irgendeiner Gothic-Band, die

ich nicht kenne. Seine dunklen Haare sehen verwuschelt aus, und seine Brille sollte auch mal wieder geputzt werden.

Laura mustert ihn. »Dein Reißverschluss ist noch offen.«

Mo sieht nach unten und schließt ihn. »Wo du wieder hinguckst.«

Daraufhin stößt Laura ein genervtes Stöhnen aus.
»Können wir rein?«

»In meine Hose, ich weiß nicht, ob da genug Platz ist für drei. Hi, du bist Benjamin, oder?« Er streckt mir die Hand entgegen. Ich ergreife sie. Sein Händedruck ist leider etwas zu fest. »Hallo.« Mehr bringe ich erstmal nicht raus.

»Gut, kommt rein. Ich bin gespannt, was ihr wollt«, sagt er und geht voraus. »Und macht die Tür wieder zu!«

»Jaja«, ruft Laura. Ich mache hinter mir die Tür zu und wir folgen Mo in ein angrenzendes Zimmer.

»ike! kon ni li jaki, sama ijo Mawiku pi tenpo pini«, beschwert sich das Alien hinter mir. »a! ni li ike, tawa mi la ni li ike kin, tawa sina!«

»Bist du mal ruhig!«, zische ich dem Alien entgegen. Inzwischen hat es sich in dem Rucksack nach vorne gedreht und guckt seitlich an meinem Kopf vorbei.

Mo hat sich auf einen mit Leder überzogenen Schreibtischstuhl gesetzt, der eher wie der Sessel eines Flugzeugs oder Sportwagens aussieht als wie eine normale Sitzgelegenheit. »Ihr könnt euch aufs Bett setzen.«

Ich nehme den Rucksack ab, stelle ihn beim Hinsetzen so neben das Bett, dass Mo den Inhalt nicht gleich sieht, und flüstere dem Alien zu: »Ein paar Minuten wirst du noch stillhalten müssen, okay?«

Es schaut mich an und antwortet: »Okay?« Ich hoffe, es hat mich verstanden.

»Redest du mit deinem Rucksack?«, fragt Mo.

»Nein!«

»Na gut. Also, warum seid ihr hier?« Puh, das war knapp.

Der PC-Lüfter surrt vor sich hin. Im Zimmer ist es dementsprechend heiß. Die Fenster sind zu und die Jalousien sind unten.

»Du arbeitest doch bei der Polizei«, beginnt Laura, »und wir brauchen deine Hilfe.«

»Naja, aber ich bin kein richtiger Polizist, und das weißt du.« Mo lehnt sich etwas nach vorn. »Warum geht ihr nicht direkt zur Polizei? Wäre das nicht einfacher und normaler?«

»Ähm«, ich räuspere mich. »Naja, unsere Situation ist nicht so richtig normal.«

Mo zieht die Augenbrauen hoch. »Oh, da bin ich mal gespannt. Nun denn, erzählt eure Geschichte! Ist sie spannend und auch etwas dramatisch?«

Eine seltsame Frage, die ich dennoch beantworte. »Ja, schon irgendwie.«

Mo dreht sich zu seinem PC und minimiert ein Spiel, in dem irgendeine nach Anime aussehende Figur eine Textbox

mit Sprache füllte. Ihre anatomisch überproportionierte Oberweite deutete auf keine tiefgreifende Konversation hin.

»Och Mo, das muss doch nicht sein, oder?«, beschwert sich Laura.

»Doch, doch, das unterstreicht alles viel besser«, sagt er und hantiert mit der Maus rum. »So, und los geht's!«

Wir alle zucken zusammen, als eine epische Musik durch den Raum dröhnt.

»Oh, das ist vielleicht zu laut, wartet mal.« Er macht die Musik leiser, aber man hört sie noch. »So, jetzt erzählt eure Geschichte!«

Er ist vielleicht ein wenig exzentrisch, aber okay.

Ich erzähle von der gestrigen Nacht. Die Maschine, die ausfiel. Von meinem Weg nach Hause und vom Absturz der Sternschnuppe.

»Sternschnuppe, pah!«, sagt Mo. »Ein Satellit war das, wurde mir gesagt. Aber krass, dass du den sozusagen gefunden hast.«

Ich erzähle von den beiden Polizisten und von der Verfolgungsjagd. Das Alien verschweige ich vorerst.

Mo muss lachen. »Ja, leck mich doch einer am Arsch. Du bist der Kloppi, von dem Lars und Timo erzählt haben. Haben gesagt, dass sich da einer versteckt hat und dann abgehauen ist und die hinterher sind. Aber dann haben sie ihn in die Flucht geschlagen. Aber ich glaube eher dir, dass

du sie abgehängt hast. Sind auch nicht gerade die Fähigsten.«

»Okay, ja. Aber das Wichtigste habe ich noch nicht erzählt«, beginne ich wieder.

»Dein Fahrrad, oder? Ja, das haben sie gefunden. Liegt bei uns im Lager der Wache. Darum seid ihr hier? Da hättest du auch einfach hingehen können. Eine Anzeige steht dir nicht bevor, denke ich. Die gehen davon aus, dass du nichts von dem Satelliten mitgenommen hast. Die beiden meinten, der Typ, also du, hätte sich nur seinen Beutel oder Rucksack oder so geschnappt und sei los. Wie ich sehe, hast du den ja noch.«

Ich lege eine Hand schützend auf den Rucksack. »Ja genau, den habe ich. Und ja, cool, dass ich mein Fahrrad abholen kann.«

»Mo, deswegen sind wir aber nicht hier«, sagt Laura. »Es geht uns eher um den Satelliten.«

»Aha, warum? Der ist auch bei uns, bis er von irgendwem abgeholt wird.« Nun wird es für Mo wohl doch etwas spannender, denn er dreht die Musik noch leiser, sodass man sie kaum noch hören kann, und rutscht auf seinem Sessel nach vorn.

»Nun ja«, beginnt Laura vorsichtig, »es ist kein Satellit.«

»Das stimmt«, pflichte ich ihr bei.

Mo guckt zunächst skeptisch, dann lacht er auf. »Oh, ach so! Was ist es denn dann? Etwa ein Ufo oder eine feindliche Rakete?«

»Genau«, gebe ich leise von mir.

Mo stockt. »Es ist eine Rakete?«

»Nein, Mann!«, prustet Laura »Es ist ein verdammtes Ufo.«

Mo hält kurz inne und lacht dann lauter los als zuvor. »Na klar, ein Ufo. Laura und ihre Außerirdischen. Das wird sich wohl nie ändern, was?«

Laura wird sauer. »Los, zeig's ihm!«, befiehlt sie mir und stößt mich in die Seite.

»Was? Jetzt?«, frage ich entgeistert. Ich halte das für keine gute Idee.

»Doch, jetzt. Mach! Sonst wird das nichts.« Ein weiterer Stoß zwingt mich dazu, zum Rucksack zu greifen. Ich stelle ihn auf meinen Schoß. Mo lacht immer noch, und ich strecke den Rucksack nach vorn zu ihm aus. Er hält inne und guckt das Alien an. Es bewegt sich nicht. Blinzelt nicht mal. Wobei ich nicht darauf geachtet habe, ob es je blinzelt.

»Ach, und das ist dann das *Alien*, ja?« Beim Wort Alien zeichnet er imaginäre Anführungszeichen in die Luft. Dann lacht er wieder. Ich rüttele kurz am Rucksack.

»pona! pona! sina o, mi lon!«, sagt das Alien und zieht eine Grimasse, die die vielen verkeilten und scharfen Zähne blicken lässt.

Was eben noch ein Lachen war, schlägt um in ein angsterfülltes Kreischen.

17

»Ist alles in Ordnung da oben?«, ruft es von der Treppentür her.

Laura schnellte in den Flur. »Ja, alles in Ordnung Frau, ähm, Marie. Alles bestens!«

»Dann ist ja gut. Macht nicht mehr so einen Krach, ja?«, ermahnt Mos Mutter uns und geht die Treppe wieder hinunter.

Mo hat sich inzwischen mit angezogenen Beinen in seinen PC-Sessel gekauert. Der Rucksack steht auf meinem Schoß und das Alien schüttelt den Kopf.

»ona li jan monsuta. ona li ken weka e pilin monsuta anu seme?«, brummelt es und dreht sich dann zu mir um. Ich zucke nur mit den Schultern.

Laura setzt sich wieder zu mir. »Mo, nun komm mal wieder klar, ja?«, versucht sie, ihn zu beruhigen.

»Da-da-das«, stammelt Mo und macht nicht den Anschein, als wäre er in der Lage, seinen Gedanken zu Ende zu führen.

»Ja, das ist ein echtes Alien.« Laura klingt genervter, als sie sein müsste.

»Du bist beim ersten Anblick in Ohnmacht gefallen«, rufe ich ihr ins Gedächtnis.

Sie schaut mich böse an. »Das war doch wohl was völlig anderes.« Ich weiß nicht, was sie damit meint.

»Ich weiß, dass das total verrückt ist«, sage ich zu Mo in der Hoffnung, ein Gespräch mit ihm in Gang zu bringen. Vielleicht beruhigt ihn das allmählich. »Aber wir brauchen deine Hilfe. Kennst du dieses Ding aus dem Fernsehen? Diese Sternkugel, die im Mai gefunden wurde?«

Bis eben hat er noch das Alien fixiert. Nun sieht er kurz mich an und nickt. Daraufhin muss er wieder zum Alien starren, dem im Gegensatz zu Mo langweilig zu sein scheint, denn es gähnt und lässt dabei die vielen scharfen Zähne blicken.

»Es will uns fressen«, ruft Mo mit aufgerissenen Augen und drückt sich weiter in seinen PC-Thron.

»Tolles Timing«, schimpfe ich mit dem Alien, das von meiner Ermahnung unbeeindruckt bleibt. »Nein, nein. Alles gut. Es ist im Grunde harmlos«, versuche ich, ihn zu beruhigen.

»Stimmt«, sagt Laura und versteckt den Kratzer auf ihrem Handrücken. »Also, wie Benjamin schon sagte, geht es um diese Sternkugel.«

»Was ... was ist damit?«, fragt Mo. Langsam scheint er zu seiner Gesprächigkeit von vorhin zurückzufinden.

»Wir wissen nichts Genaueres, aber irgendwie hängt das mit dem Auftauchen des Aliens zusammen«, erklärt Laura.

»Genau«, stimme ich zu. »So wie es aussieht, ist das Alien hier auf der Erde, um die Sternkugel zu holen und dann damit wieder abzuhausen.«

Mo guckt uns an. »Wieder abhausen, ja?« Der Gedanke scheint ihn zu beruhigen.

»Genau. Dafür braucht es natürlich das Ufo«, erkläre ich weiter.

»Naja, oder zumindest Teile davon«, führt Laura die Erklärungen fort. »Es hat uns zu verstehen gegeben, dass es etwas aus seinem Raumschiff holen muss.«

»Und was? Waffen? Todesstrahlen?«, will Mo wissen. Er hält immer noch die Knie an die Brust gezogen.

»Wissen wir nicht«, entgegnet Laura. »Aber es wird wohl etwas sein, das uns hilft. Und darum sind wir hier. Du musst uns helfen, da ranzukommen.«

»Warum ich? Das ist doch alles total verrückt«, versucht Mo sich rauszureden.

Ich gucke Laura an. Kann er uns doch nicht helfen? Haben wir nur wieder Zeit verschwendet?

»Na, du machst da doch irgendwas mit Computern und Überwachung bei der Polizei, oder?«, fragt Laura.

Mo entspannt sich mehr und sitzt jetzt immerhin wie ein normaler Mensch in seinem Stuhl.

»Ähm, ja. Schon.«

»Gut«, sage ich. »Also, kannst du uns irgendwie helfen?«

Mo denkt nach.

»Was genau machst du bei der Polizei?«

»Ich bin da Netzwerkadministrator. Ich bin für die Rechner und Server zuständig. Updates aufspielen. Aber auch für das Archivieren der Überwachungskameradaten und so Zeug.« Mit diesen Worten wacht Mo endgültig auf.

»Das ist es. Ja!«

»Hast du eine Idee?«, fragt Laura und auf ihrem lächelnden Gesicht wird ein Hoffnungsschimmer sichtbar.

Mo überlegt kurz. »Hm, ja. Okay. Das könnte tatsächlich klappen.«

»Lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen, Mann!«

»Ist ja gut«, verteidigt sich Mo. »Also gut. Ich denke, ich kann euch da relativ unbemerkt reinbekommen. Ist aber riskant. Geht also nicht mehr heute. Aber morgen Abend. Nein, später. Vielleicht so um elf Uhr.«

»Was, erst morgen?«, sage ich und frage mich, wie das Alien darauf reagieren würde, wenn es uns verstehen könnte.

»Das ist doch viel zu spät, oder?«, sagt Laura. »Ich meine, nicht, dass bis dahin das Ufo schon weg ist.«

»Nein, ich denke nicht. Morgen ist Sonntag, da ist nicht viel los. Viele sind auch im Urlaub. Der Satellit, also das Ufo wird frühestens Dienstag oder Mittwoch abgeholt, meinten die Kollegen. Das sollte also klappen. Wenn ich morgen auf der Wache bin, kann ich einfach meinen IT-Kram machen und länger bleiben. Dann kann ich euch durch den Seiteneingang reinholen.« Mo scheint nun sogar ein bisschen begeistert zu sein. Zumindest von seiner Idee.

»Und die Kameras?«, frage ich. »Die werden uns doch sicher sehen, oder nicht?«

Mo grinst mich an. »Das lass mal meine Sorge sein. Das bekomme ich schon hin.«

18

Am nächsten Abend steht Laura komplett in Schwarz gekleidet vor meiner Tür.

»Warum siehst du aus wie ein Ninja?«, will ich wissen.

Laura nimmt ihr Cap ab. Dabei gleitet ihr hellbrauner Pferdeschwanz in Zeitlupe durch das Loch zwischen Stoff und Verstellband. Ihr langes, rotes Haarband hat sie gegen einen schlichten Zopfhalter ausgetauscht.

»Ich dachte, wir sollten so unauffällig wie möglich sein. Schrille Klamotten wären total idiotisch.«

»Ja, das stimmt. Aber sich so zu verkleiden, als ob man vorhat, jemanden auszurauben, finde ich auch nicht

besonders förderlich.« Würde ich jemanden so von Weitem auf der Straße sehen, würde ich sicherheitshalber die Seite wechseln.

»Na gut, ist vielleicht ein bisschen zu viel. Die Mütze kann ich ja hierlassen. Aber etwas unauffälliger kannst du dich auch anziehen.«

»Wie zum Beispiel?«, frage ich und gehe in Gedanken meine recht begrenzte Anzahl an Kleidungsstücken durch.

Laura mustert mich und sagt: »Zum Beispiel könntest du dir eine Hose anziehen.«

Richtig! Ich habe ja gar keine Hose an. »Kann man ja mal vergessen, bin gleich wieder da«, sage ich erschrocken und verschwinde im Schlafzimmer. Mit einer automatisierten Handbewegung will ich die Schlafzimmertür schließen, aber da ist keine Tür mehr.

»Du hattest wohl einen aufregenden Tag, was?«, fragt Laura. Das Grinsen kann sie sich nicht verkneifen.

»Naja, das Alien war nicht begeistert davon, einen ganzen Tag hier rumzusitzen. Da habe ich es gefüttert. Fressen hat es beruhigt.«

»Und die Tür musste als erstes dran glauben?«

Ich zucke mit den Achseln. »Immerhin musste nicht die Wohnungstür dran glauben. Kannst du dich vielleicht mal umdrehen?«

„Aber du hast doch bereits keine Hose an.“ Sie wendet sich ab und betrachtet das Alien, das auf dem Sessel sitzt

und an einer Schublade nagt. »Das Kuriose ist, man sieht es dem kleinen Ding überhaupt nicht an. Wo steckt es das nur alles hin?«

Ich durchsuche meine Schränke nach unauffälligen Klamotten. Das trifft zwar auf viele meiner Kleidungsstücke zu, aber auffällig unauffällig soll es ja auch nicht sein.

»Wie lange brauchst du noch?«, ruft Laura aus dem Wohnzimmer.

Ich ziehe mir gerade einen dunklen Kapuzenpulli mit Reißverschluss an. »Bin gleich fertig.«

Kurze Zeit später bin ich so unauffällig gekleidet, wie es mir möglich ist, und stehe bereit.

»Und unser Freund hier kommt wieder in den Rucksack?«, fragt Laura und guckt dann das Alien an. »Ruuuucksaaack?« Doch das guckt nur abschätzig und wiederholt: »Uuuuksaaak.«

»Wir haben uns heute im Laufe des Tages darauf geeinigt, dass ich es vorn im Reißverschluss meines Pullis trage. Dann kann es sehen, wo wir hinlaufen.«

»Na, hoffentlich kratzt es dich nicht bei jeder Bewegung«, sagt sie und schaut das Alien misstrauisch an.

»Das wird schon. Ich glaube, da musst du dir keine Sorgen um mich machen.«

»Ich mache mir keine Sorgen um dich«, sagt sie und geht aus dem Zimmer. »Los jetzt! Es ist spät genug. Ich habe

schon eine Nachricht von Mo bekommen, wo wir denn bleiben.«

Ich knie mich mit halb geöffnetem Reißverschluss vor den Sessel.

»ni li ike, tawa mi. taso ni li ike mute kin, tawa mi: mi lukin, tawa monsi«, brummelt es scheinbar zu sich selbst und steigt ein. Ich mache den Reißverschluss so weit zu, dass es noch mit dem Kopf auf Höhe meiner Brust rausgucken kann. Die Füße stellt es auf meine in den Taschen des Pullis steckenden Fäuste.

Als wir auf den Straßen unterwegs sind, fragt Laura mich: »Ist das nicht viel auffälliger, wenn es vorne drinsteckt?«

»Naja, es findet das halt so besser. Außerdem, kannst du hier irgendwo Menschen sehen?« Es ist Sonntag, nach elf Uhr abends, und die meisten Leute liegen bereits im Bett, um morgen ausgeschlafen im Büro antreten zu können.

»Na gut, aber wenn irgendwas Bescheuertes passiert, bist du schuld.«

»Wird schon schiefgehen«, beruhige ich sie. Oder eher mich.

Eine halbe Stunde später sind wir an der Polizeiwache. Die einzigen Menschen, die wir gesehen haben, waren viel zu weit weg oder fahren zu schnell an uns vorbei, als dass sie das Alien vernünftig hätten erkennen können.

»Der Seiteneingang ist da um die Ecke«, sagt Laura, »die Treppe hinunter.« Sie geht vor. Hier ist alles gut beleuchtet und auch die Kameras sind gut sichtbar. Da fällt mir auf, wenn ich die Kameras sehe, dann sehen die wahrscheinlich auch mich. Eine hängt sogar direkt über uns. Ich hoffe, Mos Plan ist gut. Laura tippt eine Nachricht in ihr Handy. »So, er ist gleich da.«

Ein oder zwei Minuten vergehen. Dann öffnet sich tatsächlich die Tür und Mo steht vor uns. »Sehr gut! Kommt rein, aber seid leise! Es ist zwar kaum jemand da, aber trotzdem. Die ganze Nummer ist riskant genug.«

»Alles klar«, sagt Laura und wir folgen ihm hinein. Ich schließe vorsichtig die Tür hinter mir, die trotz allem mit einem lauten *Klack* einrastet. Laura dreht sich empört zu mir um. Ich zucke nur abwehrend mit den Schultern.

»Woher soll ich wissen, dass die so laut zugeht?«, flüstere ich.

»Naja, flüstern müsst ihr auch nicht«, sagt Mo und führt uns einen Gang entlang und durch weitere Türen. Die Schilder an den Wänden verraten mir, dass es zum Lager geht. Immer wieder fallen mir die kugelförmigen Kameras an der Decke auf.

»Sag mal, Mo, wie löst du das nun mit den Kameraaufnahmen? Wir sind doch echt überall drauf, oder nicht?«

»Da mach dir keine Sorgen. Ich bin hier schließlich der einzige IT-Fuzzi. Also kümmere ich mich auch um die Aufnahmen. Das System ist ganz simpel. Alle Kameras haben einen Bewegungssensor. Erst wenn sich etwas bewegt, nimmt die Kamera auf, und sie hört erst dann auf, wenn wieder Ruhe ist. Und das wird dann als einzelne Datei auf die Festplatte geschrieben.«

»Und das erklärt jetzt, warum ich mir keine Sorgen machen muss?« Ich hab's offensichtlich noch nicht begriffen.

»Genau. Ich muss hinterher nur die betreffenden Dateien und Logeinträge löschen, und es ist so, als ob ihr einfach nie hier gewesen wärt. Und außerdem guckt sich das vor nächstem Freitag eh keiner an, wenn es nicht irgendwelche Schäden am Gebäude oder andere Auffälligkeiten gibt.«

»Siehst du, Benjamin, ist doch alles gut«, pflichtet Laura Mo bei.

»Ja, okay, das ...« Ich verstumme.

Alle halten an.

Was ist das? Es fühlt sich an, als würde das Gebäude vibrieren.

»Ist das normal«, fragt Laura, »dieses Ruckeln?«

Mo guckt entgeistert. »Nein. Nein ist es nicht.«

Das Vibrieren wird zu einem Rütteln. Ein Erdbeben? Das Alien an meiner Brust wird unruhig und versucht, sich zu

befreien. Ich öffne den Reißverschluss und lasse es auf den Boden springen.

»sina li monsuta jaki!«, schimpft es. Es sieht angespannt aus und guckt sich wild um, als müsse jeden Moment etwas passieren. Abrupt hört das Erdbeben auf und weicht einer Stille, die vorher zwar auch schon da war, aber nun umso deutlicher ist.

19

Nach einem kurzen Augenblick bemerke ich, dass wir wie angewurzelt dastehen und gemeinsam in die Richtung gucken, aus der wir gerade gekommen sind. Ich blicke runter zum Alien. Es macht einen angespannten Eindruck, steht in der mir inzwischen sehr bekannten Kampfhaltung und brabbelt irgendetwas Unverständliches vor sich hin.

»Schritte.«

Ich drehe mich zu Laura um. »Was hast du gesagt?« Genau wie Mo starrt sie die Tür an, die wir gerade passiert haben.

»Schritte. Von hinter der Tür da.«

Jetzt höre ich es auch. Da kommt jemand. Im nächsten Augenblick verstummen die Schritte. Dann erklingt ein lautes Piepsen.

»Was ist das?«, fragt Mo eher sich selbst als uns.

»Wie bitte?«, fragt Laura.

»ike! mi tawa!«, brüllt das Alien und springt hinter uns.

Im nächsten Moment fliegt vor uns die Tür auf, und obwohl sie mehr als sechs Meter entfernt ist, ist der Knall, der dabei entsteht, ohrenbetäubend.

»jan Mana o! sina o tawa e luka sina, tawa sewi! sina o tawa e sina, tawa mi! mi awen e sina, tan ni: sina esun ike e ilo utala li esun e jan li moli e jan. mi sona e ni: sina pali e ni luka luka tu tu. ken la sina pali e ni mute kin!«, brüllt der Mann, der da in der Tür steht.

Er trägt eine überambitionierte Motorradausrüstung. Wegen der Spiegelung der Neonröhren auf dem Visier seines Helmes kann ich sein Gesicht nicht erkennen. Er hat eine Waffe auf uns gerichtet, die zwar Ähnlichkeiten mit anderen Pistolen hat, aber wulstiger aussieht und stellenweise blau leuchtet. Irgendwie so, wie ich mir eine außerirdische Waffe immer schon vorgestellt habe.

Außerirdisch!

Na klar, das Erdbeben, die wulstige, leuchtende Waffe, der seltsame Anzug! Da steht kein Mann vor uns, sondern ein anderes Alien, und mir fällt auch auf, dass ich natürlich kein einziges Wort verstanden habe.

»o unpa e sina, jan Akon! mi pilin e ni: ken la tenpo kama la mi moku e sina!«, brüllt unser kleines Alien ihm entgegen. Es verzerrt bei den Worten sein Gesicht, lässt die scharfen Zähne blicken und macht Gesten mit den Händen, die für mich nicht nach Unterwerfung aussehen.

Das andere Alien, das gut einen Kopf größer ist als ich, macht ein paar Schritte nach vorn. »jan pi mun ni o! mi wile tawa e mi, lon nasin ni! o tawa e sina, tawa nasin ante! sina awen e sina, lon nasin ni la mi wile awen e sina, lon tomo pi tawa ala. mi ken awen e sina, tan ni: sina jan pona pi jan ike. mi wile alasa e jan ike ni.«

»Was zur Hölle sagt es da?!«, schreit Mo uns an. Dicke Schweißperlen laufen seine Stirn hinab.

Unser Feind macht weitere Schritte auf uns zu, schießt aber nicht. Stattdessen fummelt er an seinem Helm rum. Durch den veränderten Winkel kann ich nun durch das Visier des Helms ein dunkelblaues, faltiges Gesicht erkennen. Keinerlei Ähnlichkeit mit dem kleinen Alien, das seit zwei Tagen an meiner Seite ist. Er sieht alles andere als freundlich aus.

»Scheiße! Nun mach doch mal einer was!«, schreit Laura.
»Wir müssen hier weg!«

Das reißt Mo aus seinem Schock. »Ja! Oh Mann, so ein Dreck, mir nach. Los!« Mo dreht sich um und rennt. Beinahe reißt er dabei das kleine Alien um.

»sina o kute! sina ken ala kin tawa e sina!«, schreit es uns nach, als wir hinter Mo herrennen.

Ich fuchtele mit den Händen dem kleinen Alien zu, dass es mitkommen soll. Das hat es verstanden, denn es rennt uns hinterher. Erstaunlich flink für so eine kleine Gestalt. Wir biegen um eine Ecke und sind aus dem Blickfeld

des Feindes. Ich höre ihn aber hinter uns herrennen und dabei etwas Unverständliches Rufen.

»Wo rennen wir hin?«, rufe ich Mo zu.

»So viel Auswahl haben wir leider nicht. Da vorne ist der Lagerraum.«

»Aber da wollten wir doch eh hin«, ruft Laura. »Kommen wir von da nach draußen?«

Mo rennt weiter, ohne eine Antwort zu geben. Neben mir wird ein Stück Wand herausgesprengt. Kurz danach wird das Linoleum des Fußbodens zerfurcht. Bei jedem Schuss ist der Raum von einem blauen Licht durchflutet.

»Scheiße, es schießt auf uns«, schreie ich. Das sind also die Schüsse, die eine außerirdische Waffe abfeuern kann: groß, grob und schmorend.

Mo ist bereits an der Tür, an der groß *Lager* steht.

»Mach hinne!«, schreit Laura ihn an.

Mo fummelt an einem kleinen Schlüsselbund. »Ich mach ja schon!«

»Händigen e meli ike Mana, tawa mi!«, ruft das große Alien und kommt uns näher. Zum Glück schießt es nicht mehr.

Mo hat die Schlüssel fallengelassen und hebt sie gerade wieder auf. Panisch sehe ich mich um und entdecke einen Feuerlöscher. Vielleicht hilft uns das. Ich greife ihn, ziehe den Stift heraus und presse den Hebel herunter, noch bevor ich richtig mit der Düse zielen kann. Sofort schießt das

weiße Pulver durch den Raum und hüllt unseren Gegner ein. Aber auch unsere Sicht wird zunehmend milchiger.

»Ich hab's«, ruft Mo und öffnet endlich die Tür.

Ich werfe den Feuerlöscher in Richtung Alien und wir hechten alle hinein. Mo knallt die Tür hinter sich zu und schließt mit zitternden Händen ab, als gerade die ersten Leuchtstoffröhren flackernd zum Leben erwachen.

20

Das sich vor uns erstreckende Lager besteht aus einem breiten Mittelgang, von dem eine Handvoll Regalreihen abgehen. An einer Wand lehnt mein Fahrrad. Das wird wohl noch eine Weile hierbleiben dürfen. Wir rennen in den Raum und verstecken uns hinter einigen Regalen auf der rechten Seite.

»Und was jetzt?«, frage ich Mo. Er reagiert nicht auf mich. Stattdessen sieht er nur geschockt in die Mitte des Ganges. Was sieht er sich da an? Oh nein! Laura steht immer noch da!

»Laura! Was machst du da? Komm!«, versuche ich sie zu animieren. Aber ohne Erfolg.

In der Zwischenzeit durchsucht unser kleines Alien die Regalreihen.

»Mo, ist das Raumschiff hier drin?«

Endlich reagiert er auf mich. »Was? Ja, da hinten am großen Tor.«

Tatsächlich ist am hinteren Ende ein großes Schiebetor. »Warum sind wir nicht da reingekommen?«, will ich von ihm wissen.

»Laura! Komm endlich!«, ruft Mo zu der sich immer noch nicht bewegenden Laura. Sie starrt nur die Tür an, durch die wir hereingekommen sind.

»Ich bringe dem Alien bei, wo sein Raumschiff ist, und du holst Laura da weg«, befiehlt Mo mir und rennt nach hinten, um das kleine Alien irgendwie dazu zu bewegen, ihm zu folgen.

»Was? Ja, okay«, rufe ich und mache mich auf den Weg nach vorn zu Laura.

Rumms macht es vor uns. Das Alien versucht, die Tür aufzubrechen, aber sie ist fest verschlossen und besteht nicht aus Holz, sondern aus Metall. *Rumms* macht es nochmal, während ich Laura an den Schultern packe, um sie wieder in diese Welt zu rütteln.

»Laura, verdammt! Nun komm schon!«

Das scheint geholfen zu haben. Laura guckt mich entgeistert an. »Was? Ja«, sagt sie kaum hörbar, und ich fasse sie an der Hand und zerre sie mit mir. Sie gehorcht und tritt zunächst nur mit, fängt sich aber schnell und beginnt endlich zu rennen.

»Was war los mit dir?«, frage ich sie, während wir nach hinten zu Mo und dem kleinen Alien laufen.

»Ich weiß nicht. Ich stand einfach da und ...« Sie verstummt und ich höre sie schniefen. Sie ist ein toughes Mädchen, aber das war offensichtlich zu viel für sie.

»Ist schon gut, wir schaffen das hier irgendwie, ja?«

Da rumst es wieder hinter uns. Einmal, zweimal. Immer wieder.

»Es versucht reinzukommen«, ruft Mo. »Macht hinne!«

»Ach was?«, rufe ich, als hinter uns die Tür aufgeschossen wird. Als ich zurückblicke, sehe ich, dass dort, wo gerade noch der Türgriff und das Schloss waren, nur noch eine glühende, geschmolzene Masse ist. Mit erhobener Waffe betritt der Gegner das Lager. Das weiße Pulver meiner Feuerlöscherattacke lässt es nicht mehr ganz so imposant aussehen.

»awen pona mi li pini! Werde ni la meli Mana o, mi ike, walten sina«, ruft es, während es sich nach uns umsieht aber uns nicht finden kann.

Laura fällt es als Erstes auf: »Hat es gerade teilweise verständlich gesprochen?«

Das hat es, die Worte *werde* und *walten* habe auch ich verstanden. Vielleicht ist das auch nur Zufall. Wir halten uns am hintersten Regal versteckt, können das Alien aber beobachten, wie es vorsichtig die Umgebung erkundet. Dann hören wir ein paar Meter neben uns ein lautes

Scheppern. Unser Alien kommt aus seinem an die Wand gelehnten Raumschiff und hat dabei ein paar angelehnte Metallstäbe umgeworfen, was einen riesen Lärm verursacht. Es starrt uns entsetzt an. Wir versuchen ihm klarzumachen, dass es still sein soll. Doch zu spät. Unser Gegner hat das selbstverständlich mitbekommen und ist schneller unterwegs, als uns lieb ist.

»o awen! tenpo ni la mi tawa e sina, tawa tomo pi tawa ala!«, ruft es, während es auf uns zukommt.

»Scheiße!«, kommt es Mo über die Lippen und er flüchtet über den Mittelgang zum gegenüberliegenden Regal.

»Was soll das denn?«, knirscht Laura zwischen ihren zusammengebissenen Zähnen, während ein Schuss Mo nur knapp verfehlt und ein Loch in der Größe eines Fußballs im Schiebtor hinterlässt.

Sekunden später biegt das Alien in unsere Regalreihe ein. Und wieder stehen wir nur wenige Meter vor ihm. Doch die Waffe ist nicht auf uns gerichtet. Seine Aufmerksamkeit gilt dem kleinen Alien, das noch hinter uns an seinem Raumschiff steht.

»jan Mana o! sina o tawa e luka sina, tawa sewi! mi awen e sina, tan ni: sina esun ike ...«, fängt das große Alien an und wird von einem Knall unterbrochen, dem ein Aufschrei folgt, der nichts anderes als Schmerz bedeuten kann. Der Riese sackt vor uns zusammen, erst auf ein Knie, dann fällt er zur Seite, während er sich den Oberschenkel hält. Dabei

hat es die Waffe fallengelassen und die leuchtenden Elemente, die sie zieren, verglimmen. Dahinter steht Mo mit einer Pistole in der Hand, die auch er kurz danach fallenlässt.

Das kleine Alien nutzt die Situation, sprintet nach vorn und tritt dem anderen Alien mit voller Wucht gegen den Helm. Das scheint ausgereicht zu haben, um dem Gegner das Bewusstsein zu rauben.

»mi mute o tawa e mi mute, tawa ma ante!«, ruft das kleine Alien, während es zur Tür rennt, durch die wir reingekommen sind.

»Los, Mo!«, rufe ich und zerre Laura hinter mir her.

Wir rennen den Gang entlang, aus dem wir vor wenigen Augenblicken noch in entgegengesetzter Richtung geflohen sind.

»Habe ich es getötet?«, fragt Mo, während wir rennen.

»Ich weiß es nicht«, sage ich. »Vielleicht. Ich will es nicht herausfinden und dann doch noch draufgehen.«

Wir rennen durch die Tür, die das Alien aufgebrochen hat, und gelangen kurze Zeit später durch den Seiteneingang wieder nach draußen.

»Weiter!«, ruft Laura mir und Mo zu, und wir rennen ihr hinterher, auch wenn wir außer Atem sind. Plötzlich fehlt unter mir der Boden und ich falle in den Dreck. Mitten in der Straße ist ein Loch. Es ist nicht mal einen Meter groß

und es sieht aus, als wäre es sauber aus dem Boden geschnitten.

»Benjamin! Steh auf!«, schreit Laura mich an. »Schnell in den Park, vielleicht können wir uns da verstecken.«

Auch unser kleines Alien ist nah bei ihr. Verdammte, ist das kleine Biest flink. Mo hilft mir aus dem Loch und wir hechten eine breite, flache Treppe hinunter in den Park, der allgemein schlecht beleuchtet ist. Diese Stadt hat definitiv ein nächtliches Beleuchtungsproblem.

»Leute«, höre ich es hinter mir. »Leute, wartet mal!«

Wir halten an. Hinter uns steht Mo, der völlig fertig ist, die Hände auf die Knie gelegt hat und vor sich hin keucht.

»Was ist, Mann?«, schreit Laura ihn an.

»Ich. Glaube. Wir haben's. Geschafft!«, sagt Mo Wort für Wort.

Laura legt die Stirn in Falten. »Was meinst du?«

»Seht euch um. Nichts. Hinter uns kein Anzeichen des Aliens. Auch sonst ist alles ruhig.«

»Ich verstehe nicht, worauf du hinauswillst, Mo«, sage ich, erkenne aber, dass er irgendwie Recht hat.

Mo richtet sich wieder auf. »Ich meine, wir hatten da einen ziemlich heftigen Kampf. Es hat geknallt, Schüsse sind gefallen. Aber es ist überhaupt nichts los hier draußen. Als ob gar nichts vorgefallen wäre. Ich hätte wenigstens damit gerechnet, dass irgendwann Krankenwagen, Feuerwehr oder doch zumindest Polizisten hier auftauchen

würden. Aber es macht den Anschein, als ob nie etwas passiert wäre.«

Dann fällt es auch uns auf.

»Er hat Recht«, stimmt Laura ihm zu.

Die nächsten Sekunden verbringen wir damit, nur dem Rauschen der Blätter in den Parkbäumen zu lauschen.

21

Wir beschließen, uns im Park eine Stelle zu suchen, an der wir uns etwas ausruhen können. Unter einem Baum, der noch etwas Licht von einer entfernten Laterne bekommt, lassen wir uns nieder. Der Schweiß tropft uns noch Minuten später vom Gesicht, doch ein lauer Wind kühlt uns langsam und angenehm wieder ab.

»Leute, mein Schädel brummt. Kommt das vom Rennen?«, fragt Mo und reibt sich die Schläfen.

»Keine Ahnung, kann sein.« Auch ich habe seltsame Kopfschmerzen. »Die ganze Szene eben kommt mir eher wie ein Traum vor.« Oder ein Albtraum.

»War das jetzt eigentlich alles umsonst?«, fragt Laura.

Ich sehe zum Alien und erkenne, dass es zwei Geräte bei sich hat. Eines kleiner als meine Handfläche, das andere ein kleiner Kasten, der an ein Smartphone erinnert.

»Nein, ich denke, es hat, was es wollte«, sage ich und zeige auf das Alien.

»Und was ist das, wofür wir gerade fast gestorben sind?«, frag Mo.

Ich schüttelte mit dem Kopf. »Ich weiß es nicht.«

»Toll«, sagt Mo und lehnt sich zurück an den Baum.

Das Alien hantiert an seinem puscheligen Ohr herum und zieht etwas Trompetenförmiges heraus, das genauso aussieht wie das kleine Gerät, das es aus dem Ufo geholt hat. Es betrachtet es kurz und wirft es hinter sich. Danach steckt es sich das neue zurück ins Ohr. Bei der Länge des Gerätes müsste es durch das Trommelfell ins Gehirn gehen. Dann widmet es sich dem Smartphone-ähnlichen Ding, kontrolliert es und tippt darauf rum.

»Okay, Leute«, sagt Mo und steht auf. »Ich bin durch für heute. Das ist mir alles zu viel.«

»Was meinst du?«, fragt Laura.

»Ich meine, ich werde richtig Ärger bekommen. Darf mir wohl auch einen neuen Job suchen, von den Schäden ganz zu schweigen.«

»Aber kannst du die Aufnahmen nicht löschen?«, frage ich. »Das hast du doch gesagt.«

Mo schaut mich an. »Kannst du knicken. Wenn ich die Aufnahmen lösche, wird jeder wissen, dass ich was mit dem Chaos da drin zu tun habe. Die wollen zu hundert Prozent rausbekommen, was da vorgefallen ist. Und dafür werden die eben auch die Aufnahmen sehen müssen, und auf denen sind wir alle drauf.«

»Scheiße!« Mehr vermag ich nicht zu sagen.

»Kann man so sagen«, pflichtet Mo mir bei. »Okay, wir sehen uns sicher schneller wieder, als uns lieb ist. Ich bin erstmal weg.«

»Aber so bekommen wir alle Ärger, und zusätzlich kriegen die mit, dass zwei Außerirdische hier rumlaufen«, wirft Laura ein. »Und das könnte zu mehr Problemen führen als nötig.«

»Also soll ich die Aufnahmen löschen und mir irgendwas aus den Fingern saugen?«

Laura überlegt. »Mir fällt zumindest nichts Besseres ein. Tu es für die Mission!«

Mos Augen verengen sich zu Schlitzern. »Für die Mission, ja? Na, mal sehen, irgendwas werde ich schon hinbekommen. Ich muss jetzt erstmal weg hier.«

»Okay, Mo. Danke für deine Hilfe«, sage ich und verabschiede mich von ihm.

»Viel Glück«, sagt er zu Laura, und sie umarmen sich vielleicht ein bisschen zu lange für meinen Geschmack. »Und Leute, wenn das nächste Mal ein Alien vom Himmel fällt, lasst einfach die Finger davon. Das ist Mist.«

»Ja, machen wir«, sage ich.

Mir fällt auf, dass das Alien uns konzentriert ansieht. Als würde es uns zuhören.

»Was ist los? Hast du Hunger?«, frage ich, greife einen herumliegenden Stock und werfe ihn dem Alien zu.

»pona! Ich wile moku wirklich e moku«, sagt es und greift sich den Stock.

»Hast du das gehört?«, fragt Laura und sieht mich verblüfft an.

»Was?«, frage ich. Ich weiß nicht genau, was sie will. Ich bin inzwischen auch total fertig.

Auch Mo guckt das Alien mit großen Augen an. »Ich habe teilweise was verstanden«, sagt er und setzt sich wieder hin.

»Es hat verständliche Wörter von sich gegeben, genau wie das andere Alien«, erklärt Laura. Sie beugt sich zum Alien vor und sagt: »Kannst du uns verstehen?«

Das Alien guckt verkniffen und sagt dann: »Ich kann lili verstehen e toki sina.« Dann wartet es auf unsere Reaktion.

»Das habe sogar ich jetzt mitbekommen«, sage ich und gucke Laura fassungslos an.

Das Alien knabbert an seinem Stock.

»Unglaublich! Was soll das? Konntest du uns die ganze Zeit verstehen? Du hast uns die ganze Zeit nur getäuscht!« Lauras Tonfall wird etwas aggressiv.

Das Alien guckt wieder hoch. »Ich verstehe nicht e toki sina. taso ich verwende dieses ilo. ilo ni li kama, Schiff und li sona e toki ante«, sagt es teilweise gut verständlich.

»Das Teil aus dem Schiff, das es sich ins Ohr gesteckt hat«, sage ich und deute dabei auf mein eigenes Ohr, »das übersetzt, was wir sagen.«

»Kann sein.« Laura sieht ganz fasziniert aus.

»Ja«, sagt das Alien. »tenpo pini la ilo ni li sona lili e toki sina. sina toki mute e toki sina sprechen ni li versteht mehr e toki sina.«

»Ah, es will, dass wir weiter miteinander reden, so lernt es unsere Sprache. Geniales Teil!« Mo ist ganz begeistert.

»Ich pilin e ni: Wir li wile tawa e mi mute, hier weggehen.«

»Stimmt«, sagt Mo. »Wir haben lange genug hier rumgesessen. Ich kann zwar immer noch nicht das geringste Anzeichen ausmachen, dass sich irgendjemand für das, was in der Polizeistation passiert ist, interessiert. Aber es hat Recht. Wir sollten nach Hause gehen.«

Wir stehen auf und machen uns auf den Weg.

»So, kleiner Kerl. Ich denke, dann ist es sinnvoller, wenn du wieder in meinen Reißverschluss schlüpfst, oder?«, frage ich und zupfe zur besseren Verständigung am Reißverschluss rum.

Es schaut mich kritisch an.

»Kein Kerl«, sagt es.

»Wie bitte?«

»Ich eine meli.«

Laura lacht auf. »Ich glaube, es, also eher sie, will dir sagen, dass sie ein weibliches Alien ist.«

Das Alien guckt Laura an. »Ja, weibliches Alien.«

Damit habe ich nicht gerechnet. Aber klar, Außerirdische müssen ja nicht männlich sein. Ich bin einfach davon ausgegangen.

»Ähm, ja. Na gut«, beginne ich. »Willst du dann lieber zu Laura?«

Sie guckt Laura an und sagt: »Nein«. Die Verachtung in der Stimme kann sie kaum unterdrücken. Sie stellt sich vor mich hin und ich nehme sie hoch und stecke sie in meine Jacke, sodass sie rausgucken kann. In der Nähe der Hauptstraße trennt sich Mos Weg von unserem.

»Wisst ihr, was vielleicht helfen könnte?«, fragt Mo, ohne auf eine Antwort zu warten. »Lasst sie einfach die ganze Nacht Videos und Podcasts im Internet hören.«

»Stimmt, das könnte klappen«, sage ich und wir verabschieden uns noch einmal von Mo.

Laura und ich sind auf dem Weg zu mir.

»Willst du nicht nach Hause?«, frage ich sie.

Sie zeigt mir einen Vogel. »Bist du wahnsinnig? Wann habe ich mal die Gelegenheit, mich mit einem Alien zu unterhalten?«

»Da hast du Recht«, sage ich und muss lachen.

Das Alien hört uns die ganze Zeit nur still zu. Mir fällt auf, dass ich noch gar nicht weiß, wie sie heißt.

»Sag mal, wie ist eigentlich dein Name? Ich bin Benjamin und das ist Laura«, sage ich dem Alien, das daraufhin zu mir hochschaut.

»Mein Name: Mana.«

»Mana? Bei uns braucht man das, um Zaubersprüche zu wirken«, erklärt Laura.

Mana guckt Laura ernst an. »Ich auch deinen Namen lustig machen?«

»Keiner macht sich hier über den Namen des anderen lustig«, versuche ich, die Spannung zwischen den beiden zu lösen.

So spazieren wir durch die Nacht, nehmen den ein oder anderen Schleichweg, um nicht aufzufallen, und kommen schließlich wieder bei mir zu Hause an.

22

»Da wären wir«, sage ich, während ich die Tür zu meiner Wohnung aufschließe. Laura ist sichtlich außer Atem.

»Ernsthaft, der fünfte Stock war eine schreckliche Idee von dir.«

»Nun hast du es ja überstanden. Mana, egal was du machst, bitte iss nicht meine Haustür«, erkläre ich ihr, woraufhin sie mich anschaut, als ob ich was Falsches gesagt hätte.

»Ich kein soweli«, erwidert sie. Ich nehme an, dass das letzte Wort sowas wie Baby, Tier oder Idiot heißen könnte.

»Oh Mann, bin ich müde.« Laura lässt sich in den Sessel in meinem Wohnzimmer fallen und springt gleich wieder auf. »Ah, nein, ich muss noch zu Hause anrufen.«

»Was? Es ist doch schon nach zwei Uhr nachts. Und warum eigentlich?«, will ich wissen. Mana fängt an, irgendwas in meiner Wohnung zu suchen.

Laura holt ihr Smartphone aus der Tasche. »Ich sage nur Bescheid, dass ich morgen früh nach der Nachtschicht später nach Hause komme.«

»Du hättest heute Schicht gehabt? Warum hast du nichts gesagt?«

Laura winkt ab. »Nein, nein. Ich habe nicht wirklich Nachtschicht. Meine Eltern denken das nur. Das habe ich für die Aktion heute Nacht als Ausrede genutzt. Und zu der Zeit geht eh nur der AB ran. Also kein Problem.«

Während Laura ihren Eltern auf den Anrufbeantworter spricht, suche ich die inzwischen abhandengekommene Mana.

»Hallo? Mana? Wo bist du hin?« Aus dem Badezimmer höre ich es klappern. »Was machst du hier? Musst du aufs Klo? Musst du überhaupt jemals aufs Klo? Also Pipi, Kaka oder sowas?«

Mana guckt mich böse an. »Nein, ich suche Internet.«

»Ah, richtig. Mo meinte ja, du sollst dir die Nacht mit Videos um die Ohren schlagen. Komm mit!«, sage ich und gehe vor ins Wohnzimmer. Dort steht mein Rechner, den ich einschalte. »So, das hier ist ein PC. Ein Personal Computer«, erkläre ich ihr.

»Der aber groß!«, protzt Mana heraus.

»Danke«, erwidere ich.

Mana schüttelt den Kopf. »Nein. Zu groß. Ich kenne nur klein. Bist du Militär?«

Ich verstehe nicht ganz.

»Also, Mana«, beginnt Laura zu erklären, »zugegebenermaßen ist das nicht der Neueste, aber das ist bei uns so der Stand der Technik. Wir haben ja auch keine Einmannraumschiffe mit Überlichtgeschwindigkeit.«

»Überlichtgeschwindigkeit unmöglich. Niemand hat das«, erklärt Mana neunmalklug.

»Dann eben nicht«, sagt Laura und rollt mit den Augen. »Wo kann ich schlafen? Sicher nicht hier, während Mana die ganze Nacht am Rechner hängt, und bestimmt auch nicht mit dir im Bett.«

Das kann ja noch heiter werden.

»Ähm ja, okay. Ich habe eine Art Gäste-Abstellkammer. Ich kann dir da eine Isomatte reinlegen und einen Schlafsack als Decke anbieten?«, sage ich und merke sofort, wie dieser Vorschlag auf Begeisterung stößt.

»Oder du schläfst in deiner Abstellkammer auf dem Boden und ich in deinem Bett«, schlägt Laura vor.

»Wie lange braucht Personal Computer? Ist Internet jetzt da?«, bohrt Mana von der anderen Seite.

»Mit frischer Bettwäsche natürlich«, kommt es wieder aus Lauras Richtung.

»So, jetzt ist mal Ruhe!«, sage ich vielleicht etwas zu bestimmt, denn beide schauen mich verdutzt an. »Okay, ich mache dir mein Bett fertig, Laura, und ja, der Rechner ist gleich soweit, der braucht immer ein bisschen zum Hochfahren. Mana, willst du uns nicht erstmal erklären, was genau hier nun eigentlich abgeht und vor allem was das auf der Polizeiwache war? Wer war das andere Alien. Warum hat es auf uns geschossen?«

In den nächsten Minuten versucht Mana, uns die ganze Situation zu erklären. Nur bringt es nicht viel. Ein ewiges Kauderwelsch aus ihrer und unserer Sprache ist alles, was sie im Moment zustande bringt, und am Ende wissen wir weniger als vorher.

»Mana, es tut mir leid, aber wir verstehen kein Wort«, unterbreche ich sie, obwohl sie gerade erst so richtig in Fahrt gekommen ist.

»So sehr mich das auch interessiert, ich gebe Benjamin Recht. Das bringt jetzt noch nichts. Vielleicht sieht das morgen früh schon besser aus. Ich mache mich jetzt bettfertig«, sagt Laura und verzieht sich ins Badezimmer.

Mana schaut ihr mit bösem Blick hinterher.

»Okay Mana, morgen werden wir dich sicher verstehen. Aber du musst noch viel lernen. Ich hoffe, die Internetnummer funktioniert so gut, wie wir uns das vorstellen. Setz dich hier mal auf den Stuhl!«

Aus dem Badezimmer kommt ein Schrei des Entsetzens. Richtig, im Bad ist noch alles voller Dreck von der Nacht, in der ich Mana sauber gemacht habe. Aber die Tür geht zu und ich kann mich nun um Mana und das Internet kümmern.

»Also, das ist eine Maus, damit steuerst du den kleinen Zeiger hier.«

»Aha«, macht Mana nur und probiert es selbst. Ihre kurzfingerige Hand ist ein bisschen zu klein für die Maus, aber sie bekommt es ganz gut hin. Ich nehme kurz die Maus und schalte den Browser an.

»Kannst du eigentlich unsere Sprache auch lesen und schreiben?«, frage ich sie, denn sie lernt mit ihrem Gerät zwar schnell das Verstehen unserer Sprache, aber das Sprechen scheint schwieriger zu sein. Und Schrift ist ja nochmal was anderes, denke ich mir.

»Ja und nein. Zeige mir Schriftsystem, Benjamin«, antwortet Mana.

»Okay, das hier ist die Tastatur und da sind alle unsere Buchstaben drauf, mit denen wir Wörter bilden. Grundsätzlich gibt es noch sehr viel mehr Buchstaben, aber

die werden von anderen Sprachen auf der Welt genutzt. Wir brauchen nur diese hier.«

»Viele Sprachen für ein Planet?«, fragt Mana mich und sieht mich ungläubig an.

»Ähm ja, wir sprechen Deutsch. Aber fast überall auf der Welt spricht man auch Englisch«, erkläre ich ihr.

»Und das dann andere Zeichen?«

»Nein, aber das ist eher Zufall. Englisch nutzt sogar weniger Buchstaben. Okay, also das hier ist ein Q«, sage ich und zeige gleichzeitig auf die Taste. Das mache ich mit der gesamten Tastatur. Auch die Zahlen und Sonderzeichen wie Prozent, das Kaufmannsund und die Klammern. Man weiß ja nie.

»So, und das hier ist YouTube, da gibst du hier ein, was du sehen willst, oder du klickst einfach auf ein Vorschaubild, das dich interessiert.« Ich mache es dabei einmal vor und wir sehen uns ein Vlogvideo von irgendeinem Mädchen an, das Schminke in die Kamera hält. Warum wird mir das überhaupt vorgeschlagen?

»Aha. Menschen malen auch an«, sagt Mana.

»Ja, einige tun das. So, nun probierst du es mal. Ich muss mein Bett fertigmachen, in dem ich nicht mal schlafen darf.«

Ich gehe ins Schlafzimmer und krame eine alte, dünne Decke aus dem Bettkasten, die ich mit dem einzigen anderen Bezug, den ich habe, beziehe. So kann ich

immerhin meine alte Decke in den Abstellraum mitnehmen und Laura bekommt die neue. Das Kissen beziehe ich ihr neu, schnappe mir ein anderes, kleines Kissen und bringe meine improvisierte Bettwäsche in mein neues Schlafgemach.

Nach einigen Minuten kommt Laura aus dem Bad. »Ist alles fertig?«, fragt sie, während sie in das kleine Zimmer guckt, in dem ich auf dem Fußboden sitze.

»Ja, kannst rein. Mana ist bereits mit dem Internet im Bunde.«

Laura guckt zur Seite ins Wohnzimmer. »Das sehe und höre ich. Hast du keine Kopfhörer, die sie benutzen kann?«

Ich stehe auf, gehe ins Wohnzimmer und krame aus einer Schublade neben dem Rechner ein paar Kopfhörer. »Hier, die setzt du auf, dann hören wir nicht, was du dir anguckst. Wird sonst mit dem Schlafen vielleicht schwierig«, erkläre ich Mana und mache ihr einmal vor, wie man die Kopfhörer nutzt. Sie nimmt sie und setzt sie sich auf ihren kleinen Kopf und die viel zu großen Ohren, während ich das Ende des Kabels in die Buchse stecke.

»Sehr gut. Laura, dein Bett ist gemacht, ich hau mich jetzt hin«, sage ich, während ich aus dem Wohnzimmer gehe. »Nacht, bis morgen.«

»Nachti«, sagt Laura, verschwindet im Schlafzimmer und versucht, die verbliebenen Reste der Schlafzimmertür zu schließen. Das Letzte, was ich höre, bevor ich in mein

Zimmer gehe, ist ein genervtes Seufzen. Ich liege zwischen noch nicht in den Keller geräumten Pappkartons und Wäscheständern auf meiner Isomatte und schlafe schneller ein als erwartet.

23

WWW.YOUTUBE.DE

Videotitel: TOD durch DIMENSIONSLOCH?! :(((

2.385 Aufrufe – 139 Daumen hoch – 52 Daumen runter

Hochgeladen: vor 13 Stunden

Kanal: SpaceR1tter

»Hallo und herzlich willkommen zur Pressekonferenz bezüglich des Objekts, das im Mai dieses Jahres im nahegelegenen Braunkohlewerk gefunden wurde. Es spricht nun zu Ihnen Prof. Dr. Konrad Müller-Maibaum von der Universität Krestedt.«

»Guten Morgen, meine Damen und Herren. Mein Name ist Prof. Dr. Konrad Müller-Maibaum. Wie Sie sicher festgestellt haben, befassen sich mein Team und ich nun seit einigen Wochen mit dem außerordentlichen Fund, der von Ihnen Sternkugel getauft wurde. Nach meinem gestrigen Interview bei Frau Hildewich entstand eine aufgeheizte Stimmung bezüglich der potenziellen Gefahr, die von der Sternkugel ausgeht. Sie und Ihre Kollegen sprachen gar vom

endgültigem Ende des Seins unter der Überschrift *Werden wir in ein Schwarzes Loch gerissen? – Die gefährliche Waffe der Aliens.*

Zu Recht höre ich von einigen von Ihnen ein aufgebrachtes Raunen. Solche blinden Behauptungen sind nicht zuträglich, weder für den Journalismus als solches, noch für unsere wissenschaftliche Arbeit, die wir auch in Ihrem Interesse durchführen. Ich verstehe, dass einige Menschen Angst haben, da es sich hier um etwas Unbekanntes handelt. Aus diesem Grund möchte ich Ihnen mitteilen, dass wir seit einiger Zeit an einer Apparatur arbeiten, mit der wir die Fähigkeiten der Sternkugel präzise nutzen können. Ja, Sie haben eine Frage?»

»Miriam Fichten, Nachrichtenblatt Freiburg. Was genau soll diese Apparatur mit der Sternkugel bezwecken?»

»Richtig, dazu wollte ich gerade kommen. Wie Sie sicherlich wissen, konnten wir mithilfe von Strom bestimmte Reaktionen bei der Sternkugel hervorrufen. Unser Ziel ist es, diesen Prozess genauer kontrollieren zu können. Dabei gehen wir davon aus, dass wir die Sternkugel als Energiequelle nutzen können. Ja bitte?»

»Roland Filipowicz, Neuschwabenland Aktuell. Kann es sich hierbei um Reichsdeutsche Waffentechnologie handeln? Und geht eine akute Gefahr von der von Ihnen entwickelten Maschine aus, ähnlich wie bei den Versuchen mit Schwarzen Löchern am Cern?»

»Wie bitte? Nein, es handelt sich höchstwahrscheinlich nicht um eine Waffe des Nationalsozialismus. Wie bereits bei Frau Hildewich besprochen ist das Objekt weit über zwanzigtausend Jahre alt. Es geht auch, wie schon damals am Cern, keine weltvernichtende Gefahr von dem experimentellen Aufbau aus. Ich bitte Sie, versuchen Sie, Ihre Berichterstattung nicht von blinder Panikmache lenken zu lassen. Ja, hier, die letzte Frage.«

»Dorothea Huhsin von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Wird es nähere Informationen zum Versuchsaufbau oder den Ergebnissen geben?«

»Ja, wird es. So wie es im Moment aussieht, werden wir in nächster Zeit den Termin für eine Pressevorführung der Ergebnisse bekanntgeben. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.«

24

Ich träume von herumfliegenden Lavabrocken, einem gigantischen Motorradfahrer, der mich auf einem Feuerlöscher verfolgt und mir nach und nach meine Gliedmaßen wegschießt. Als der letzte Schuss flüssiger Lava auf mein Gesicht zukommt, wache ich auf.

Ich bleibe noch kurz liegen und atme schwer. Mein Bettzeug ist nass vom Schweiß. Ich hatte als Kind schon oft Probleme mit Albträumen, was sich aber mit der Zeit

wieder gelegt hat. Heute habe ich sie nur noch gelegentlich, aber die Ereignisse der letzten Tage scheinen die alten Macken wieder aufleben zu lassen.

Mein Handy verrät mir, dass es bereits nach zehn Uhr ist und dass es wirklich gern aufgeladen werden möchte. Ich stehe vom Boden auf und betrachte einen Moment den feuchten Abdruck meines Körpers auf der Isomatte. Ich ziehe mir die Hose von gestern an und nehme ein frisches Shirt vom Wäscheständer. Blau mit einem fröhlichen Speckstreifen darauf. Bin ich der Letzte oder der Erste, der hier wach ist? Vielleicht ist Laura sogar schon weg. Ich öffne vorsichtig die Tür zum Flur und stecke den Kopf aus dem Zimmer. Nichts zu sehen oder zu hören. Ich gehe erstmal auf die Toilette und danach ins Wohnzimmer.

Toll. Nun ist mein gesamter Couchtisch weg. Außerdem kann ich auch den Stuhl, auf den ich Mana gestern Abend gesetzt habe, nicht mehr finden. Die Holzfressnummer muss ich ihr irgendwie ausreden. Der Rechner ist noch an und zeigt das letzte angesehene Video mit dem Titel: *Kein Klopapier Prank XD*. Wie ich sehe, hat sie auch die dunklen Seiten von YouTube gefunden. Mana liegt wie ein kleiner Hund zusammengerollt auf dem Sessel und schläft. Da lasse ich sie auch erstmal und spähe vorsichtig ins Schlafzimmer.

»Morgen«, flüstert es mir entgegen. Laura sitzt vollständig angezogen auf dem gemachten Bett.

»Morgen, hast du überhaupt geschlafen?«, frage ich sie und gehe zu den Fenstern, um die Vorhänge aufzuziehen.

»Eehh, Licht!«, beschwert sich Laura. »Klar, ich habe mein Bett gemacht. Könntest du ja auch mal versuchen«, wirft sie mir vor, während sie irgendwas auf dem Handy spielt.

»Woher willst du wissen, dass ... ach egal. Unser kleines Alien schläft noch.«

»Ja, habe ich schon gesehen. Sollen wir sie aufwecken?«

Laura steht auf, steckt das Handy in die Tasche und streckt sich ausgiebig.

Ich gehe vor ins Wohnzimmer. »Ja, mal sehen, was sie so in der Nacht gelernt hat.«

Wir nähern uns Mana. Ich beuge mich über sie und stupse sie an. »Mana, es ist Zeit zum Aufwachen.« Aber sie schläft einfach weiter.

Dann schreit Laura ohne Vorwarnung: »Aufwachen! Genug geschlafen!«

Das reißt Mana so sehr aus dem Schlaf, dass sie reflexartig um sich schlägt und im Sessel steht.

Ich schreie vor Schmerz auf, denn dabei hat sie meiner Wange einen Kratzer verpasst. »Oh Scheiße, Laura, was sollte das denn?«, schnauze ich sie an, während ich mir die Wange halte.

»Uh, das ist aber schnell eskaliert. Lass mal sehen«, Laura schiebt meinen Arm runter, um sich die Schramme anzusehen.

»Was zur Hölle?! Was war das für 1 Aufwecken vong Lautigkeit her?!«, ruft Mana mit einem Ausdruck, der völliges Unverständnis transportiert.

»Das brennt wie Sau!«, beschwere ich mich. »Mana, warum sprichst du so bescheuert?«

Laura guckt sich den Kratzer genauer an. »Der ist echt nur oberflächlich, ich habe mich schließlich auch nicht so angestellt.«

Von wegen.

»Was?«, fragt Mana. »Was laberst du für 1 Shizzle?«

Laura und ich können kurz nichts anderes tun, als Mana anzusehen. Dann fragt Laura: »Warst du auf Twitter?«

Mana nickt.

»Du kannst so nicht reden. Da werden wir wahnsinnig. Was hast du die ganze Nacht im Internet gemacht? Und bitte versuch, wie wir zu sprechen!«

Mana denkt kurz nach. »I bims die ganze Nacht Videos gesehen und habe dann herausgefunden, dass aktuelles Weltgeschehen auf dem Nachrichtenportal Twitter stattfindet. Wusstet ihr, dass der super flye @GigiMaxPack 1 neue Flamme hat, aber die sich laut @TermorBoi nur hochbumsen will?«

»Mana, ich denke, wir müssen dein Weltbild etwas zurechtrücken«, erkläre ich ihr.

Die nächste halbe Stunde verbringen wir damit, ihr klarzumachen, was Jugendsprache und Slang ist. Dass im

Internet oft anders geschrieben als gesprochen wird und dass sie sich eher an Videos halten soll, in denen ältere Menschen auftreten. Ab und zu fummelt sie dabei an ihrem Ohr rum und lässt uns die Worte aussprechen, die wir gelöscht haben wollen.

»Okay, ist es so besser, ihr Mongos? Spreche ich jetzt einigermaßen vernünftig?«, fragt sie uns hoffnungsvoll.

»Ja, schon viel besser«, freut sich Laura. »Und nenn uns bitte nicht mehr Mongos, das ist keine richtige Anrede.«

Mana fummelt erneut an ihrem Ohr, dann nickt sie. „Ist gelöscht.“

»Das Teil lernt einfach so jede Sprache?«, frage ich und deute auf Manas Ohr.

»Ja, das ist mein Transkriptor. Er nutzt eine künstliche Intelligenz, die direkt mit meinem Gehirn verbunden ist. Das heißt, ich spreche eigentlich noch in der intragalaktischen Austauschsprache, aber die Worte werden für euch verständlich formuliert. Eine Art neuronales Übersetzungssystem. Genauso kommen eure Worte in meiner Sprache bei mir an. Darum kann ich nicht wissen, welche Worte ich verwende und ob diese immer richtig sind, da der Transkriptor immer aus dem Kontext lernt. Viele Worte haben außerdem mehr als eine Bedeutung oder werden von anderen falsch benutzt.«

»Abgefahrenes Teil! Können wir auch so etwas haben?«, fragt Laura.

»Das wird nicht viel bringen, denn ihr habt keinen Bioportchip implantiert. Der sorgt dafür ...«

»Jaja, okay, hab's schon verstanden«, unterbricht Laura Mana. »Nun kannst du uns aber erklären, was genau du hier auf der Erde zu suchen hast, oder?«

»Okay, setzt euch am besten hin. Das sind vielleicht zu viele ungewohnte Informationen auf einmal.«

Wir setzen uns neben den Sessel aufs Sofa.

»Dann schieß mal los«, bitte ich Mana anzufangen.

»Ich bin, wie ihr ja schon wisst, wegen der, wie ihr sie nennt, Sternkugel auf die Erde gekommen. Bei der Sternkugel handelt es sich um eine Waffe aus einem intragalaktischen Krieg, der vor vielen Tausend Jahren herrschte. Genauer gesagt ist sie eine Dimensionsbombe.«

»Intergalaktischer Krieg?«, frage ich.

»Nein, intragalaktisch«, berichtet mich Mana, »innerhalb dieser Galaxie, nicht galaxienübergreifend. Dass ich euch jetzt auch noch eure eigene Sprache erklären muss.«

Laura unterbricht Mana. »Dimensionsbombe? Das klingt total bescheuert. Wir sind doch hier nicht in einem Science-Fiction-Film.«

»Ich weiß nicht, ob sich Dimensionsbombe für euch unwirklich anhört, aber es ist anscheinend die naheliegendste Beschreibung in eurer Sprache«, erklärt Mana uns.

»Was genau macht diese Bombe?«, will ich wissen.

»Sie explodiert nicht wie zum Beispiel eure Atombomben oder Granaten. Eine Dimensionsbombe wurde verwendet, um ganze Bereiche wie Schiffe oder sogar Planeten in ein Blasenuniversum zu sperren. Das heißt, wenn der Bombe genügend Energie bereitgestellt wird, überschreitet sie den Schwellenwert, den sie zur Auslösung benötigt, und reißt eventuell die gesamte Erde hinüber in eine Art Miniuniversum. Demzufolge existiert sie dann nicht mehr in eurem Sonnensystem und ist wie aus der Welt verschwunden. Andersherum gibt es dann in dem von der Dimensionsbombe erzeugten Blasenuniversum nichts anderes als das, was im Radius der Bombe war.«

Laura und mir stehen die Münder weit offen. Das hat Mana anscheinend bemerkt, denn sie verstummt und schaut uns beim Denken zu.

Ich löse mich aus meiner Starre. „Das heißt, die Erde wäre dann in diesem Miniuniversum ganz alleine? Ohne Sonne?“

Mana nickt. »Genau, vielleicht auch ohne Mond, muss aber nicht sein. Das Leben auf der Erde wäre dann binnen weniger Wochen nahezu restlos erloschen.«

»Warum zur Hölle gibt es so etwas?«, stößt Laura laut aus.

»Weil die Technologie es zulässt. Kann man etwas als Waffe verwenden, dann macht man das auch. Es gab vor vielen Tausend Jahren eine Menge dieser Bomben.

Einige wurden nie gezündet, so wie eure Sternkugel. Andere haben viele Planeten ins Nichts katapultiert oder gigantische Löcher hineingerissen. So erging es wahrscheinlich auch dem Planeten, den ihr Marduk nennt. Ich habe dazu einiges im Internet gefunden. Ich bin Mitglied einer Organisation, die auf der Suche nach diesen Bomben ist.«

»Also bist du sowas wie eine Bombenjägerin?«, frage ich.

»Genau. Meine Aufgabe ist es, diese Bomben zu finden, sicherzustellen und zu entschärfen.«

Da fällt mir etwas ein. »Warum bist du dann abgestürzt?«

»Und was hat es mit dem anderen Alien auf der Polizeistation auf sich?«, fügt Laura hinzu.

»Das war Akon. Ein Krimineller, der sich ebenfalls auf die Suche nach alten Waffen gemacht hat und mit ihnen handelt. Wir sind schon auf anderen Planeten das ein oder andere Mal zusammengetroffen. Er ist es auch, der mein Schiff beschädigt hat. Deswegen musste ich eine Notlandung einleiten.«

»Darum bist du also abgestürzt«, flüstere ich mir eher selbst zu.

»Notgelandet«, berichtet mich Mana. »Wie Akon an die Informationen zur Position der Dimensionsbombe gekommen ist, ist mir leider nicht bekannt. Was ich aber weiß, ist, dass ich die Bombe vor ihm in meine Obhut bringen muss, um Schlimmeres zu verhindern.«

»Warum macht sich dieser Akon nicht direkt auf die Suche nach der Sternkugel, sondern lauert uns in der Polizeistation auf?«, will Laura wissen, und sie hat Recht, das ist seltsam.

»Ich weiß es nicht. Möglicherweise kennt Akon den aktuellen Aufenthaltsort der Bombe nicht und dachte, ich wüsste mehr. Tue ich aber nicht. Nun, dank des Internets jetzt schon.«

»Ja, in Krestedt, das ist uns bekannt. Das ist fast am anderen Ende des Landes«, erkläre ich Mana und überschlage die Entfernung im Kopf. »Fünfhundert Kilometer oder so.«

»Okay, das verstehe ich alles«, sagt Laura anscheinend noch im Detektivmodus. »Aber Mo hatte Recht. Wie kann es sein, dass nach dem Überfall auf der Polizeistation nichts passiert ist? Es hätte doch ein kleines Chaos geben müssen.«

Mana nickt. »Das stimmt. Erinnert ihr euch noch an das kleine Erdbeben, kurz bevor Akon aufgetaucht ist?«

Wir nicken.

»Das war ein Raumschieber, ein kleines Gerät, das im Grunde auf der gleichen Technologie aufbaut wie die Dimensionsbombe, nur viel weiterentwickelter. Der Raumschieber transferiert nur einen kleinen Teil Materie, meistens den Benutzer, in einen alternativen Zeitstrang. Sozusagen ein Teleporter in eine Paralleldimension.«

»Das ist doch Unfug«, protestiert Laura. »Das denkst du dir doch alles aus. Weißt du, wie sich das anhört? Bescheuert!«

Sie hat irgendwie Recht. Es hört sich alles bescheuert an. »Mana, stimmt das, was du da sagst? Es klingt wirklich etwas übertrieben.«

Mana ist empört. »Meint ihr, ich lüge?!«

»Nein, also, naja, wir können uns nicht so recht vorstellen, wie das alles überhaupt möglich sein soll.«

»Es ist aber so. Verlässt man den Radius, den der Raumschieber nach dem Transfer aufgebaut hat, gelangt man wieder zurück in die Originaldimension. Das funktioniert aber nur in eine Richtung. Das ist auch der Grund dafür, dass es hinterher in der Stadt kein Chaos gab. Der Trick an diesem Gerät ist, dass man so relativ geheim arbeiten kann, da das Original komplett erhalten bleibt, egal was innerhalb der Raumschieberblase passiert. Das Transferloch, in das du gefallen bist, Benjamin, ist sogar ein Beweis, dass ich die Wahrheit sage.« Mana zeichnet einen Kreis in die Luft.

»Das Transfer...loch?« Ich glaube, das ist mir zu hoch.

»Genau. Das sind die Rückstände, die der Raumschieber beim Transfer zurücklässt. Das Transferloch ist nur wenige Meter groß. Der Radius, der hinterher aufgebaut wird, kann bis zu mehrere Hundert Meter betragen.«

Mir dreht sich der Kopf.

Laura denkt nach. »Das heißt, bei diesem Raumschieber handelt es sich um eine Art invertierten Käfig. Nichts kommt rein, aber alles kann raus? Aber wenn wir als raumzeitliche Abspaltung aus dem Raumschieber geflohen sind, müsste es uns dann nicht doppelt geben?«

Mana wippt mit dem Kopf. »Nein. Ich bin kein Experte in den Details. Aber beim Verlassen des Raumschiebers verschmelzen beide Versionen zu einer. Das kann zu kurzzeitigen Kopfschmerzen führen, das war's in der Regel aber auch schon. Jedenfalls hat in der ursprünglichen Dimension der Kampf nie stattgefunden, also gab es dort auch keine Auswirkungen.«

»Das heißt, alles ist unbeschädigt auf der Polizeiwache?«, frage ich nach.

»Genau«, bestätigt Mana.

Laura tippt auf ihrem Handy.

»Was machst du?«, frage ich.

Laura tippt weiter, ohne hochzusehen. »Ich schreibe Mo, dass er sich die Aufnahmen ansehen soll und dass er merken wird, dass es keinen Kampf gegeben hat. Er kann sie also löschen.«

»Ich muss die Dimensionsbombe finden«, sagt Mana und springt vom Sessel.

»Dann musst du nach Krestedt.«

Laura steckt ihr Handy wieder weg. »Stimmt!«

»Wir können dich schlecht in einen Zug stecken«, sage ich. »Müssen wir zurück zur Polizeistation und dein Raumschiff holen?«

»Du hast doch gesagt, dass du nicht abgestürzt bist, sondern dass das eine Notlandung war. Also sollte das Ufo noch funktionieren, richtig?«, überlegt Laura.

Mana trappelt von einem Bein aufs andere. »Ja, also, das ist so«, stammelt sie, »Notlandung ist vielleicht doch ein bisschen zu positiv ausgedrückt.«

Ich beuge mich zu Mana. »Also bist du doch abgestürzt?«

»Ja, aber kontrolliert. So gut es mir möglich war. Akon hat mich aufgespürt und auf mich geschossen. Die Schäden waren zu groß und der Aufschlag auf der Erde hat dem Schiff den Rest gegeben.«

Das klingt nicht sehr vielversprechend. »Also sagst du uns gerade, dass dein Schiff nicht mehr abheben wird?«

Mana nickt. »Sieht so aus. Ihr müsst mir also helfen, an die Bombe zu kommen.«

»Was? Wir haben dir doch schon geholfen.« Ich wurde letzte Nacht fast getötet und habe keine Lust, mein Leben noch mal aufs Spiel zu setzen.

»Benjamin«, beginnt Laura, »ich denke, wir haben da keine besonders große Wahl.«

»Was soll das heißen? Schon vergessen, dass wir fast draufgegangen sind?« Ich zeige Laura einen Vogel. Bis vor Kurzem konnte ich noch entspannt an meinem Fließband

stehen, und jetzt soll ich einen auf Actionheld machen? Die größte sportliche Herausforderung in meinem Leben sind die fünf Stockwerke zu meiner Wohnung, und das Gefährlichste, was mir in den letzten Jahren begegnet ist, waren heiße Spritzgussteile.

»Benjamin, wenn wir Mana nicht helfen, was glaubst du passiert dann?«, fragt Laura und boxt gegen meine Schulter, dass es unter Garantie einen blauen Fleck geben wird.

»Was weiß ich? Dieser Professor da wird schon wissen, was er tut.«

»Das bezweifle ich«, mischt Mana sich ein. »Wenn zu viel Energie eingeleitet wird, zündet die Bombe.«

»Hast du gehört?«, schnauzt Laura mich an. »Und was passiert dann? Dann gehen wir alle drauf. Aber nicht von jetzt auf gleich, sondern wir erfrieren langsam, weil wir keine Sonne mehr haben.«

Ach, Scheiße, was soll denn das? Muss ich mich jetzt entscheiden, ob ich von irgendeinem Alien niedergeschossen oder mit allen anderen in eine kalte, leere Paralleldimension gerissen werden will? So oder so sieht das nicht besonders gut für mich aus.

»Wenn du ihr nicht helfen willst, Benjamin, dann mache ich das eben allein«, faucht Laura mich an. »Mana, wir suchen uns eine Zugverbindung und dann holen wir diese Bombe und bringen sie in Sicherheit.«

»Danke, Laura!« Mana ist sichtlich begeistert von Lauras selbstlosem Verhalten.

»Stopp, warte mal«, sage ich und halte Laura am Arm fest, als sie gerade gehen will, um wer weiß was zu machen.

»Was ist noch?« In ihren Augen kann ich sehen, dass sie wütend und gleichzeitig enttäuscht ist.

»Ich mach's. Ich meine, beide Möglichkeiten sehen nicht gut aus, aber ich will nicht, dass du dich mit Mana allein in Gefahr begibst und ich mich dann schuldig fühle, weil euch was zugestoßen ist oder wir alle im Dunkeln sitzen.«

Laura guckt mich mit zitterndem Blick an. Ich halte immer noch ihren Arm und weiß nicht, ob ich zu fest zupacke. Dann umarmt sie mich. »Danke.«

Sollte diese Reise weiterhin so theatralisch sein, werde ich am Ende entweder tot oder doch zumindest ein nervliches Wrack sein.

lipu toki pi tenpo ni

nanpa pi tenpo suno ni li ni: 1-6-56204 UT

nanpa pi tawa pali ni li ni: E50037

pini li ni: o tawa e jan Mana, tawa tomo pi tawa ala. o kama jo e ilo utala pi suli mute pi nanpa 3, lon mun 44-2M3.

lipu toki ni li nanpa 13:

tenpo pini la mi alasa e meli Mana, lon tomo pi jan mun ni. jan pi mun ni li pona, tawa meli Mana. meli Mana li ken tawa kin e ona. ona li pakala lili e mi. tenpo ni la mi pona e mi. tenpo kama lili la mi alasa e meli Mana. ni li suli mute: mi awen e meli Mana. ni li suli lili: mi kama jo e ilo utala pi suli mute.

lipu toki pi jan Akon li pini.

»Ihr bereitet euch hier vor. Ich muss noch mal nach Hause. Meine Eltern haben auch nicht ewig Geduld«, erklärt Laura. »Außerdem muss ich ja auch noch meine Sachen packen.«

Ich bin gerade dabei, meinen Rucksack mit den ersten wichtigen Utensilien zu befüllen: Zahnbürste, Unterwäsche und Ladekabel zum Beispiel. »Alles klar. Kommst du dann wieder her? Sollen wir auf dich warten?«

»Nein, ist nicht nötig«, meint Laura. »Wir sparen mehr Zeit, wenn wir uns direkt am Bahnhof treffen.«

»Aber ich spiele nicht wieder das Stofftier«, meckert Mana, die nur auf dem Sessel sitzt und mir beim Zusammensuchen zusieht. Sie hat ja nichts weiter mitzunehmen außer sich selbst. »Musst du dich nicht auch mal waschen, Mana?«

»Selbstverständlich, aber nicht so oft wie ihr Menschen«, sagt sie und macht eine verächtliche Handbewegung. »Anscheinend hast du mich ja vor Kurzem erst gewaschen.«

»Erklärt das den Zustand deines Bades?«, fragt Laura

»Ja, sie war voller Matsch. Das war gar nicht so einfach, ich habe deinen Raumanzug einfach nicht auf bekommen. Ist der mit dir verschweißt?« Ich stopfe gerade ein Shirt in den Rucksack.

»Er ... er sitzt sehr eng, das stimmt.«

»Willst du nicht doch einfach wieder das Stofftier mimen?«, frage ich.

Sie hält kurz inne, dann sagt sie: »Nein, ich bleibe dabei.«

»Dann könnten wir aber Probleme mit den Menschen da draußen bekommen«, erkläre ich ihr.

»Nicht unbedingt«, Laura scheint sich was zu überlegen. »Ich denke, ich habe da eine Idee, wie wir Mana ein alienwürdigeres Dasein ermöglichen können.«

»Das wäre nicht schlecht«, freut sich Mana. »Hast du ein mobiles Tarnfeld? Oder ein Golga, das du mitbringen kannst?«

»Nein, ich fürchte, mit einem ... Golga kann ich nicht dienen. Vielleicht ja in zweitausend Jahren oder so«, sagt Laura, während sie ihre Schuhe anzieht.

Mana wirkt erstaunt. »Ihr werdet so alt? Ich dachte, eure Lebenserwartung liegt bei etwa achtzig Jahren.«

»Nein, Mana, Laura meint damit, dass wir solches Zeug auf der Erde nicht haben. Aber was sollen wir dann machen? Sollen wir sie in einem Koffer verstecken?«

Mana und Laura gucken mich erbost an.

»Das hältst du für alienwürdig? Na, schönen Dank!«, sagt Mana und verschränkt die Arme vor der Brust. »Ihr seid wirklich eine ziemlich primitive Spezies.«

»Nein, kein Koffer. Was es genau ist, erkläre ich euch dann nachher am Bahnhof«, sagt Laura. »Ich muss ja erstmal gucken, ob ich das überhaupt hinbekomme.«

Sie macht sich auf den Weg in den Flur und zieht ihre Jacke an.

»Okay, ich sehe zu, dass ich hier alles hinbekomme, und dann sehen wir uns am Bahnhof. Viel Glück!« Ich mache ihr die Tür auf und sie geht an mir vorbei in den Flur.

»Euch auch. Erstmal müsst ihr Mana aber noch verstecken.« Den letzten Satz flüstert sie mir zu, aber er hallt lautstark durch das kahle Treppenhaus.

»Psst!«, mache ich und lege einen Finger an die Lippen. »Nicht so laut.« Auch mein Flüstern bleibt erfolglos.

»Ihr macht das schon«, sagt sie, winkt und rennt die Treppe runter.

Im Wohnzimmer sitzt Mana immer noch mit verschränkten Armen da. »Und, was machen wir nun?«

27

»Geht es so?«, frage ich Mana. Wir stehen draußen vor dem Hauseingang. Sie auf allen vieren.

»Das ist erniedrigend. Wenn ich das meinem Vorgesetzten berichte, bin ich das Gespött der ganzen Abteilung«, knurrt sie mich an. Das passt ja.

»Dann erwähnst du es eben nicht. Es ist ja nicht für ewig. Wenn Lauras Idee funktioniert, was ich schwer hoffe, dann wird das schon. Was immer ihre tolle Idee sein soll.« Ich

gucke mich um und kann niemanden in der Nähe sehen.
»Versuch mal, wie ein Hund zu gehen.«

Sie macht ein paar widerwillige Schritte. »Aber ich belle nicht!«

»Sieht gar nicht so schlecht aus. Meinst du, das geht für eine Weile?«

»Muss ja wohl«, erklärt sie, während sie noch ein bisschen umhergeht. »Ja, geht schon.«

»Bell mal!« Ich kann es mir nicht verkneifen.

»Vergiss es! Aber ich kann dich ja mal beißen, wenn du magst.«

»Nein danke, muss nicht sein. Und bitte beiß auch keine anderen Leute.« Ich hole eine alte Hundeleine raus. Die ist noch von meinem Border Terrier Pokki. Das war der beste Hund der Welt. »Ich muss dich an die Leine nehmen, sonst könnten wir Ärger bekommen.«

Mana steht auf und guckt mich ungläubig an. »Ist das dein Ernst?«

»Ist doch nicht so schlimm. Die wirst du kaum merken. Ich halte dich auch nicht zurück. Es ist dann so, als ob sie gar nicht da wäre.« Ich demonstriere ihr, wie leicht die Leine aus dem Griff gezogen werden kann.

Mana kommt näher und ich kann ihr die Leine anlegen. »Das darfst du nie jemandem erzählen. Ich bin eine Stern-3-Elite.«

»Okay«, versichere ich ihr. »Ist Stern-3 viel?«

»Ja.«

»Aber das macht es auch ein bisschen witzig«, sage ich und muss lachen. Sie tritt mir gegen das Schienbein. »Aua!«

»Gern geschehen«, sagt Mana und geht wieder in Hundeposition.

Wir machen uns auf den Weg die Straße runter. Da es Montagvormittag ist, sind nur ein paar Rentner unterwegs, die ziellos umherstreunen. Gerne auch mit ihren eigenen Hunden. Ab und zu nähert sich einer der Vierbeiner und versucht, Mana anzuschnüffeln, lässt aber immer schnell von ihr ab. »Andere Hunde mögen sie nicht so besonders«, erkläre ich einer alten Frau mit einem Dackel.

»Ihr Hund macht keinen besonders gesunden Eindruck. Der sieht komisch aus«, sagt die Besitzerin, dabei ist ihr eigener Hund fett wie eine Wurst. Mana knurrt.

»Ist ja gut.« Ich versuche, Mana zu beruhigen, und zerle sie von der alten Frau weg. »Das meint die faltige Frau nicht so«, versuche ich der Rentnerin noch eins mitzugeben. In ihrem Blick ist die von mir erwünschte Empörung zu sehen.

»Diese Jugend!«, sagt sie und tritt weiter. Okay, hat sie nicht gesagt, aber bestimmt gedacht.

Dass die Hundeidee nicht die beste ist, soll mir auch gleich ein paar Minuten später wieder in Erinnerung gerufen werden, als uns eine Mutter mit ihrem kleinen Jungen entgegenkommt.

»Sieh mal, Mama, das ist aber ein hässlicher Hund«, sagt er freudestrahlend und zeigt auf Mana.

Seine Mutter zerrt ihn von Mana weg, um ihn näher bei sich zu haben. »Das sagt man nicht. Vielleicht ist er behindert. Und geh da nicht so nah ran!«

»Ist das bitte bald vorbei?«, fragt Mana mich, als wir ungestört sind.

»Ein paar Meter sind es schon noch«, erkläre ich ihr. »Ich weiß, dass ist keine gute Idee, aber ist doch bisher ganz gut gelaufen, oder nicht? Bis auf die Tatsache, dass alle dich nur für einen ungewöhnlich hässlichen Hund halten.«

»Ungewöhnlich hässlich, ja?« Sie guckt mich mit zusammengekniffenen Augen an.

»Naja, für einen Hund halt, so als Alien siehst du sogar ein bisschen niedlich aus.«

»Niedlich? Frechheit, ich bin schließlich ...«

»Eine Stern-3-Elite, ich weiß. Es tut mir leid, können wir jetzt weiter?« Ich habe das Gefühl, von einem Fettnäpfchen ins nächste zu treten.

»Ausnahmsweise«, sagt Mana und tritt weiter.

Nach drei weiteren Beleidigungen von anderen Rentnern und Jugendlichen kommen wir endlich am Bahnhof an. Auf den ersten Blick kann ich Laura nicht finden.

»Kannst du sie sehen?«, frage ich Mana, die sich auch umguckt.

»Nein.« Sie hält ihre Antworten kurz und versucht, sie in knurrenden Tierlauten zu verstecken. Eine Taktik, die wir uns auf den letzten Metern ausgedacht haben.

»Okay, dann gehen wir erstmal rein. Da ist meist weniger los und wir können uns hinsetzen«, sage ich, während ich mich auf den Weg zum Haupteingang mache.

Unser Bahnhof ist überschaubar. Auf rund zehn mal zwanzig Metern breitet sich gähnende Leere vor uns aus. An den Rändern der Halle befinden sich ein paar Bänke. Es gibt noch einen kleinen Raum hinter einer Glasschiebetür, in dem zwei Bahnbedienstete sitzen. Die Toiletten werden gerade umgebaut und sind nicht zugänglich. Das ist, glaube ich, schon seit über einem Jahr so. Darum steht draußen ein kleines Containerklo, aber da will auch keiner hingehen. Bahnhofstoiletten sind ja eh nicht dafür bekannt, ein besonders spaßiger Ort zu sein.

»Da hinten bei den Bänken in der Ecke, da können wir auf Laura warten«, sage ich zu Mana und gehe voraus. Sie schaut sich noch kurz um und folgt mir dann.

Ich setze mich auf die Bank. »Wir ersparen uns sicher den ein oder anderen Kommentar, wenn du dich unter die Bank hinter meine Beine setzt«, sage ich und zeige unter mich.

Mana guckt sich den Bereich an. »Da ist irgendein klebriger Fleck. Das mach ich nicht.«

»Woher weißt du, dass der klebt? Der sieht doch super alt aus. Nun stell dich nicht so an. Es geht hier schließlich um

die Rettung der Welt, oder nicht?« Ich schubse sie ein wenig in die richtige Richtung. Widerwillig hockt sie sich unter die Bank.

»Und? Klebt's?«, frage ich.

»Ja«, keift sie mich an. »Und stinkt.«

»Die Rettung der Welt«, versuche ich sie nochmal zu motivieren.

»Ich denke mir langsam, vielleicht sollte man euch gar nicht retten.«

»Das ist nun aber gemein von dir.«

Die nächsten zwanzig Minuten sitzen wir nur da und hoffen, dass nichts Schlimmes passiert. Auch die Ankunft eines Zuges und den damit verbundenen Tumult überstehen wir gut. Ein paar Kindern fällt trotz Versteck der hässliche Hund auf, aber sonst verläuft alles nach Plan.

Wenig später betritt Laura das Bahnhofsgebäude durch die Tür, die zu den Gleisen führt. Sie trägt dem warmen Wetter entsprechend eine kurze Hose und ein weißes T-Shirt. Die Spitze ihres Pferdeschwanzes und die beiden langen Enden ihres roten Haarbandes wehen im Luftzug der Eingangstür. Sie sieht uns sofort und läuft schnaufend auf uns zu.

»Ich habe euch bestimmt zehn Minuten draußen gesucht«, meckert sie uns an. Sie hat zu meiner Überraschung nur einen kleinen Rucksack dabei. Der ist allerdings prall gefüllt.

»Und wir warten hier bestimmt schon über eine halbe Stunde«, meckere ich zurück.

»Warum versteckt sich Mana da unten, wo die Penner immer hin pissen?«, fragt sie uns, woraufhin Mana sofort angeekelt ihr Versteck verlässt.

»Das zahle ich dir heim, Benjamin«, keift sie mich an. Sie steht aufrecht da und lässt die Zähne blicken.

»Hey, komm runter, die Leute gucken schon«, versuche ich sie in ihre Schranken zu weisen.

Laura muss lachen. »Na, Hauptsache ihr kommt klar. Habt ihr schon Karten gekauft?«

Mana und ich gucken uns an. »Nein, noch nicht. Sollten wir?«

Laura setzt ihren Rucksack ab und stellt ihn neben mich. »Nein, kein Problem, ich habe bereits eine Strecke rausgesucht. Ich dachte mir schon, dass euch das nicht einfällt, und da hatte ich wohl Recht.«

»Stimmt, wir waren damit beschäftigt, nicht aufzufallen«, entgegne ich zu unserer Verteidigung.

»Okay, wir müssen auch nur einmal in Berlin umsteigen. Das ist ganz praktisch. Die Karten kann erstmal ich kaufen.« Sie holt ihr Portemonnaie raus. Mir fällt auf, dass sie im Gegensatz zu den meisten Mädchen gar keine Handtasche trägt. Sie macht sich auf den Weg zum Fahrkartenschalter hinter den Glasschiebetüren, wo die beiden Bahnbediensteten sie schon gelangweilt erwarten.

»Wenn du schläfst, pinkle ich auf dein Kopfkissen«, zischt es neben mir.

Ich sehe Mana an. »Stern-3-Elite, ja?«

Mana entweicht ein rotziges Geräusch der Verachtung.

Kurze Zeit später kommt Laura zurück. »So, das hätten wir. Der Zug fährt in rund fünfunddreißig Minuten ab. In Berlin müssen wir einmal umsteigen.«

»Laura?«, fragt Mana.

»Was ist?«

»Kann ich jetzt aufhören, ein Hund zu sein? Du hattest doch eine Idee, oder?«

Laura guckt sich kurz um. »Das machen wir im Zug. Bisher hat immerhin alles geklappt. Also keine Sorge. Ist ja nicht mehr lange.«

Manas Gesichtsausdruck schwankt zwischen Freude und Enttäuschung.

Kurz bevor der Zug kommt, machen wir uns auf den Weg zum Bahnsteig. Nachdem die Leute ausgestiegen sind, steigen wir ein und suchen nach einer kleinen Nische, in der keiner sitzt. Der einzige Nachteil: Es ist ziemlich laut hier, da wir direkt bei einer Tür sitzen, die zwei Abteile miteinander verbindet. Wir setzen uns in einen Bereich mit zwei sich gegenüber liegenden Sitzpaaren. Laura und Mana am Fenster, ich am Gang. Auf den letzten Platz stapeln wir unsere Rucksäcke so, dass Mana vom Gang aus nicht gut erkannt werden kann. Ab und zu kommen Leute mit

Trolleys, Taschen und Aktenkoffern durch die Tür und suchen nach einem Platz. Immer wenn die Tür aufgeht, wird es so laut, dass man sich kaum unterhalten kann. Zum Glück beschließt keiner, sich in unsere Nähe zu setzen.

»Und was ist nun mit deiner Idee?«, fragt Mana, die inzwischen auf ihrem Sitz steht und die Spannung nicht mehr aushält.

»Okay, warte kurz.« Laura beugt sich zu ihrem Rucksack. Dabei hält sie mir ihren Hintern direkt vor die Nase, und ich weiß nicht so recht, wo ich hingucken soll. Nachdem sie ein paar Sekunden in ihrem Rucksack gekramt hat, holt sie ein kleines, gelbes Kleidchen heraus und lässt sich wieder auf ihren Sitz fallen. »Da!«

Mana guckt sich das Kleidchen an. »Was ist das?«

»Eines meiner alten Kleider. Habe ich auf dem Dachboden rausgesucht. Meine Mutter schmeißt einfach nichts weg«, erklärt sie freudestrahlend.

»Sowas hast du mal getragen?«, frage ich und muss lachen.

Laura sieht mich grimmig an. »Da war ich drei oder so, ja? Außerdem war ich voll das niedliche Mädchen. Bin ich schließlich immer noch, oder?!«

»Ich, äh«, stammele ich rum. Dann rettet mich Mana.

»Und was soll ich damit? Etwa anziehen?«

»Ja, klar. Also zieh deinen komischen Raumanzug aus. Benjamin, du drehst dich gefälligst weg.« Laura scheint voller Euphorie.

Mana macht eine abwehrende Geste. »Nein, das ziehe ich nicht an. Und außerdem kann ich meinen Anzug nicht ausziehen. Der ist mit mir verbunden ... sozusagen. Genau. Der schützt mich vor ... vor Dingen.«

»Aber du musst!«, sagt Laura leicht erbost. »Du willst doch kein Hund mehr sein, oder?«

»Ja.« Mana resigniert.

»Also, dann zieh dir das wenigstens drüber und pass auf, dass es nicht kaputtgeht. Dann bist du unser kleines Mädchen.«

Was hat Laura da gerade gesagt?

»Unser kleines Mädchen?«, frage ich nach.

»Genau, wir tun einfach so, als ob Mana unsere Tochter ist«, erklärt Laura.

»Aber sie sieht doch überhaupt nicht aus wie ein Kind. Sie hat überall Fell, nichts für ungut, Mana, und ihre Augen sind viel größer als normal, und ihre Ohren sehen fast aus wie die eines Hasen.«

Mana guckt mich an, als hätte ich sie gerade in einer Tour beleidigt.

»Wir behaupten einfach, sie habe einen sehr seltenen Gendefekt und dass wir auf der Reise zu einem Spezialisten

wären«, versucht Laura sich zu rechtfertigen und gibt Mana das Kleid. »Los, anziehen!«

Ich glaube nicht, dass das was wird, aber Mana nimmt das Kleid und zieht es sich über. Laura hilft ihr dabei, es zurechtzurücken.

»Geht doch!« Laura feiert ihren Triumph.

Das Kleid passt erstaunlich gut. Das Einzige, was seltsam aussieht, ist die Halskrause ihres Raumanzugs, die oben aus dem Ausschnitt quillt.

»Jetzt fehlt nur noch eine Sache«, sagt Laura und beugt sich wieder über ihren Rucksack. Und wieder habe ich ihren Hintern im Gesicht.

»Was denn noch?«, fragt Mana genervt.

Laura holt einen zum Kleid passenden Sonnenhut hervor und setzt ihn Mana auf. Die kleine Aliendame sackt niedergeschlagen in sich zusammen. Bei dem Anblick muss ich sehr laut lachen. Immerhin sieht man nun auch ihre Ohren nicht mehr.

»So, Mana, nun bist du unser kleiner Sonnenschein. Du bist anders als andere Kinder, aber wir haben dich trotzdem sehr, sehr lieb, okay?«, fragt Laura und ist begeistert von sich selbst.

»Ja genau«, pflichte ich ihr unter Tränen bei, »unser kleiner Elitesonnenschein!«

Mana sagt erstmal nichts.

»Alles okay?«, frage ich. »Ist doch immerhin besser, als ein Hund zu sein. Nun kannst du sogar sprechen.«

»Genau!«, pflichtet Laura mir bei. »Aber versuche, auch wie ein kleines Mädchen zu sprechen, wenn Fremde dabei sind, und nicht wie ein erwachsenes Alien aus dem Weltraum, okay?«

»Nachdem ich eure Welt gerettet habe, zerstöre ich sie.«

Sie wird sich schon wieder beruhigen.

Hoffe ich.

28

Mana stellt sich auf ihren Sitz und betrachtet die Landschaft, die an uns vorbeizieht und eigentlich nur Rapsfelder zu bieten hat. »Wann sind wir in Krestedt?«, will sie wissen.

»Noch lange nicht«, sagt Laura. »Erstmal müssen wir nach Berlin, das ist unsere Hauptstadt. Da steigen wir um und dann sind wir sechs Stunden später in Krestedt. Es dauert also noch eine ganze Weile.«

Mana schaut Laura an. »Dann könnte es vielleicht schon zu spät sein.«

Laura verschränkt die Arme. »Schneller geht es nicht, okay?«

»Ist ja gut«, versuche ich die Lage zu entschärfen. »In rund dreißig Minuten sind wir erstmal in Berlin am

Hauptbahnhof, wenn ich das richtig sehe. Dann haben wir schon mal die erste Etappe hinter uns.«

Als wir durch die Vororte von Berlin fahren, sieht Mana wieder aus dem Fenster. Wir beschließen, dass das keine gute Idee ist und sie sich lieber versteckt halten sollte. »Aufmerksamkeit ist doch das Letzte, was wir brauchen«, meint Laura.

Wenige Stationen später kommen wir am Berliner Hauptbahnhof an. Wir nehmen die Rolltreppe, die uns in die Haupthalle führt.

»Das ist aber groß hier«, entfährt es Laura.

Sie hat Recht. Viele Menschen, viel Platz und viele Wege und Abzweigungen.

»Wo müssen wir jetzt hin?«, frage ich.

Laura sieht sich um. »Wir müssen zu Gleis sechs. Das müssen wir aber erstmal finden.«

Also wandern wir durch die Halle, nehmen verschiedene Rolltreppen, um von einer Etage zur nächsten zu kommen, und ich weiß nach wenigen Minuten schon nicht mehr, wo wir ursprünglich angekommen sind. Dieses Gebäude gleicht mehr einem Einkaufscenter als einem Bahnhof, auf jeder Etage befinden sich unzählige Geschäfte, von Sandwichläden über diverse Buchhandlungen bis hin zu Schmuckgeschäften. Wir irren eine Weile umher, aber ein

paar Minuten später kommen wir tatsächlich dort an, wo unser Zug abfahren soll.

»Da hinten, da können wir hin«, sagt Laura und zeigt auf eine leere Metallbank am Ende des Bahnsteigs.

»Was sollen wir da, wir müssen weiterfahren!«, protestiert Mana.

Laura zeigt auf die elektronische Anzeigentafel. »Da steht, dass der Zug erst in etwas über einer Stunde hier ankommt. Also sollten wir genug Zeit haben für eine Pause.«

»Das ist aber lang. Was ist mit eurem Transportwesen los?«, meckert Mana.

»Da müssen wir jetzt durch«, entgegne ich. »Ruhen wir uns erstmal aus und essen was. Ich habe echt Hunger.«

29

Wir stellen unsere Rucksäcke ab und Mana und Laura setzen sich auf die Bank.

»Ich werde uns mal was zu essen suchen, ja?«, frage ich.

»Ja, kannst du machen«, sagt Laura. »Wir warten hier.«

»Ich habe auch Hunger«, protestiert Mana.

Ich zucke zusammen. »Nicht so laut, ich hab's ja verstanden. Ich kann dir aber nicht garantieren, dass ich was für dich finde. Warum isst du überhaupt Holz? Kannst du nichts Normales essen, so wie wir?«

Mana zuckt mit den Schultern. »Was kann ich dafür, wenn euer Verdauungssystem die guten Stoffe aus den Pflanzen nicht verwerten kann? Vielleicht fehlen eurer Spezies einfach noch ein paar Millionen Jahre Evolution. Falls ihr so lange durchhaltet.«

»Jaja, ich sehe zu, was ich hinbekomme«, sage ich und mache mich auf den Weg, bevor der Vortrag ausartet.

So müssen sich Urmenschen gefühlt haben, als sie für ihre Familien loszogen, um Nahrung zu suchen. Nur dass es für mich eher das Herumirren in diesem Labyrinth sein wird anstatt Jagen und Sammeln. Ein paar Rolltreppen später bin ich bei einem Burgerladen. Zu meiner Überraschung ist der Laden voll mit Leuten. An einer Kasse stehen locker mehr als zwanzig Menschen. An den anderen Kassen steht kaum jemand. Manchmal frage ich mich, wie es die Menschheit so weit gebracht hat, wenn die meisten doch irgendwie nicht ganz auf der Höhe sind und sich nicht mal vernünftig anstellen können. Ich beschließe, schonmal eine Handvoll Holzspieße für Mana einzustecken, und stelle mich in eine Schlange von sechs oder sieben Menschen. Ich bestelle ein paar Cheeseburger, die mir dann in einer Papiertüte überreicht werden. Da die Holzspieße in der Zwischenzeit wieder aufgefüllt wurden, nehme ich mir noch eine Handvoll und stecke sie zu den Burgern. Scheint keinen besonders zu interessieren, und so mache ich mich wieder auf den Weg zum Gleis.

Von der letzten Rolltreppe, die zum Bahnsteig führt, kann ich Laura und Mana bereits aus der Entfernung sehen. Sie machen einen gelangweilten Eindruck. Plötzlich ruckt die Rolltreppe, und ich muss aufpassen, nicht vornüber zu fallen. Doch es ist nicht nur die Rolltreppe, anscheinend wackelt das ganze Gebäude, was durch das Donnern der Metallträger über uns untermauert wird. Mir bricht der kalte Schweiß aus. Schreie kommen aus allen Richtungen. Im allgemeinen Stimmenchaos, das immer lauter wird, höre ich Kinder weinen und Hunde bellen. Und auch wenn das Beben längst wieder aufgehört und das Gebäude anscheinend keinen Schaden genommen hat, höre ich Schreie und die Menschen geraten in Panik. Es werden vereinzelt Sätze wie »Ein Anschlag!«, »Ist das ein Erdbeben?« und Ähnliches durch die Gegend gerufen. Aus der Ferne sehe ich, dass auch Laura und Mana sich panisch umsehen. Für die meisten mag dies ein Terroranschlag oder ein Erdbeben sein, aber wir drei wissen es besser.

Es ist Akon.

Ich laufe die Rolltreppe hinunter, und Laura und Mana, die unsere Rucksäcke bei sich haben, versuchen wie die anderen Menschen auch vom Bahnsteig wegzukommen. Unten angekommen sind die beiden nur noch ein paar Meter von mir entfernt. »Das ist ein Raumschieber«, ruft Mana und verliert beim Laufen fast ihren Hut, aber die dicke Schleife unter ihrem Kinn hält ihn zum Glück an Ort und Stelle.

»Ist es Akon?«, rufe ich zurück. »Ich dachte, er wäre außer Gefecht durch den Schuss ins Bein.«

»Offensichtlich nicht«, sagt Laura, während sie sich umsieht. »Mana meinte, wenn er nicht schwer verletzt war, dann wird er sich wieder erholt haben. Was machen wir jetzt?«

»Raus! Wir müssen raus aus dem Radius des Raumschiebers«, befiehlt Mana und rennt die andere Rolltreppe hoch. Wir rennen hinterher.

»Wie weit müssen wir?«, frage ich.

»Erstmal raus aus dem Gebäude«, antwortet Mana, während wir alle die Treppe hinauf hechten. Inzwischen ist im Gebäude ein Alarm angesprungen, der fast ohrenbetäubend seinen Singsang hören lässt. Oben angekommen sehen wir, dass der Bahnhof noch voller Menschen ist. Die Türen sind nicht groß genug, um sie alle schnell zu evakuieren.

»Dort!«, ruft Laura und zeigt auf den Gang auf der anderen Seite.

Es ist Akon. Ich erkenne ihn an seinem Anzug und dem Helm. Wenn die Menschen ihn sehen, schreien sie und laufen davon, denn er hat seine wulstige, blau leuchtende Waffe gezogen.

»Gibt es hier einen Nebenausgang?«, fragt Mana.

Laura und ich gucken uns an. »Woher sollen wir das wissen?«, ruft Laura. »Vielleicht gibt es einen Hintereingang.«

»o awen!« Das war Akon, er hat uns entdeckt und richtet seine Waffe auf uns. Einige Passanten springen aus der Schussbahn.

»Verdammt, was nun?«, fragt Laura.

»Schnell hier hoch! Durch den Mittelsteg, und dann versuchen wir, ihn abzuhängen«, schlage ich vor und renne los. Die anderen beiden folgen mir.

Akon rennt uns hinterher.

»Warum schießt er nicht?«, wundert sich Laura.

Stimmt, er hat die Waffe gezogen, aber schießt nicht.

»Keine Ahnung«, sagt Mana, »vielleicht will er nicht unnötig Aufmerksamkeit erregen.«

»Das gelingt ihm irgendwie nicht so gut«, sage ich und sehe, wie Menschen auf ihn zeigen oder vor ihm auf dem Boden kauern.

Wir versuchen, den ein oder anderen Haken zu schlagen, und reißen dabei ein paar Passanten um. Die Aufmerksamkeit liegt inzwischen aber in jedem Fall auf Akon.

»Sofort la o tawa ala e sina! sina tawa e sina la mi wile utala e sina a!«, ruft Akon uns hinterher.

»Lauft weiter! Hier hoch!«, ruft Mana und rennt eine Treppe hinauf. Ich bekomme die Kurve nicht ganz, schlittere weg und knalle dabei auf die Seite.

»Komm!«, schreit Laura, die schon die ersten Stufen hoch ist.

Ich rappele mich wieder auf und folge ihnen. Dann pfeift eine blau leuchtende Kugel an uns vorbei und schlägt in ein Blumengeschäft ein.

»Mist! Er schießt«, entfährt es Laura. »Wir müssen in Deckung gehen.«

»Unmöglich! Lauft! Lauft!«, schreie ich und renne einfach geduckt weiter, während ich die Hände über dem Kopf verschränke. Links und rechts von uns sehe ich Menschen, die hinter Bänken und in Ladeneingängen Schutz suchen. Die Sirenen jaulen immer noch in unseren Ohren und tragen nicht gerade zu einer sorgenfreien Atmosphäre bei.

»Argh!«, hören wir Akon hinter uns rufen.

»Dort!« Laura ist stehengeblieben und deutet mit dem Finger hinter mich. »Sie halten ihn auf.«

Tatsächlich. Einige Passanten haben sich auf ihn gestürzt und drücken ihn zu Boden.

»Das ist unsere Gelegenheit. Raus hier!«, rufe ich und renne geradewegs zum Haupteingang.

31

Wir müssen noch zwei weitere Treppen hinunter. Ich hasse dieses Gebäude.

»Er befreit sich«, ruft Laura.

Ich drehe mich um und sehe von Weitem, wie die Menschen plötzlich erschrocken und angewidert von Akon ablassen. Sie müssen erkannt haben, dass er kein Mensch ist. Vielleicht denken sie auch, dass er irgendeine Krankheit hat und deswegen so aussieht.

»Er muss uns aber erstmal wiederfinden«, rufe ich. »Also los! Weiter!«

Am Haupteingang angekommen mischen wir uns in die Menschenmenge, die immer noch versucht rauszukommen. Es sind zwar nicht mehr so viele wie noch vor wenigen Augenblicken, aber immer noch zu viele für die schmalen Türen. Um Mana nicht in der Menge zu verlieren und um zu verhindern, dass sie niedergetrampelt wird, nehme ich sie hoch, was sie sich ohne Kommentar gefallen lässt.

Laura drängelt sich geschickt durch die Massen und ist bereits vor uns draußen. Sie versucht, uns zu sich zu

winken, und ruft etwas, was wir aber nicht verstehen können. Auch ich versuche, mich so gut es geht durch die Menschen zu drücken. Dass das alle machen und dass es genau deshalb so schwer ist, schnell aus dem Gebäude zu kommen, ist mir bewusst, aber wenn ich mich nicht durchdrängele, schaffe ich es gar nicht raus. Dann rennt Laura geduckt zur Seite aus meinem Blickfeld. Ich drehe mich um und sehe, wie Akon wieder seine Suche nach uns aufnimmt. Wenige Augenblicke später flutsche ich durch den Ausgang. Ich stolpere und strauchele, kann mich aber fangen und lasse Mana wieder runter.

»Hier bin ich«, ruft Laura und ich renne zu ihr.

»Nein, nicht da lang, weg vom Zentrum!«, ruft Mana und wedelt mit ihren kurzen Armen. »Wir müssen aus dem Bereich des Raumschiebers kommen.«

Richtig. Also drehen wir uns um und laufen an den anderen Menschen vorbei, die sich auf dem Vorplatz verteilen. Wir rennen weiter, auch über die Straße und landen an einem Geländer, das die Fahrbahn von einem Fluss trennt. Das müsste dann die Spree sein, denke ich mir und frage mich dann, warum ich in einer Situation wie dieser solche unwichtigen Gedanken fassen kann.

»Verdammt, und nun?«, fragt Laura.

»Hört hin!«, sagt Mana. »Und seht zum Bahnhof!«

»Was meinst du? Ich höre nichts«, sage ich völlig außer Atem.

Dann setzt der gleiche Kopfschmerz ein wie nach dem Vorfall auf der Polizeiwache. Den Menschen, die auch geflohen sind und nun im Bereich vor dem Bahnhof herumtorkeln, muss es ähnlich gehen. Einige müssen sogar erbrechen.

»Wir sind draußen.« Fällt Laura auf und sie macht nicht den Anschein, große Schmerzen zu haben.

»Genau! Wir haben den Raumschieber verlassen. Seht ihr, wie die Menschen plötzlich wie aus dem Nichts erscheinen? Das ist der Rand des Raumschiebers.« Mana zeigt auf einen Bereich vor dem Bahnhof. Sie hat Recht, es sieht so aus, als ob es da eine unsichtbare Linie gibt, vor der nach und nach Menschen einfach auftauchen.

»Das ist die Gelegenheit. Wir müssen wieder rein«, sagt Mana und ist schon auf dem Sprung. Wegen der Menschen, die sich bis auf die Straße verteilt haben, ist der Verkehr zum Erliegen gekommen.

»Was? Wieder zurück?« Ich blicke nicht mehr durch.

Mana hält inne und nickt. »Ja, denk dran: Wir sind außerhalb der Blase. Das heißt, wenn wir nun wieder in den Bahnhof gehen, sind wir nicht in der gleichen Raumdimension wie Akon. Der Ort ist in dem Sinne der gleiche, aber eben auch nicht«, erklärt sie.

»Der gleiche, aber nicht derselbe, meinst du?«, sagt Laura. »Das heißt, Akon müsste auch erst raus und dann wieder rein?«

»Genau. Wahrscheinlich trägt der ihn sogar mit sich herum. Und wenn wir Glück haben, sucht er noch im Gebäude nach uns und deaktiviert ihn nicht vorzeitig. Das verschafft uns Zeit. Wann fährt der Zug?«

»Der Zug?«, frage ich. »Meinst du, der fährt bei dem Chaos?«

»Klar, tut er das«, sagt Laura. »Hier ist ja kein Alarm ausgelöst worden.« Sie sieht auf ihr Handy. »In knapp zehn Minuten kommt er an.«

»Na dann, los!«, ruft Mana und eilt über die Straße. Ein paar Leute gucken ihr in ihrem gelben Kleid irritiert hinterher. Richtig, wir sind ja eine Familie.

»Nicht so schnell, du verletzt dich noch«, rufe ich ihr nach. Mana dreht sich um und guckt mich verwirrt an, begreift aber und lässt uns aufholen. Schließlich ist sie ja unser kleines Mädchen.

Der Haupteingang innerhalb der Raumschieberblase war mit Menschen verstopft. Jetzt ist er frei und wir können an den wenigen Menschen, die völlig desorientiert vor dem Gebäude umherlaufen, vorbeirennen.

»Macht hinne!«, ruft Laura. »Wir haben vielleicht noch acht Minuten.«

Mich umschleicht das seltsame Gefühl, dass Akon hier noch irgendwo sein müsste. Ich kann ihn aber nicht entdecken. Dieses Mehrdimensionending kommt mir

irgendwie verkehrt vor. Was man damit alles anstellen kann, will ich mir gar nicht ausmalen.

Als wir die Rolltreppe zum Bahnsteig nehmen, können wir bereits die Zugansage hören: »Gleis 6. Einfahrt ICE 940 nach Düsseldorf Hauptbahnhof über Hannover Hauptbahnhof in den Abschnitten E bis G mit ICE 1050, Köln Hauptbahnhof über Krestedt Hauptbahnhof in den Abschnitten A bis D, Abfahrt 14:49 Uhr.« Kurz darauf fährt der Zug ein.

»Das war knapp«, keucht Laura. »Okay, rein mit uns. Könnt ihr Akon irgendwo sehen?«

Mana und ich gucken uns nochmal kurz um. »Nein, nichts zu sehen«, gebe ich Bescheid und wir steigen ein.

32

Wieder suchen wir uns eine Vierergruppe Sitze. Im ICE gibt es aber noch einen praktischen Holztisch in der Mitte.

»Gucken Sie mal nicht so, das Kind hat eine Genkrankheit. Wie würden Sie das denn finden?«, faucht Laura die Menschen auf dem Weg zu unseren Plätzen an, die daraufhin alle schnell weggucken und sich ihren Tablets und Smartphones widmen.

»Das war merkwürdig«, sage ich. »Ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, dass Akon irgendwo lauert und gleich hervorspringt.«

Ich bin erschöpft und würde am liebsten einfach nur schlafen. Aber ich bin auch voll auf Adrenalin und mein Herz hämmert in meiner Brust. Tolle Kombination.

»Ich denke, wir sind in Sicherheit«, meint Mana, die ihr Kleidchen zurechtzupft. Es ist unbeschädigt, aber ein bisschen dreckig. »Wie lange fahren wir jetzt?«

»So um die vier Stunden, glaube ich. Mann, habe ich Hunger. Benjamin, hast du was zu essen besorgt?«, will Laura wissen.

»Schon, aber das habe ich in all dem Chaos verloren«, antworte ich und merke, dass auch ich echt hungrig bin.

»Na toll. Gibt es hier sowas wie einen Speisewagen?«, sagt Laura und guckt sich in beide Richtungen um.

»Hier, ich habe noch eine Handvoll Holzspieße«, sage ich, ziehe sie aus meiner Hosentasche und halte sie Mana hin.

»Sehr gut, besser als gar nichts«, sagt sie und nimmt sie mir aus der Hand.

»Guck dir das an«, sagt Laura. »Unser Kind knabbert aber schön am Holz. Hoffentlich zieht sie sich keinen Splitter ein.«

Endlich können wir mal wieder lachen, doch dann reißt Laura die Augen auf.

»Was ist los? Ist er hier?« Ich sehe mich um. Ein Kampf hier im Zug wäre aussichtslos.

»Was? Nein, die Schaffnerin kommt!«

Ich verstehe nicht. »Ja und? Haben wir etwa keine Karten? Die hattest du doch gekauft, oder nicht?«

Laura guckt mich an. »Ja, doch, habe ich. Ich bin einfach nur total im Eimer. Das ist alles.«

Die Schaffnerin guckt sich gerade die Karte eines dicken Mannes an, dessen verschwitztes Gesicht den Eindruck macht, als wäre auch er zum Zug gerannt. Dann ist sie bei uns.

»Hallo, die Fahrscheine bitte«, sagt sie in ihrem berufsfreundlichen Ton.

»Einen Moment.« Laura kramt ihn ihrem Rucksack nach den Karten. Mir entgeht dabei nicht, dass die Schaffnerin bereits Mana entdeckt hat und beobachtet.

»Bitte schön«, sagt Laura und gibt ihr die Karten. Die Schaffnerin kontrolliert sie mit einem schnellen Blick, stempelt sie ab und gibt sie Laura zurück.

»Ist bei Ihnen alles in Ordnung?«, fragt sie und es klingt wie ehrliches Interesse.

»Ja, alles ist gut. Wir sind nur ein bisschen knapp zum Zug gekommen, das ist alles«, erkläre ich unseren völlig verbrauchten Zustand.

»Ein interessantes Kostüm hat ihr Kind da an.«

Ich mache eine abwehrende Geste mit den Händen und sage: »Nein, das ist kein Kostüm.« Woraufhin Laura mich völlig schockiert ansieht. Ich bin ein Idiot, ich hätte einfach ja sagen können und gut ist.

Der Mund der Schaffnerin bleibt offen stehen.

»Bitte, bitte, bitte«, beginnt Laura, »schmeißen Sie uns nicht aus dem Zug. Wir, also wir beide«, sagt sie und drückt mich an sich, »wir haben doch nur unsere kleine Mana, und sie hat diese seltene Genkrankheit.« Sie sieht Mana mitleidig an, die mitspielt und sehr traurig dreinblickt. »Es ist HKS, das Haarige-Kleinwuchs-Syndrom. Genau! Und wir müssen unbedingt nach Krestedt, denn da gibt es einen Spezialisten, der uns vielleicht helfen kann.«

Daraufhin fängt Mana an, so zu tun, als würde sie weinen. Wobei sie das eher schlecht als recht hinbekommt. »Muss ich nun sterben, Elternteil weiblich?«, sagt sie in ihrer holprigen Kindersprache und schluchzt ein wenig. Hört sich aber eher wie Brechen an.

Die Schaffnerin weiß anscheinend nicht genau, was sie sagen soll, und hält kurz inne.

»Was? Nein, alles in Ordnung. Ich schmeiße Sie doch nicht raus. Es tut mir leid, ich wollte nicht ... also ich meine ... eine ganz reizende Tochter haben Sie da«, sagt sie und lächelt. Sie kommt noch immer nicht ganz mit der Situation zurecht, meint es aber gut mit uns.

Wir atmen auf. Laura löst ihre Umarmung und wirft mich zurück in meinen Sitz, was in mir ein kurzes Gefühl der Leere auslöst.

»Danke sehr, vielen Dank!«, sagt sie.

Die Schaffnerin wünscht uns noch einen schönen Tag, versichert uns noch einmal, wie niedlich Mana doch sei, und macht sich weiter auf ihre Kontrollreise durch den Zug.

»Das ging ja noch mal gut aus«, sage ich.

Dann boxt Laura mich gegen die Schulter. »Sag mal, bist du bescheuert? Weißt du, wie knapp das war?«

»Ja, weiß ich, ich habe auch erst hinterher gemerkt, dass es dumm war, sie nicht einfach im Glauben zu lassen, dass es ein Kostüm ist. Aber Mana, du durftest beim Schauspielen auch immer nur der Baum sein, oder?«

Mana guckt mich böse an. »Ich musste ja auch noch nie ein kleines, weinendes Kind nachahmen. Überhaupt, weinen, was ist das denn Unnützes?«

»Wie?«, fragt Laura. »Musst du nie weinen?«

»Nein. Die wässernden Augen und das verzerrte Gesicht sind anscheinend etwas rein Menschliches. Das habe ich so noch bei keiner anderen Rasse gesehen. Sehr schwer zu imitieren.«

»Na gut. Trotzdem seltsam«, sagt Laura und steht auf.

»Wo willst du hin?«, frage ich.

Laura guckt sich um. »Ich muss mal. Da hatte ich ja in der letzten Zeit keine Gelegenheit zu. Vielleicht finde ich sogar was zu essen.«

Tatsächlich bringt Laura etwas zu essen und zu trinken mit. So müssen wir den Rest der Fahrt zumindest nicht hungrig verbringen und können uns noch ein paar Stunden entspannen. Nach knapp vier Stunden kommen wir am Krestedter Bahnhof an. Wir steigen aus und müssen durch eine Unterführung gehen. Am Ende des Tunnels geht es die Treppe wieder hoch und wir stehen erstmal ohne Orientierung da.

»Und nun? Wo ist der Professor?«, will Mana wissen und sieht sich um.

»Das werden wir schon noch herausfinden«, beginnt Laura, während sie auf ihrem Smartphone tippt. »Jetzt müssen wir uns erstmal ein Quartier suchen.«

»Was? Nein, nein! Wenn wir was müssen, dann doch wohl schnell die Bombe finden und sicherstellen«, schimpft Mana.

»Machen wir auch«, versuche ich sie zu beruhigen. »Aber es ist nicht verkehrt, wenn wir uns ein Hostel oder sowas suchen. Da können wir dann unsere Sachen lagern, die Akkus aufladen und zur Not etwas schlafen.«

Laura telefoniert ein paar Mal und erhält immer nur Absagen. Aber beim dritten Versuch scheint sie Erfolg zu haben. »So, ich habe was gefunden, nicht ganz optimal,

sollte aber gehen«, berichtet Laura. »Da werden wir zu Fuß aber zu lange brauchen, es ist ganz schön weit weg.«

»Sollen wir ein Taxi nehmen?«, frage ich. »Ist vielleicht sicherer, da werden wir wegen Mana nicht so viel vollgequatscht.«

»Hauptsache, es geht schnell«, wirft Mana ein.

Laura zeigt auf einen Taxistand in der Nähe. »Da stehen ein paar Taxis. Ich habe aber kein Bargeld mehr. Nur noch Kleingeld, und das wird wohl nicht reichen.«

»Ich habe noch genug«, sage ich und gehe voran.

Am Taxistand stehen drei Autos hintereinander. Am vorderen steht der Fahrer draußen und wartet auf Kunden, während er in einer Tageszeitung liest. Als wir vor ihm stehen, guckt er endlich hoch, sagt aber nichts.

»Hallo«, beginne ich.

Er guckt.

»Wir benötigen ein Taxi.«

»Das passt ja, zufällig habe ich ein Taxi«, gibt er zurück. »Könnt ihr haben für, sagen wir mal, fünfzehntausend Euro.«

»Was?«, ich verstehe zunächst nicht. »Nein, mit *wir benötigen ein Taxi* meinte ich nicht ...«, versuche ich zu erklären und werde vom Taxifahrer unterbrochen.

»Ja, ich weiß, Junge. Steigt ein! Wo soll es hingehen?«

Mana und Laura steigen hinten ein, ich nehme auf der Beifahrerseite Platz.

»Laura, wo müssen wir genau hin?«

Laura schaut auf ihr Smartphone. »Karl-Rütter-Straße 25. Da ist das Hostel.«

»Alles klar«, sagt der Taxifahrer und greift nach oben zum Taxameter.

Nach einigen Minuten bemerke ich, dass der Fahrer über den Rückspiegel immer wieder Mana beobachtet. Schließlich bricht seine Neugier aus ihm heraus.

»Was ist mit dem ... Kind?«, will er wissen.

Laura springt reflexartig ein. »Eine Krankheit, darum sind wir in der Stadt.«

»Ah, okay. Heftige Sache. Was ist das für eine Krankheit? Ist das ansteckend? Wisst ihr, ich habe auch Kinder. Zwei Stück. Einen Jungen und ein Mädchen«, sprudelt es auf einmal aus ihm heraus.

»Nein, das ist eine Genkrankheit. Sie war schon immer so. Ist auch nicht ansteckend.«

»Ah, okay. Und wie heißt die?«

»Die Krankheit?«

»Ja.«

»Die nennt sich Haariges-Kleinwuchs-Syndrom«, erklärt Laura.

»Haariges-Kleinwuchs-Syndrom? Das klingt ziemlich erfunden«, sagt der Taxifahrer und guckt mich prüfend an. Mir steigt auf einmal Hitze den Kopf hinauf.

»Heißt aber so«, blafft Laura zurück. »Sie reden hier von unserer Tochter, ja?«

»Ja, ist schon gut. Ist schon gut. Ich bin ja auch kein Arzt«, versucht der Taxifahrer seine Aussage zu relativieren. »Ist bestimmt nicht so einfach, was?«

»Stimmt, darum sind wir ja hier. Hier soll man ihr helfen können«, erkläre ich.

»Bestimmt im Pantaleon Krankenhaus. Die haben da eine Menge Spezialisten. Es kommen oft Leute mit seltenen Krankheiten dahin, habe ich gehört.«

Laura und ich gucken uns irritiert an.

»Ja«, beginnt Laura. »Genau, da müssen wir hin.«

»Aber eure Unterkunft ist ganz schön weit entfernt. Seid ihr sicher, dass ihr nicht irgendwo in die Nähe der Klinik übernachten wollt?«

»Das ist schon in Ordnung, woanders war nichts frei«, sage ich und hoffe, dass er bald aufhört, Fragen zu stellen, die uns noch tiefer in Erklärungsnot bringen.

»Ihr macht einen netten Eindruck. Ich kann euch ja mit zu mir und meiner Familie nehmen. Die freuen sich bestimmt.« Das kam jetzt unvorbereitet. Was soll ich denn da erwidern?

»Das muss wirklich nicht sein«, fährt Laura dazwischen. »Wir hatten eine sehr anstrengende Reise und wollen uns erstmal nur ausruhen.«

Der unfreundliche Ton scheint seine Wirkung zu tun. Den Rest der Fahrt stellt der Taxifahrer keine Fragen mehr. Ein »War auch nur ein Scherz« ist das Letzte, was er sagt, bevor er das Radio etwas lauter stellt.

34

Eine viertel Stunde später kommen wir am Hostel an. Sicherheitshalber gebe ich dem Taxifahrer ein ordentliches Trinkgeld, um die in den letzten Minuten entstandene kalte Stimmung wieder aufzuwärmen. Er verabschiedet sich, und so stehen wir nun vor dem *Hostel An Der Ecke* und es steht tatsächlich an der Ecke einer Kreuzung. Von außen scheint es nicht besonders groß zu sein. Der Eindruck bestätigt sich drinnen im reichlich engen Empfangsbereich. Hinter der Theke sitzt eine ältere Frau mit kurzen Haaren und einer auf die Nasenspitze gerutschten Brille. Sie schaut konzentriert auf den Monitor ihres PCs.

»Hallo«, sage ich, als wir uns vor sie stellen.

Sie unterbricht sofort ihre Arbeit und schaut uns freundlich an. »Hallo, was kann ich für Sie tun?« Mana ist zu klein, um über den Tresen sehen zu können.

»Wir haben vorhin telefoniert und suchen ein Zimmer für uns und unsere Tochter«, sagt Laura, woraufhin die Dame aufsteht und über den Tresen schaut. Mit einem Lächeln setzt sie sich wieder hin. Mir fällt auf, dass Mana

von oben dank ihres gelben Sonnenhutes wirklich wie ein normales Kind aussieht.

»Ah richtig. Da schaue ich mal. Wie alt ist denn die Kleine?«, fragt sie, während sie in ihren PC guckt.

»Ähm«, beginnt Laura und sieht Mana an.

»Zweihundertsechsdreißig«, sagt Mana.

Die Frau guckt uns mit zusammengezogenen Augenbrauen an. »Wie bitte?«

»Sie weiß manchmal nicht, was das bedeutet, was sie sagt. Sie ist ...«, beginnt Laura und lässt eine zu große Pause.

»Drei«, springe ich ein. »Drei Jahre und vier Monate.«

»Ah ja, gut«, strahlt die Frau. »Dann darf die Kleine hier sogar noch kostenlos übernachten. Der Kinderpreis gilt erst ab sechs.«

»Oh, das ist ja toll«, freut sich Laura.

»Hm«, macht die Frau hinter dem Tresen und blättert noch ein paar Zettel durch. »Wie am Telefon schon gesagt, kann ich Ihnen aber nur zwei Plätze in einem Dreipersonenzimmer anbieten, in dem bereits ein Gast ist, wenn Ihnen das nichts ausmacht.«

Sie sieht uns an und erwartet eine Antwort.

»Ich glaube nicht, dass Sie das erwähnt haben«, sagt Laura und unsere Blicke treffen sich und suchen nach Lösungen.

»Wir können dann noch ein Aufstellbett für die Kleine hineinstellen. Das sollte gehen. Und keine Sorge, die andere

Person ist gerade außer Haus. Ein sehr netter junger Mann aus Australien.«

»Na gut, dann ist das ja in Ordnung.« Ich hoffe, ich sage diesmal das Richtige. »Aber woher wissen Sie, dass er aus Australien kommt?«, frage ich.

»Das entnehme ich seinem Anmeldeformular. Das müssen Sie auch noch ausfüllen, und dann bräuchte ich noch Ihre Ausweise. Und wie lange wollen Sie eigentlich bleiben?«, fragt sie, während sie uns ein Klemmbrett reicht.

»Ich denke maximal zwei oder drei Tage?«

Wir geben ihr unsere Ausweise und ich fange an, das Anmeldeformular auszufüllen.

»Na, das müsste ich jetzt aber schon genauer wissen«, sagt sie und sieht sich die Ausweise an.

»Dann zwei«, bestimme ich einfach.

Laura zuckt mit den Schultern und sagt: »Wird schon reichen.«

»Ach, Sie sind gar nicht verheiratet«, entfährt es der Dame, als sie unsere Ausweise genauer untersucht. »Naja, muss ja auch heutzutage nicht mehr sein. Kann ja jeder machen, wie er will.« Dann zwinkert sie Laura zu. »Aber wer weiß, vielleicht fragt er Sie ja noch.«

Ich schaue verwirrt vom Formular hoch, dann zu Laura. Plötzlich ist es ziemlich warm im Raum. »Äh, ja. Na, mal sehen«, stammele ich vor mich hin und versuche, mich wieder dem Ausfüllen zu widmen.

»Hier sind schon mal die Chipkarten. Die steckt man einfach in den Schlitz in der Tür«, erklärt die Dame. Ich reiche ihr das Formular und gebe Laura eine der Karten.

»Ach ja, und falls Ihr kleiner Sonnenschein mag, wir haben sogar ein Bällebad im Gemeinschaftsraum.«

»Mensch, das ist doch was für dich, nicht wahr?«, sagt Laura zu Mana und schubst sie in Richtung Treppe.

35

Wir gehen über die Treppe in den zweiten Stock. Dort finden wir unser Zimmer, Nummer 202. Weiter hinten im Gang hören wir einen lauten Streit, der aus einem der anderen Zimmer kommt, in einer Sprache, die ich nicht verstehe.

»Hier muss die Karte rein«, sagt Laura und steckt ihre Chipkarte in den Schlitz über der Türklinke. Ein kleines Lämpchen leuchtet grün auf und mit einem leisen Surren entriegelt sich die Tür.

Drunnen sehen wir, dass ein Bett nicht gemacht ist. Auch hängt über dem Stuhl daneben ein Handtuch. Das muss das Bett unseres Mitbewohners sein. Der ist aber, wie die Empfangsdame ja sagte, gerade nicht da.

»Erstmal muss ich auf die Toilette«, sagt Laura, wirft ihren Rucksack auf eines der beiden anderen Betten und

verschwindet im Bad. Mana und ich setzen uns auf das letzte verbleibende Bett.

»Können wir dann jetzt die Bombe suchen?«, will Mana wissen und streift sich den Sommerhut vom Kopf. »Und kann ich endlich dieses dumme Kleid ausziehen?«

»Ja, ich denke schon. Also, das mit dem Kleid. Aber wenn wir rausgehen, musst du es wieder anziehen«, erkläre ich ihr, während sie sich das Kleid über den Kopf zieht und auf den Boden wirft.

Es klopft an der Tür. »Schnell! Unter die Decke!«, zische ich Mana zu, schnappe mir das Kleid, stopfe es zu Mana ins Bett und gehe vorsichtig zur Tür.

»Wer ist da?«, frage ich.

»Ich soll Ihnen ein Klappbett für ein Kind bringen«, ruft ein Mann von außen.

Dummerweise hat die Tür keinen Spion. Ich öffne sie einen Spalt und sehe, dass es wirklich nur ein junger, drahtiger Mann mit einem zusammengeklappten Bett auf Rollen ist. Ich blicke mich schnell um. Mana ist unter der Bettdecke. Dann öffne ich die Tür ganz.

»Danke Ihnen«, sage ich und nehme das Bett entgegen. »Den Rest schaffen wir schon alleine.«

»Okay, hier ist noch Bettwäsche«, sagt er und wirft Bettdecke, Kopfkissen und die Bezüge oben auf das Bett. »Schönen Aufenthalt noch.«

Ich ziehe das Bett hinein und schließe die Tür.

»So, die Luft ist rein«, sage ich und Mana schlägt die Bettdecke zurück.

Die Tür zum Badezimmer geht auf und Laura kommt wieder heraus.

»Wer war das?«, fragt sie und entdeckt dann das Klappbett. »Ach so, ja. Wir sollten das besser aufbauen, um den Schein zu wahren.«

»Das stimmt«, pflichte ich bei.

Sie sieht mich einige Sekunden an. »Na mach!«

»Was, ich?«

»Ja.«

»Na gut, ich stelle das Bett auf und du beziehst alles.« Ich werfe ihr die Bettwäsche zu. Das Klappbett zwinge ich in eine Ecke des Zimmers. Das Fußteil ragt etwas sperrig in den Gangbereich, aber was soll's. Kurze Zeit später ist das Bett fertig bezogen und Mana zieht von meinem in das neue Bett um. Laura und ich müssen erstmal unsere Handys an die Steckdose bringen.

»Können wir jetzt mal langsam los und die Bombe suchen?«, beschwert sich Mana wieder.

»Psst«, macht Laura und hält dabei sogar den Finger an die Lippen. »Du kannst doch nicht so laut Bombe sagen«, erklärt sie und nuschelt das Wort Bombe dabei. »Die Wände dürften nicht besonders dick sein. Ich höre das Pärchen von der anderen Seite des Flurs bis hierher streiten.«

»Sie hat recht«, pflichte ich bei. »Sagen wir einfach, ähm, Fußball, okay?«

»Können wir dann jetzt endlich den Fußball suchen?«, fragt Mana und klingt nur ein bisschen genervt.

Ich entsperre mein Handy und öffne den Browser. »Weißt du denn, wo das Stadion ist?«

Beide gucken mich verständnislos an.

»Mit Stadion meine ich For-schungs-la-bor«, flüstere ich und komme mir vor wie ein Geheimagent in den Lehrjahren, während ich das Wort Forschungslabor mit in die Luft gezeichneten Anführungszeichen unterstütze.

»Ach so. Nein, ich weiß nicht, wo das For-schungs-la-bor ist«, antwortet Mana und macht meine Anführungszeichen nach.

»Anführungszeichen funktionieren so nicht«, beschwert sich Laura.

Mana und ich wissen nicht genau, was sie damit meint.

Dann sagt Mana: »Ja und wo ist das Stadion jetzt?«

»Ich suche das im Internet raus, warte.«

»Dieses Internet ist echt toll. Was man da alles findet! erinnert stark an etwas Ähnliches, das es zu Beginn des intragalaktischen Informationsaustauschnetzes gab. Da gab es auch hauptsächlich Bilder von kleinen Gilds und Videos über Fortpflanzung.«

»Ich dachte, du warst nur auf Youtube und Twitter unterwegs«, sagt Laura, die anscheinend auch die Suche nach dem Forschungslabor aufgenommen hat.

»Ich bin über ein paar blinkende Bilder zu euren zahlreichen Seiten der sexuellen Aufklärung gelangt. Sehr faszinierend«, berichtet Mana und klingt dabei ernsthaft beeindruckt.

»Naja«, beginne ich und frage mich, wann dieses Stolpern von einer unangenehmen Situation in die nächste endlich aufhört. »Auf jeden Fall habe ich das Labor gefunden. Ist schon ein Stück weit weg von hier.«

Mana springt von ihrem Kinderbett auf. »Müssen wir wieder stundenlang mit so einem Zug fahren? Ich weiß nicht, ob wir so viel Zeit haben, bevor Akon uns findet.«

»Nein«, beruhigt Laura Mana. »Ich suche uns bereits eine Verbindung. Sollte kein Problem sein.«

»Na gut! Aber wenn die Erde hops geht, ist es nicht meine Schuld«, sagt Mana und setzt sich wieder hin.

Wenige Minuten später hat Laura eine Verbindung gefunden. »Das sieht doch gut aus. Mit der Tram müssen wir nur einmal umsteigen und können fast bis vor die Tür fahren. Na, wie klingt das?«

Ich gucke Mana an. Mana guckt von mir zu Laura und zurück.

»Klingt gut! Auf geht's!«, bekundet sie und springt wieder auf.

Ich schüttele den Kopf. »Heute wird das nichts mehr. Es ist nach zehn. Da werden wir keine Chance mehr haben. Wir machen das morgen früh. Ab wann fährt die Tram, Laura?«

Als Laura wieder in ihr Handy guckt, hören wir, wie sich das Schloss zu unserem Zimmer öffnet. Richtig, der australische Backpacker! Den habe ich schon wieder ganz vergessen. Ich sehe Laura und Mana an und mache fuchtelnde Armbewegungen, um zu signalisieren, dass Mana versteckt werden muss. Ich stehe auf, um die Sicht auf Mana zu verdecken.

Die Tür geht auf und da steht er nun: braungebrannt, ärmellos und durchtrainiert. So, wie ich mir einen Australier vorstelle. Er nimmt seine Schirmmütze ab und sagt: »Hello, mates!«

Hinter mir schnellt Laura hoch, die Mana gerade ins Bett gewickelt hat. Als wir auch nach ein paar Sekunden nichts von uns gegeben haben, versucht es der Australier noch einmal.

»How do you do? I'm John. Nice to meet you.« Er streckt mir seine Hand entgegen, was mich reflexhaft aus meiner Starre löst. Ich ergreife seine Hand, die größer und kräftiger ist als meine, und wir schütteln uns die Hände.

»Hi. My name is Benjamin«, sage ich in meinem besten Englisch, das ich zustande bringe.

»And who is that lovely girl over there?«, fragt John und zeigt hinter mir auf Laura, die daraufhin sofort etwas näherkommt.

Sie geben sich die Hände. »Hi, I'm Laura. Nice to meet you«, sagt sie und kichert, wie ich es noch nie von ihr gehört habe. Dabei wirft sie ihren Pferdeschwanz von einer Seite auf die andere.

»Be a little silencer, okay?«, unterbreche ich die beiden.
»We have a little kid and she sleeps already.«

Ich muss mein Englisch vielleicht mal wieder aufpolieren, zumindest gucken mich die beiden so an.

»Ah, no problem«, flüstert John und zeigt abwechselnd auf uns. »Didn't know you're a couple.«

»No! No! We are just ...«, beginnt Laura und ich stemme ihr meinen Ellenbogen in die Seite.

»Yes. We are together. Long, long time«, werfe ich ein.
»She is so funny. Haha. But now I think, it is better to sleep, too. Right, Laura?«

Sie sieht mich böse an, als ob es ihr nicht recht passt, dass wir jetzt das Pärchen spielen.

»Right. I'm in the bathroom«, sagt sie und holt eine kleine Tasche aus ihrem Rucksack, mit der sie dann auf der Toilette verschwindet.

John geht zu seinem Bett, legt dabei den Finger an die Lippen und zwinkert mir zu. Ich weiß nicht, was das bedeuten soll, und zwinkere einfach zurück. Daraufhin

grinst er und schüttelt leicht mit dem Kopf. Hält er mich für einen Trottel? Mir doch egal. Nach einigen Minuten kommt Laura aus der Toilette, und ich merke jetzt erst, dass ich auch noch gar nicht pinkeln war. Ich schnappe mir meine Zahnbürste und flitze schnell an ihr vorbei in den gefühlt zwei Quadratmeter großen Dusch-Klo-Wasch-Raum. Soll heißen, das Waschbecken ist gleichzeitig im Duschbereich und ich glaube, eine Ecke der Toilette hat es auch mit hineingeschafft. Egal. Ich erlöse meine Blase, putze mir die Zähne und bin in unter fünf Minuten wieder raus aus der feuchten Konserve.

»Ich muss noch mal rein. Mich umziehen«, flüstert Laura, als ich wieder rauskomme, und drängt sich an mir vorbei. Ich rieche dabei ihren frischen Atem, der nun dem meinen gleicht, denn ich habe einfach ihre Zahnpasta benutzt.

Ich ziehe mir Hose und Shirt aus und lege mich ins Bett. Dann fällt mir ein, dass ich vielleicht meiner Tochter noch eine gute Nacht wünschen sollte. Also stehe ich wieder auf. Ich beuge mich über das sich langsam hebende und senkende Knäuel und ziehe die Decke minimal zurück.

»Gute Nacht, mein Purzelchen«, sage ich und drücke Mana einen kleinen Kuss auf die pelzige Stirn. Sie guckt mich dabei wütend an, und ich lege lieber schnell die Decke wieder über ihren Kopf. Der Schein ist gewahrt. Ab, zurück ins Bett!

Laura kommt aus der Nasszelle und trägt nur noch ein T-Shirt in Übergröße, das nicht ganz ihren Slip verdecken kann. Ohne dass ich es merke, starre ich sie an, was sie offensichtlich merkt und ihr Shirt runterzieht, was mir nur einen erweiterten Ausblick auf ihren Ausschnitt gewährt. »Guck mich nicht an, als hättest du noch nie ein Mädchen gesehen!«, flüstert sie durch den Raum und huscht an mir vorbei in ihr Bett.

»Entschuldige ... Knurpsel«, schiebe ich hinterher.

»Knurpsel?«

»Ja ...« Könnte ich mich dran gewöhnen.

lipu toki pi tempo ni

nanpa pi tempo suno ni li ni: 2-6-56204 UT

nanpa pi tawa pali ni li ni: E50037

pini li ni: o tawa e jan Mana, tawa tomo pi tawa ala. o kama jo e ilo utala pi suli mute pi nanpa 3, lon mun 44-2M3.

lipu toki ni li nanpa 14:

tempo pini la meli Mana en jan pona ona li lon ma pi nasin mute. taso meli Mana en jan pona ona li lukin e mi. mi ken ala alasa e ona. meli Mana en jan pona ona li tawa e ona, tawa ma ante. tempo ni la mi sona ala e ma ante ni. mi pilin e ni: ona li tawa e ona, tawa ilo utala pi suli mute.

tempo sin lili la mi alasa e jan ike ni.

lipu toki pi jan Akon li pini.

Klack!

Ich wache auf und versuche, die Herkunft des Geräusches auszumachen. Ich gucke mich mit halb offenen Augen um. Aha! Der Backpacker ist weg. Wohl ein Frühaufsteher. Ich überlege kurz, ob ich etwas geträumt habe. Nein, habe ich nicht. Trotz der vergangenen Ereignisse habe ich gut geschlafen. Vielleicht gewöhne ich mich daran, dass alles drunter und drüber geht und ich täglich entweder auf der Flucht bin oder fast getötet werde. Wenn die ganze Nummer hier vorbei ist, will ich einfach nur nach Hause, mich zwei Wochen verschanzen und mit mir selbst klarkommen. Da fällt mir ein, dass es in meiner Wohnung aussieht, als würde ich Sperrholz sammeln.

Ich greife nach meinem Handy und sehe, dass es kurz nach acht Uhr morgens ist. Eigentlich würde ich gern länger schlafen, aber ich sehe ein, dass es um die Rettung der Welt geht, und stehe auf. Während ich auf der Toilette bin, höre ich Gemurmel. Ich habe wohl Mana und Laura aufgeweckt.

Als ich wieder ins Zimmer komme, zieht Mana sich gerade ihr gelbes Sommerkleidchen an. Laura sitzt im Bett und spielt mit ihrem Handy rum. Dann sehen mich beide an und ich merke, dass ich nur in meiner Unterhose dastehe und allgemein sicherlich ziemlich verknautscht

aussehen muss. Um der Situation Herr zu werden, unterbreche ich das Schweigen mit einem »Morgen«.

»Wie? Was? Morgen?«, keift Mana mir entgegen, als ob sie schon seit Stunden wach wäre. »Heute! Heute holen wir uns die ... den Fußball.«

»Kann ich mich erstmal anziehen?«, frage ich und hole meine Sachen, die ich über den Stuhl geworfen habe.

»Na gut!«, sagt Mana und dreht sich zu Laura. »Los! Los! Aufstehen, Sekrete abstoßen und anziehen!«

Laura guckt Mana irritiert an. »Sekrete abstoßen?«

»Ja!« Mana hält kurz inne. »Wenn sich das komisch anhört, da kann ich nichts dafür, das ist der Transkriptor. Wie heißt das richtig?«

»Vielleicht pinkeln gehen?«, empfiehlt Laura.

»Ja, habe ich doch gesagt«, sagt Mana und bindet sich ihren Hut fest. »Nun los! Bevor der Fußball explodiert!«

Laura stößt genervt die Luft aus und blickt mich dann an. »Wehe du starrst!«, fletscht sie mich an, während ich mir gerade die Hose zuknöpfte. Ich drehe mich weg und höre, wie Laura ihre Bettdecke zurückschlägt und in der Toilette verschwindet. Während Laura sich fertig macht, packe ich meine Sachen zusammen. Mana springt von ihrem Kinderbett und stellt sich wartend an die Tür.

»Ihr braucht wirklich ewig, um vernünftige Vitalfunktionen aufweisen zu können. So werdet ihr nie einen intragalaktischen Krieg gewinnen.«

»Ich habe auch nicht vor, einen intragalaktischen Krieg zu führen. Das passt also«, sage ich und reibe mir den restlichen Schlaf aus den Augen.

Nachdem Laura fertig ist, packt auch sie alles zusammen und wir verlassen das Hostel. Nur wenige Meter entfernt finden wir unsere Tramstation, an der ein Haufen Menschen stehen. Wir stecken mitten im Berufsverkehr und es macht fast den Anschein, als wäre dies die einzige Tram, die all die Menschen an ihren Arbeitsplatz bringen kann. Aber auch einige Rentner, die ihr Arbeitsleben schon hinter sich haben, müssen natürlich unbedingt jetzt Besorgungen machen. Wenn ich mal alt und runzlig bin, schlafe ich bis mindestens zwölf Uhr mittags!

Nach vier Minuten kommt die Tram und wir quetschen uns rein. Die Fahrgäste werfen Mana neugierige, aber auch abgestoßene und mitleidige Blicke zu. Wir versuchen, sie zu ignorieren, und wenn die Leute merken, dass Laura zurückgafft, wenden sie sich schnell ab und beschäftigen sich wieder mit ihren Handys und Büchern oder sehen angespannt aus dem Fenster. Je weiter wir uns unserem Ziel nähern, desto weniger Fahrgäste sind in der Tram. Das Forschungslabor befindet sich am Stadtrand.

»Hier müssen wir erstmal raus«, sagt Laura nach einigen Stationen und drückt auf den Halteknopf.

Die Tram hält und wir steigen aus.

»Wo müssen wir nun hin?«, frage ich und sehe mich um.

Laura guckt zur Anzeige, auf der die Abfahrten der nächsten Minuten angezeigt werden. »Wir können hierbleiben, in sieben Minuten kommt unsere.«

Wir setzen uns auf die Sitze der Haltestelle. Mit Mana zwischen uns besetzen wir eine der zwei Bänke komplett. Auf der anderen Bank hängt ein Mann, der anscheinend jetzt schon betrunken ist. Es ist kurz nach zehn Uhr morgens.

Er merkt, dass ich ihn angesehen habe. »Was'n los?«

Ich gucke schnell weg. Das scheint aber nichts zu nutzen.

»Ich hab' gefragt, was los ist!«, schnauzt er mich an.

Laura stöhnt auf. »Na toll!«

»Nichts«, sage ich und hoffe, dass es damit gut ist.

Der Mann rafft sich auf. »Wenn nichts los ist, was guckst du dann so? Hast noch nie n' richtigen Mann gesehen oder was?«

»Ich kann auch jetzt noch keinen sehen«, schießt Laura neben mir zurück, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Der Mann kommt näher und will gerade irgendetwas sagen, da entdeckt er Mana. »Was ist denn das für 'ne hässliche Katze im Kleid? Sieht aus wie 'ne Mischung aus 'nem Gremlin und 'nem Arschloch.«

»Belästigen Sie bitte nicht unsere Tochter«, fahre ich ihn an und stehe demonstrativ auf. Er schubst mich mit einer Hand wieder zurück auf die Bank. Ein toller Familienbeschützer bin ich.

»Tochter, pah! Wie die Leute zu ihren Haustieren heutzutage sagen. Lass dich mal kraulen«, sagt er und streckt die Hand nach Mana aus. Die versucht, seinen grapschenden Fingern auszuweichen. Er lässt aber nicht locker und will ihr Kinn kraulen.

»Ahhh! Scheißvieh!«, schreit er, torkelt zurück und hält seine Hand. Blut rinnt daran hinunter. »Das Monster hat mir den Finger abgebissen!«

Mana spuckt ihm den halben Finger vor die Füße. Er rollt sogar noch ein paar Umdrehungen auf dem Boden weiter. »Sieh zu, dass du verschwindest, sonst reiße ich dir die Kehle auf«, droht Mana ihm und fletscht die Zähne.

»Du, du ... du dreckiges Monster!«, stammelt er und versucht, nach uns zu treten, hat aber anscheinend vergessen, dass er vorher ein paar Schritte rückwärts gemacht hat. Er tritt so stark in die Luft, dass er sich fast einmal um sich selbst dreht und umfällt. Er schreit auf und hält sich wieder seine Hand, aus der Blut sickert.

»Da, die Tram«, sagt Laura und zeigt die Straße runter.

Die Tram kommt und ein paar Menschen steigen aus. Wir verstecken Mana, so gut es geht, und versuchen unbemerkt reinzukommen. Die Leute scheinen den wimmernden Trunkenbold, der vor der Haltestelle liegt, nicht zu beachten oder ignorieren ihn absichtlich und gehen schnurstracks an ihm vorbei. Einige machen sogar einen extra großen Bogen. Es piept ein paar Mal und die Türen

gehen vor meinen Augen zu. Von drinnen sehen wir, dass sich der betrunkene Mann aufgesetzt hat und uns mit einer Mischung aus Schmerz, Wut und Rachegeilüsten ansieht, als wir ihm davonfahren.

»Spinnst du?«, blafft Laura Mana an. »Du kannst dem doch nicht einfach die halbe Hand abbeißen!«

»Hat er verdient«, antwortet Mana nur knapp und versucht, die Blutreste von ihrem Mund zu wischen.

»Lernt man das etwa so bei euch in der Weltraumpolizei? Habt ihr keinen Ehrenkodex oder sowas?«, mische ich mich ein.

»Und du? Bist du auch nicht mehr ganz dicht?«, feuert Laura auf einmal auf mich, anstatt mich zu unterstützen.

»Was? Du hast ihn doch angefahren von wegen du siehst hier keinen Mann«, blaffe ich zurück. Dann merke ich, dass wir offensichtlich zu laut sind, denn es macht den Anschein, dass jeder der wenigen Fahrgäste uns anstarrt. Diesmal habe ich nicht das Gefühl, dass das nur mit Manas Erscheinung zu tun hat.

»Okay, wir haben es ja überstanden«, sage ich in gedrücktem Tonfall. »Und nun ist gut, ja? In Zukunft sind wir halt etwas vorsichtiger. Und du, Mana, hörst auf, Leute zu verletzen!«

Mana sieht starr geradeaus. »Jaja.«

»Will ich doch hoffen«, sagt Laura und setzt sich auf einen Sitz.

Ich atme durch. »Schon gut. Schon gut. Wie lange noch bis zum Labor?«

»Das heißt Stadion«, berichtet mich Mana.

»Jaja«, ich sehe Laura an.

Sie guckt auf den Monitor, der an der Decke hängt. »Nicht mehr weit. Vier Stationen.«

Wenig später steigen wir als Einzige an unserer Haltestelle aus. Laura zeigt in eine Richtung.

»Da müssen wir hin. Sind nur ein paar Meter.«

Und so stehen wir kurz danach vor dem Eingang des Labors und stutzen.

38

»Geht mal weiter«, befiehlt Laura Mana und mir, »bevor die uns noch entdecken.«

Hinter den Scheiben des Eingangsbereichs können wir Männer in Uniformen mit Maschinengewehren sehen. Wir biegen zwei Häuser weiter in eine kleine Seitengasse.

»Und nun?«, frage ich und setze meinen Rucksack ab, der mir in der letzten Stunde etwas schwer geworden ist.

»Ich denke, reingehen können wir auf jeden Fall, aber nicht mit Mana. Denn ich glaube nicht, dass wir da noch großartig mit der Genkrankheit unserer Tochter argumentieren können«, erklärt Laura und legt auch ihren Rucksack ab.

»Also soll einer hier draußen mit Mana warten, und der andere klärt das da drin?«, frage ich in der Hoffnung, dass nicht ich es bin, der reingehen und das machen muss.

Laura schüttelt den Kopf. »Nein, es ist schon besser, wenn wir beide zusammen reingehen. Ich habe da auch keinen Bock drauf.«

Na immerhin.

»Und ich soll hier warten?«, fragt Mana. »Könnt ihr vergessen. Ich bin euch da drinnen sicher nützlicher. Wir gehen rein, überwältigen alle und holen die Bombe raus!« Sie geht in ihre Kampfhaltung.

Laura zieht den Reißverschluss ihres Rucksacks auf. »Kommt gar nicht in Frage.«

»Was hast du vor?«

Laura räumt einige Sachen aus ihrem Rucksack. »Hier, pack die mal bei dir rein. Mana, du kommst jetzt in meinen Rucksack, und es wird nicht gemeckert. So kannst du immerhin dabei sein und dir alles anhören. Musst aber auch leise sein.«

Mana gibt ein unverständliches Gemurmel von sich, willigt aber ein und kriecht in den Rucksack. Ich stopfe die restlichen Sachen in meinen und bekomme ihn fast nicht mehr zu.

»Super unbequem«, sage ich, denn der nun fast kugelfunde Rucksack drückt sich in meinen Rücken.

»Ruhe, ich habe ein bissiges Alien hinten drin. Hier wird jetzt nicht gemeckert.« Laura marschiert los. Ich gehe hinterher.

»Ob wir da einfach so reinkommen?«, sinniere ich vor mich hin.

»Werden wir sehen«, sagt Laura, die wieder neben mir geht.

Am Labor gehen wir möglichst natürlich die drei Stufen zum Eingang hinauf und versuchen, die Tür zu öffnen. Es klappt ohne Probleme. Beim Eintreten in den Empfangsbereich bemerken uns zwar die Männer mit den Waffen, unternehmen aber nichts. Am Empfang sitzt eine Frau mit einem streng gebundenen Dutt und einer Brille mit schwarzem, dickem Rahmen. Sie tippt in einer wahnsinnigen Geschwindigkeit etwas in ihre Tastatur und unterhält sich mit jemandem über ein Headset. Wir stehen vor ihr und warten. Was sollen wir auch sonst tun. Ab und zu guckt die Frau hoch, *M. Gibel* steht auf ihrem Namensschild an der Brust, und deutet uns mit einem Finger, dass wir noch warten sollen.

Schließlich legt sie auf und schaut uns auffordernd an.

»Was möchten Sie? Wenn Sie die Toiletten nutzen wollen, dann muss ich Sie enttäuschen. Das geht aus Sicherheitsgründen nicht.«

»Nein«, sage ich, »wir möchten zu Professor Dr. Müller-Maibaum.«

Sie schlägt einen Organizer mit vielen eng beschriebenen Linien auf. »Zu wann haben Sie einen Termin?«

Laura und ich gucken uns an. »Wir haben keinen Termin«, antwortet Laura, »aber es ist sehr wichtig.«

»Tja, ohne Termin kann ich Ihnen versichern, dass Herr Professor Dr. Müller-Maibaum auch keine Zeit für Sie hat. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag«, sagt M. Gibel und versinkt wieder in wildem Getippe.

»Dann hätten wir gern einen Termin. Möglichst bald«, versucht Laura, die Dame wieder an sich zu reißen.

Es gelingt, sie schaut wieder hoch. »Im Moment werden keine neuen Termine vergeben.«

Laura will etwas sagen, doch die Aussage von M. Gibel hat sie anscheinend verstört und ihr Mund bleibt offen stehen. Ich springe ein.

»Aber wenn wir keinen Termin machen können, wieso haben Sie dann gefragt, ob wir einen Termin hätten? Das ist doch total bescheuert.« Zum Ende hin erhöht sich die Lautstärke meiner Stimme ungewollt. Es kann ja nicht sein, dass wir durch die halbe Republik fahren, um dann bei Frau M. Gibel gegen eine Mauer zu rennen.

»Gibt es Probleme?«

Wir fahren herum. Vor uns steht einer der bewaffneten Männer. Er ist gut einen Kopf größer als ich, breit gebaut und hat einen Unterkiefer wie ein Actionheld. Lauras Mund klappt wieder zu.

»Die beiden wollen nicht akzeptieren, dass sie hier nichts zu suchen haben«, sagt sie in einer uns bisher von ihr nicht bekannten Härte.

»Was soll das denn heißen?«, blaffe ich sie an. »Sehen wir nicht wichtig genug aus oder was? Sollen wir uns tolle Anzüge besorgen und wie gelackte Affen herumstolzieren?«

Laura guckt mich mit großen Augen an. »Wirst du wohl ruhig sein?«, zischt sie mir zu.

Der Mann packt mich am Arm. »So, nun ist mal Schluss hier. Ab geht's!«

Die Härte seines Griffes drückt mich in eine Art Paralyse. Instinktiv folge ich seiner Führung.

»Sie kommen auch mit«, sagt er zu Laura, die sofort Folge leistet. Der Mann geleitet uns bis vor die Tür. »Das hier ist aus aktuellen Gründen ein Gebäude mit hoher Sicherheitsstufe. Da könnt ihr nicht einfach rein und euch so benehmen, verstanden?«

Wie kleine Kinder stehen wir vor ihm. Wir werden gerade ausgeschimpft.

»Ja, haben wir«, beginnt Laura kleinlaut, »aber was sollen wir denn machen? Es ist sehr wichtig.«

»Da kann ich auch nichts dran ändern. Anrufen und einen Termin machen, wenn es dann mal möglich ist. Aber reinspazieren und sich aggressiv benehmen ist nicht drin, okay?«, sagt er und verschwindet, ohne eine Antwort abzuwarten, wieder hinter der Glastür.

»Mist«, sagt Laura.

Wir gehen zurück in die Gasse und lassen Mana aus Lauras Rucksack.

»Und? Hat alles geklappt?«, will sie wissen.

»Hast du doch gehört«, entgegne ich.

Mana kratzt sich am Kopf und streicht ihr Kleid zurecht.
»War ganz schön viel und im Rucksack war auch nicht alles gut zu verstehen. Also kriegen wir den Fußball nun?«

Ich setze meinen Rucksack ab und wir beginnen, Lauras Sachen wieder umzupacken.

»Nein, tun wir nicht«, beantworte ich Manas Frage und empfinde diese Antwort als so unnötig wie deprimierend.

39

»Suchen wir uns erstmal was zu essen, ja?«, sagt Laura, während wir aus der Gasse auf die Hauptstraße treten. Mana hat beim Umpacken von Lauras Sachen einen kleineren Busch gegessen. Wenn man sieht, wie ein kleines, pelziges Mädchen in einem gelben Sommerkleid einen ganzen Busch isst, hat man wohl alles gesehen. Kurze Zeit später finden wir einen Bäcker, in dem wir auch sitzen können. Die Verkäuferin beäugt Mana zwar, traut sich aber nicht, irgendwelche Fragen zu stellen. Sie hat wahrscheinlich genug komische Kunden in ihrem Leben gesehen.

»Und nun?«, fragt Mana und pult sich ein Blatt aus den Zähnen wie andere Leute Spinatreste.

»Keine Ahnung! Vielleicht sterben wir alle und gut ist?«, schlage ich vor und beiße in mein Eibrötchen.

Laura stößt ein genervtes Grunzen aus, wie es Frauen wohl schon seit vielen Tausend Jahren tun.

»Das meine ich doch nicht ernst«, protestiere ich mit vollem Mund.

Laura tippt auf ihrem Smartphone rum. Dann zeigt sie uns ihr Display. »Das ist Professor Dr. Konrad Müller-Maibaum.«

Mana und ich nicken. »Ja, kennen wir«, sage ich und beiße wieder ab. Das ist ein gutes Eibrötchen.

Laura nimmt ihr Handy wieder zurück. »Gut, ich habe da einen Plan.«

Wir wissen seit zehn Minuten nicht, was wir machen sollen, und Laura hat bereits einen Plan. Ich bin mir nicht sicher, ob ein so schnell gefasster Plan auch nur die geringste Chance auf Erfolg hat. »Na dann, lass mal hören.«

»Wir lauern dem Professor auf.« Dabei stemmt sie eine Hand auf den Tisch und reckt den Ellenbogen zur Seite. Eine, wie ich finde, ungerechtfertigt triumphierende Geste.

»Ja, das ist ein Plan. Wobei, nein, eigentlich nicht so richtig. Das ist doch eher nur eine Idee«, argumentiere ich.

»Wie soll das denn gehen?«

»Also, wir beobachten das Labor. Aber von weiter weg, damit wir nicht auffallen. Und wenn er rauskommt, dann verfolgen wir ihn und ...«

»... schnappen ihn uns«, unterbreche ich Laura.

»Nein, Mann! Wir sprechen ihn einfach unverfänglich auf der Straße an. Wir sind doch keine Verbrecher.« Ich muss zugeben, der Plan ist dann doch sinnvoller, als ich dachte.

»Na gut! Es ist jetzt mittags. Er wird sicher bis mindestens fünf oder sechs arbeiten, oder?«

Laura überlegt kurz. »Möglicherweise stimmt das. Vielleicht aber auch nicht, es kann auch sein, dass er eine Mittagspause außerhalb macht. Da können wir ihn dann auch schon vorher abfangen.«

Ich stopfe mir den Rest meines für diesen Preis viel zu gut schmeckenden Eibrötchens in den Mund und nuschele: »Okay, dann los! Suchen wir uns einen Aussichtsposten!«

Wir verlassen die Bäckerei und finden eine kleine Parkanlage etwa hundert Meter vom Labor entfernt. Wir lassen uns dort auf einer Bank unter einem Kastanienbaum nieder. Von hier aus haben wir den Eingangsbereich des Gebäudes gut im Blick.

»Ich hoffe, dass deine Theorie mit der Mittagspause stimmt«, sage ich und lege den Kopf in meine aufgestützten Hände.

»Das hoffe ich auch.«

Wir warten.

Nichts passiert. Ab und zu kommen zwar Menschen aus dem Gebäude und einige gehen hinein, aber unsere Zielperson Müller-Maibaum lässt sich nicht blicken. Nach einer Stunde verkriecht sich Mana von der Bank.

»Was hast du vor?«, will ich wissen.

»Essen«, sagt sie und verschwindet unter uns.

»Aber nicht den Baum«, ermahne ich sie. »Wenn der umfällt, dann ist hier richtig was los. Such dir Äste oder irgendwas, was rumliegt und keinen interessiert.«

Ich kann nur noch ein »Jaja« hören, während es schon unter der Bank knirscht. Ich beuge mich nach vorne und spähe unter die Bank. Mana hat sich tatsächlich nur ein paar Äste zusammengesammelt, die vom Baum gefallen sind.

»Pass mal lieber auf, dass wir den Typen erwischen«, wirft Laura dazwischen, und ich komme wieder hoch.

So warten wir weiter. Dann fragt Laura: »Sag mal, hast du die gleichen Klamotten an wie gestern?«

Ich verstehe nicht, was die Frage soll. »Ja, warum?«

Ich sehe Laura an, und erst jetzt fällt mir auf, dass sie tatsächlich andere Sachen als gestern anhat. Nur die Hose ist dieselbe. Sie trägt jetzt ein schwarzes Oberteil und ein offenes, grobkariertes Hemd. Warum fällt mir so etwas nicht auf?

»Du musst doch langsam stinken, wenn man bedenkt, wie viel wir rumgerannt sind«, sagt sie und riecht an mir. »Hm, geht eigentlich. Egal, so wirst du nie eine Freundin finden.«

Was soll das denn jetzt? Das kann sie gern zurückhaben. »Für dich reicht's allemal!«

»Pah!«, schallt es aus ihr heraus und sie boxt mich. »Als ob!«

»Ihr sollt die Umgebung beobachten und nicht rumbalzen«, ruft Mana unter der Bank hervor. Laura und ich sehen uns an und unsere beiden Gesichter nehmen denselben Rotton an. »Machen wir doch«, blafft Laura und dreht sich demonstrativ weg.

»Genau«, stimme ich zu und gucke angestrengt nach vorn.

In den nächsten Stunden sehen wir eine Tram nach der anderen die Hauptstraße entlangfahren. Die Sonne wandert langsam über den Himmel. Zum Glück ist es mitten im Sommer und wir müssen nicht frieren. Ab und zu geht einer von uns zurück zum Bäcker und holt was zu essen oder verschwindet auf die nahegelegene City-Toilette.

»Wir haben Nachricht von Mo. Wie du gesagt hast, gab es keine Beweise für einen Kampf. Auf den Aufnahmen sind wir zu sehen, wie wir seelenruhig ins Lager gehen und dein Zeug holen, Mana«, liest Laura von ihrem Handy vor.

»Hab ich doch gesagt.«

»Dann verschwinden wir einfach. Als hätten wir uns in Luft aufgelöst.«

Mana nickt. »Das war der Zeitpunkt, an dem wir aus dem Raumschieber entkommen sind.«

»Wenn sowas auf den Kameras ist, dann wird es doch beim Vorfall im Bahnhof sowas Ähnliches geben«, sage ich.

»Möglich. Mo hat die Aufnahmen von uns gelöscht. Aber er hat noch eine gefunden, in der Akon den Raumschieber anscheinend aktiviert. Hier.« Sie hält uns das Handy mit dem krisseligen Video hin, das den Außenbereich der Polizeistation zeigt. Akon verschwindet von einem Moment auf den nächsten und nimmt ein Stück des Asphalt mit.

»Abgefahren! Und da bin ich dann reingestolpert. Aber dann ist ja alles gut und wir sind aus dem Schneider.« Das freut mich zu hören und gibt mir etwas Mut. Anscheinend können wir auch mal Glück haben.

Langsam wird es dunkel, und mein Handy verrät mir, dass es bereits nach zehn Uhr abends ist. »Was, wenn der Professor heute gar nicht arbeitet?«, frage ich.

Laura sieht mich an. »Wage es nicht, auch nur an diese Möglichkeit zu denken! Er macht sicher nur Überstunden.«

»Na hoffentlich«, entgegne ich leicht deprimiert, doch dann werden meine Augen groß. »Da!«, sage ich und zeige auf die Gestalt, die aus der Tür tritt. Das ist ohne Zweifel der Professor.

»Los, bevor er die Tram erwischt!«, ruft Laura. »Mana!«

Mana krabbelt unter der Bank hervor. Sie sieht aus, als hätte sie geschlafen. Ihr Sonnenhut ist auf einer Seite total zerknautscht. »Was ist los? Ich habe den Baum nicht angebissen, nur die Rinde.«

»Ist jetzt egal! Der Professor ist da!«, sage ich und wir hieven unsere Rucksäcke auf und rennen möglichst unauffällig los.

40

»Er geht überhaupt nicht zur Tram«, rufe ich Laura hinterher, die bereits weit vor mir ist.

Der Professor geht in die entgegengesetzte Richtung und steigt in sein Auto ein.

»Er fährt einfach weg«, ruft Laura und verliert an Geschwindigkeit.

Das Auto navigiert aus seiner Parklücke und fährt auf die gegenüberliegende Straßenseite.

»Nein, jetzt kommt er auf uns zu«, triumphiere ich.

»Na und? Das hilft uns auch nicht«, protestiert Laura.

Ich habe eine Idee. »Laura, du klemmst dir Mana unter den Arm, ich halte den Professor auf!«

Und ich renne los. Der Rucksack knallt mir mit jedem Schritt gegen den Rücken. Ich werfe ihn ab, um schneller rennen zu können. Wenn ich Glück habe, bekomme ich den schon irgendwie wieder. Ich peile die nächste Kreuzung

an und hoffe, dass die Ampel lange genug auf Rot stehen wird. Außer dem Professor sind nur wenige Autos auf der Straße. Die Ampel springt tatsächlich auf Rot und der Professor muss stehenbleiben. Ich bin aber noch gut hundert Meter von ihm entfernt. Wie lange dauert so eine Ampelphase? Zwanzig Sekunden? Vielleicht dreißig? Ich renne. Ich renne gegen das im Hintergrund tickende Grün der Ampelschaltung und gegen die Erschöpfung meines eigenen Körpers. Aber wenn ich diese Chance nicht nutze, wer weiß, ob nicht schon morgen ausversehen die Bombe hochgeht und wir im Dunkeln sitzen?

Ich habe den Gedanken kaum zu Ende geführt, da merke ich, dass ich springe und kurze Zeit später auf die Motorhaube des Wagens knalle. Bei der Landung gibt das Blech ein dumpfes Geräusch von sich. Es tut weh. Ich bin zu schnell, gleite auf der anderen Seite einfach wieder runter und pralle auf den Boden. Ich ignoriere den Schmerz und versuche, mich am Radkasten hochzuziehen. Die Ampel schaltet auf Grün, aber das Auto fährt nicht los. Ich stelle mich ihm in den Weg und blicke in das Gesicht des Professors, das nichts als völliges Unverständnis ausdrückt.

Laura kommt mit Mana unter dem Arm angerannt und steigt auf der Fahrerseite hinter dem Professor in seinen Wagen. Ich stütze mich auf der Motorhaube ab, Laura scheint irgendetwas an den Hinterkopf des Professors zu drücken. Er hebt die Hände. Sie hat doch wohl

keine Waffe dabei? Wo soll sie die herhaben? Ich schüttele den Gedanken ab und steige ebenfalls hinten, aber auf der Beifahrerseite ein. Neben ihr sitzt Mana, die tatsächlich meinen Rucksack auf dem Schoß hat. Den müssen sie unterwegs aufgesammelt haben. Jetzt kann ich auch sehen, dass Laura dem Professor nur ihr Handy an den Kopf drückt.

»Was wollen Sie? Wollen Sie Geld?«, fragt der Professor mit starr nach vorn gerichtetem Blick.

»Beruhigen Sie sich. Wir wollen nur mit Ihnen sprechen«, sagt Laura und drückt trotzdem ihr Handy etwas stärker an den Hinterkopf des schweißgebadeten Mannes, der daraufhin seine Haltung noch ein Stück versteift.

»Genau«, füge ich hinzu. »Bei Ihnen zu Hause oder an einem anderen sicheren Ort«

Das klingt ziemlich professionell, finde ich.

41

»Gut, machen Sie keine Mätzchen, verstanden?«, droht Laura dem Professor, der gerade mit uns als Fahrgästen weiterfährt. Sie nimmt das Handy von seinem Kopf und der Professor entspannt sich etwas.

Vom Sprinten ist mir immer noch etwas schlecht, aber das Adrenalin hält mich auf Trab. »Wo wollen Sie mit uns hinfahren?«, frage ich ihn.

Der Professor biegt an einer Kreuzung links ab. »Ich fahre nach Hause, wie Sie es wollten.«

»Okay, gut. Fahren Sie auf keinen Fall zur Polizei!«

»Ja, das dachte ich mir bereits. Was wollen Sie eigentlich von mir? Zu Hause bewahre ich kaum Geld auf«, erklärt der Professor. Er denkt immer noch, wir wollen ihn ausrauben.

»Wir sind nicht an Ihrem Geld interessiert«, sagt Laura.

»Was wollen Sie dann?«

Ich schaue aus dem Fenster und sehe mir die Gegend an. So wie es aussieht, lebt der Professor nicht gerade im ruhigsten Gebiet der Stadt. Fast alle zweihundert Meter gibt es einen Kiosk oder eine Dönerbude.

»Wir wollen mit Ihnen über Ihre Entdeckung sprechen«, erklärt Laura.

Der Professor stößt einen Laut aus, den ich nicht ganz einordnen kann.

»Das hat man also von der Medienpräsenz. Wollen Sie die Sternkugel stehlen und dann auf dem Schwarzmarkt verkaufen?«

Laura und ich gucken uns an. Das mit dem Stehlen hat er gut erraten. Allerdings, wenn ich darüber nachdenke, ist seine Schlussfolgerung wirklich nicht sonderlich abwegig.

»Stehlen, ja. Verkaufen, nein«, antwortet Laura.

»Sondern?«, fragt er und biegt in eine andere Straße.

»Das erklären wir Ihnen in Ruhe, wenn wir da sind«, antworte ich. »Im Moment muss es Ihnen reichen, wenn wir Ihnen sagen, dass es wirklich sehr wichtig ist.«

»Sehr wichtig. Soso.«

Die nächsten zehn Minuten spricht keiner ein Wort. Wir halten an einigen Ampeln und biegen noch ein paar Mal ab. Ich merke, dass ich langsam müde werde. Erst das lange Wacheschieben, dann die Jagd nach dem Auto. Das fordert der Körper jetzt zurück. Dann hält der Professor an und beginnt, parallel in eine Parklücke zu fahren. Ich schaue wieder tranig auf meiner Seite aus dem Fenster. Draußen sieht es zwar nicht sehr wohnlich aus, sondern immer noch nach Geschäftsviertel, aber es kann sich ja jeder aussuchen, wo er wohnen möchte. Vielleicht ist der Professor hier auch nur in einem Hotel zu Gast. Ich höre ein *Klack* und der Professor öffnet seine Fahrertür.

»Was zum ...«, protestiert Laura. Als ich meinen Kopf zu ihm drehe, ist er bereits weg und ich vernehme nur noch seine auf den Gehweg in schnellem Tempo klackenden Schuhe.

»Der Professor haut ab«, rufe ich und versuche, aus dem Auto zu kommen, doch meine Tür geht nicht auf. »Er hat die Kindersicherung eingeschaltet.«

Laura zwängt sich durch die Vordersitze und entriegelt die Hintertüren. »Raus hier!«, befiehlt sie uns.

Der Professor ist bereits gute fünfzig Meter oder mehr von uns entfernt. In meiner Welt waren Professoren immer alte Greise mit Glatze und grauem Resthaar, nicht schlanke Mitfünfziger, die nachts durch die Gegend sprinten.

Wir nehmen die Verfolgung auf und mein Puls ist sofort wieder am Anschlag, da sehe ich Mana an mir vorbeihechten. Sie ist mindestens doppelt so schnell wie ich. Ich bleibe stehen und auch Laura kommt neben mir zum Halten. Wir können nur beeindruckt zusehen, wie Mana den Professor einholt. Vielleicht ist das nur die Geschwindigkeit und die magere Beleuchtung, aber es sieht so aus, als hätte sie mehr als zwei Beine, die auch noch weit länger sind als die, die wir von ihr gewohnt sind.

»Hätte ich gewusst, dass sie so schnell rennen kann, hätte ich sie vorhin nicht getragen«, sagt Laura neben mir. »Los wir müssen hinterher.«

Klar müssen wir das. Wenn der Professor Mana sieht, wird das sicher kein freudiges Aufeinandertreffen. Wir rennen hinterher, so schnell wir können. Der Professor flüchtet zwischen zwei Häusern auf einen Platz mit kleiner Grünfläche und ein paar einzementierten Bänken. Wir verlieren ihn und Mana kurz aus den Augen. Als auch wir an dem Platz ankommen, sehen wir den Professor wie einen Käfer rücklinks auf dem Boden liegen. Mana steht auf ihm und fuchtelt mit den Armen. Der Professor hat die Hände abwehrend vor seinem Gesicht verschränkt, als würde ihn

das vor den Klauen der Bestie auf seinem Brustkorb schützen.

»Mana, ich denke, du kannst von ihm runterkommen«, keuche ich, als wir neben ihnen zum Stehen kommen.

»Und wenn er wieder abhaut?«, fragt sie und sieht uns dabei an, fuchtelte aber noch mit einem Arm vor dem Gesicht des Professors rum.

»Ich denke nicht, dass er dazu noch großartig in der Lage ist«, sagt Laura und beugt sich über den Professor. »Es ist alles gut. Sie können sich beruhigen.«

Mana springt von ihm herunter. Beim Absprung macht der Professor ein keuchendes Geräusch. Er scheint zu wimmern. Verständlich.

»Beruhigen Sie sich«, sage ich. »Ich weiß, das sieht alles etwas kritisch aus, aber wir wollen Ihnen im Grunde wirklich nichts Böses.«

»Was?« Er linst vorsichtig an seinen Händen vorbei.

»Ich sagte, wir wollen Ihnen nichts Böses. Wir wollten wirklich nur in Ruhe mit Ihnen reden. Es ist sehr wichtig. Die ganze Situation ist nur etwas eskaliert.«

»Und ein bisschen sind Sie da auch selbst dran schuld«, fügt Laura unnötigerweise hinzu.

Der Professor nimmt vorsichtig die Hände von seinem Gesicht und sieht uns beide an. Dass Mana auf der anderen Seite von ihm steht, hat er wohl für einen Moment vergessen. »Aber warum die Entführung? Und die Waffe?!«

Ich sehe Laura an. Sie greift in ihre Tasche und der Professor zuckt wieder zusammen.

»Das war nur mein Handy, und ich habe das gemacht, weil ich mir nicht besser zu helfen wusste«, sagt sie und zeigt es ihm.

Er scheint sich weiter zu beruhigen. Ich biete ihm meine Hand an und helfe ihm auf die nun wackeligen Beine.

»Was ist das für ein Ding?«, fragt er und betont *Ding* mit einer Mischung aus Furcht und Ekel. Er versucht, auch auf Mana zu zeigen, aber die ist nicht mehr zu sehen.

»Wo ist es hin? War das ein Hund? Oder ein Affe oder sowas?«

In einer Baumkrone in der Nähe können wir es rascheln hören. Dann bricht ein großer Ast ab und wir zucken im Kollektiv zusammen, als er auf dem Boden aufschlägt.

»Mana!«, ermahne ich sie. »Was soll das denn schon wieder?«

Sie kommt zu uns und zieht den sicher hundert Kilo schweren Ast mit einer Leichtigkeit hinter sich her, die bei ihrer Körpergröße eigentlich nicht möglich sein sollte.

Als sie näherkommt, weicht der Professor vor ihr zurück.

Sie legt den Ast ab. »Ich muss was essen, das war alles auch für mich sehr anstrengend.«

Die Augen des Professors werden so groß, dass sie ihm fast aus dem Kopf zu fallen drohen. »Es ... kann ...«

»Das ist Mana«, erklärt Laura. »Und ja, sie kann sprechen und, um es kurz zu machen, sie ist ein Alien.«

Die Kinnlade des Professors bleibt offen stehen. Ich fürchte, er ist kurz vor einer Ohnmacht. Eigentlich dachte ich immer, sowas passiert nur älteren Frauen in Filmen, weil das ein schönes visuelles Mittel ist. Aber offensichtlich ist es ein echtes Phänomen.

»Bitte, Herr Professor Maibaum, beruhigen Sie sich. Ich weiß, dass das vielleicht alles ein bisschen viel ist. Das passiert bei jedem, der Mana zum ersten Mal sieht. Aber sie ist freundlich, wenn man sie erstmal etwas kennengelernt hat, wirklich«, versuche ich ihn zu beruhigen und wieder etwas in diese Welt zu bringen.

»Müller-Maibaum«, antwortet er, während er Mana anstarrt.

»Wie bitte?«

Mit einem glasigen, aber festeren Blick sieht er zu mir. »Mein Name ist Müller-Maibaum, nicht nur Maibaum.«

»Äh, okay. Müller-Maibaum. Ich entschuldige mich im Namen aller für die Unannehmlichkeiten.« Ich biete ihm meine Hand zum Schütteln an.

Er zögert, nimmt sie aber schließlich an. »Und jetzt?«, fragt er uns.

Laura und ich gucken uns an. Mana sitzt neben uns und verputzt ihren Ast. Er ist bereits fast zur Hälfte verschwunden.

»Es wäre besser, wenn wir jetzt wirklich zu Ihnen nach Hause fahren, um in Ruhe über alles reden zu können«, schlägt Laura vor.

Der Professor guckt uns und die fressende Mana an, dann wieder uns. »In Ordnung. Aber ginge es, dass das Alien nichts von meiner Wohnung frisst?«

Ich muss kurz auflachen. »Ich kann nichts versprechen, aber ich denke, das bekommen wir hin.«

42

Ein bisschen sieht die Wohnung des Professors aus wie die meines Opas: alte Möbel, Vorhänge aus den Siebzigern, alles ist sehr rustikal gehalten. Nun verstehe ich auch, warum er gesagt hat, dass Mana hier nichts fressen soll. Wobei, es ist egal, wie die Wohnung aussieht, wer will schon, dass sie von einem Alien gefressen wird?

»Ihr könnt euch schon mal ins Wohnzimmer setzen«, sagt der Professor und verschwindet in der Küche. »Ich muss mir erst mal einen Kaffee machen.«

»Kann ich auch einen Kaffee?«, fragt Laura.

»Haben!«, ruft es aus der Küche.

Laura ist verwirrt. »Wie bitte?«

Der Kopf des Professors lugt aus dem Türrahmen. »Kann ich auch einen Kaffee *haben*?«, berichtigt der Professor.

Laura verdreht die Augen. »Okay, kann ich auch einen Kaffee *haben*? Bitte?«

»Klar, ich mache am besten eine ganze Kanne. Wer weiß, wie lang unsere Unterhaltung heute noch geht.«

Laura, Mana und ich nehmen auf dem Sofa Platz. Es ist graubraun und mit Blumen bestickt. Ich glaube, mein Opa hat wirklich genau das gleiche. Mana hat zwischen uns gerade so noch Platz.

Der Professor kommt ins Wohnzimmer.

»Der Kaffee braucht noch ein paar Minuten.« Er setzt sich in einen rissigen Ledersessel, der nicht zum Sofa passt.

»Wohnen Sie hier alleine?«, fragt Laura.

Im ersten Moment finde ich die Frage unhöflich, aber sie hat recht. Es könnte ja sein, dass jede Minute Frau oder Kind Müller-Maibaum ins Zimmer kommen. Dann würde das Geschrei mit Mana wieder von vorne beginnen.

»Ja, das tue ich. Vor fast vierzehn Jahren ist meine Frau Linda verstorben. Sie hatte ein schwaches Herz. Und unser Sohn, der wohnt natürlich schon lange nicht mehr bei mir. Die Wissenschaft ist nun meine Familie.«

»Oh, das tut mir leid«, sagt Laura erstaunlich mitfühlend.

»Das muss es nicht. Ich habe mich notgedrungen damit abgefunden. Außerdem habe ich durch den Tod meiner Frau viel über Gesundheit und das Leben nachdenken können und bin zu einem echten Fitnessenthusiasten geworden«, sagt er und steht mit einer Energie auf, die ich

zu dieser Uhrzeit nicht im Geringsten nachempfinden kann. »Jeden Morgen fahre ich eine Stunde mit dem Fahrrad hier. Das habe ich mir extra gekauft. Außerdem mache ich viele Klimmzüge und Burpees. Kennt ihr Burpees?«

»Nein«, gebe ich zu. Das erklärt zumindest, warum er uns davonrennen konnte.

»Solltet ihr unbedingt machen. Dir würde das sicher nicht schaden, Junge.«

Ich bin zu schwach, um mich jetzt noch gegen schnippische Bemerkungen eines alten, aber fitten Mannes zu wehren. Es ist zwar erst kurz nach elf Uhr abends, aber mir fallen die Augen fast zu. Und wenn ich Laura so ansehe, geht es ihr ähnlich.

»Warum hat das Alien ein Kleid an?«, fragt der Professor, als er sich schließlich wieder zu uns gesellt.

»Ich heiße Mana.«

Der Mund des Professors hängt den Bruchteil einer Sekunde vor Erstaunen wieder offen. »Richtig, Mana. Entschuldige.« Er hat sich wohl noch nicht daran gewöhnt, dass Mana unsere Sprache spricht.

»Zur Tarnung«, erklärt Laura. »Wir tun so, als ob Mana unsere Tochter ist und einen pelzigen Gendefekt hat.«

Professor Müller-Maibaum bäugt Mana skeptisch. »Und die Leute haben euch das geglaubt?«

Wir nicken. »Ja, schon.«

»Ich weiß nicht. Wäre es nicht sinnvoller gewesen, sie als exotisches Tier zu deklarieren?« Er nimmt seine Brille ab und putzt sie.

»Wir haben eine Zeitlang so getan, als wäre sie ein Hund, aber das wollte sie nicht«, sagt Laura. »Und das war die einzige Alternative, die uns eingefallen ist.«

»Mana, du bist wirklich faszinierend. Ich würde später gern ein paar Tests mit dir machen«, sagt der Professor.

»Darf ich dann auch ein paar Tests mit Ihnen machen?«

Die Antwort verduzt den Professor kurz, dann hebt er den Finger. »Es tut mir leid, vergessen wir das. Ich glaube, der Kaffee ist fertig.«

Er geht in die Küche und bringt auf einem Tablett eine leicht angegilbte Kaffeekanne und drei Tassen mit. »Ich weiß gar nicht, ob Mana auch Kaffee trinkt.«

»Nein, ich benötige allgemein nicht viel Flüssigkeit und nehme diese in der Regel mit meiner Nahrung auf.«

Er verteilt die Tassen und schenkt uns ein. »Dann erzählt mal, was die ganze Aufregung soll.«

Wir erklären dem Professor, was es mit der Dimensionsbombe auf sich hat. Dass Mana so eine Art Weltraumpolizist ist und die Bombe sicherstellen muss. Dass es nicht nur um die Rettung der Menschheit, sondern dass es im Grunde um die ganze Erde geht. Wir erzählen ihm auch von Akon und den Überfällen auf der Polizeistation und am Bahnhof.

»Das klingt alles sehr ernst und durchaus auch sehr gefährlich.«

»Das ist es auch«, sage ich und kippe mir den Rest meines Kaffees in den Mund.

»Und hätte ich Mana nicht mit eigenen Augen gesehen, würde ich euch kein Wort dieser völlig abstrusen Geschichte glauben. Aber ich kann sie sehen.«

»Danke, dass Sie uns glauben«, sage ich. »Ohne Ihre Hilfe sind wir ziemlich aufgeschmissen. Also, helfen Sie uns?«

Der Professor lässt sich alles durch den Kopf gehen. »Ich weiß nicht recht, wie wir das machen sollen.«

»Können Sie nicht einfach ins Labor gehen, die Dimensionsbombe nehmen und sie uns geben? Sind Sie da nicht der Boss?«, fragt Mana, als wäre das alles kein großes Ding.

»Nein, leider nicht. Ich bin da zwar derjenige, der die Forschungsleitung innehat, aber deshalb kann ich da nicht einfach machen, was ich will.« Der Professor steht auf und bringt Kanne und Tassen weg.

»Was, wenn er uns nicht helfen kann?«, fragt Laura mit mehr Besorgnis in der Stimme, als ich es von ihr gewöhnt bin.

»Das wird schon klappen«, versuche ich sie zu beruhigen.

Der Professor kommt zurück. »Was wollt ihr denn mit der Bombe anstellen, wenn ihr sie habt?«

Wir gucken Mana an. Stimmt, das hat sie uns auch noch nicht verraten.

»Sobald ich die Bombe habe, werde ich hiermit einen Notruf absetzen.« Sie zeigt uns das andere Gerät, das sie aus dem Raumschiff geholt hat. »Daraufhin wird ein Schiff, also ein getarntes Schiff natürlich, kommen und mich holen und somit die Bombe in Sicherheit bringen«, erklärt sie uns.

»Und was«, fragt der Professor, »wenn dieser Akon euch zuvorkommt und so in den Besitz der Bombe gelangt?«

Mana sagt kurz nichts, dann: »Zwischen Notruf und Ankunft sollte nicht so viel Zeit vergehen. Vielleicht ein oder zwei Stunden. In der Zeit müssen wir einfach vorsichtig sein. Und ich bin nicht sicher, ob Akon uns überhaupt noch finden kann.«

»Ist es dann nicht sinnvoller, den Notruf früher abzusetzen, um die Zeit zwischen Ankunft und Erhalt der Bombe geringer zu halten?«, fragt der Professor mit einer hochgezogenen Augenbraue.

Mana nickt. »Das ist natürlich richtig«, erwidert sie und hält kurz inne. »Aus Sicherheitsgründen muss ich diese Reihenfolge aber einhalten. Dieser Planet ist noch nicht Bestandteil des Raumbundes und daher gilt der Notruf innerhalb einer Mission als letztes Mittel, falls die Mission selbst nicht mehr abgeschlossen werden kann.«

»Das soll heißen, wenn du zuerst den Notruf absendest und dann die Bombe nicht in Gewahrsam nehmen kannst, erwartet dich eine Strafe?«, hakt der Professor nach.

»Das ist richtig. Und Akon ist ein Faktor, der nicht zu unterschätzen ist.«

»Und so, wie ich Akon kennengelernt habe, gehört er nicht zu den geduldigen Typen«, sagt Laura. »Wenn wir die Bombe nicht aus dem Labor holen können, dann wird er es wahrscheinlich mit Gewalt tun. Wir müssen also handeln.«

Der Professor schweigt und tippt mit einem Finger rhythmisch gegen seine Schläfe.

»Okay, ich verstehe«, sagt er schließlich. »Morgen Abend kommt ihr ins Labor. Ich hoffe, so viel Zeit haben wir noch. Mana müsst ihr aber verstecken. Kinder und Tiere haben im Labor keinen Zutritt, geschweige denn Aliens.«

»Aber wie sollen wir reinkommen? Heute wurden wir bereits rausgeschmissen«, wirft Laura ein.

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Ich werde euch selbstverständlich vorher anmelden, dann sollte es kein Problem geben. Ihr seid jetzt junge Spezialisten auf dem Gebiet der Gravitationsforschung und müsst etwas Wichtiges mit mir besprechen«, tüfelt der Professor seinen Plan aus. »Abends nach zwanzig Uhr ist meistens keiner meiner Assistenten mehr da, und wer noch nicht weg ist, den schicke ich nach Hause. Dann sollten wir genügend Zeit haben.«

»Okay, das mit dem Zugang klappt schon mal. Also, hoffentlich«, sage ich. »Und dann können wir die Bombe einfach rausholen?«

»Nein«, antwortet der Professor.

»Warum nicht?«, will Laura wissen, die auf dem Sofa immer weiter nach vorne rutscht.

»Ihr müsst das verstehen«, sagt der Professor und putzt wieder seine Brille. »Wenn ich Leute einschleuse und dann die Sternkugel verschwindet, dann bin ich dafür verantwortlich.«

»Ja, das verstehen wir. Aber was dann?«

»Am darauffolgenden Tag ist die Präsentation unseres Energiewandlers, der von der Sternkugel angetrieben wird. Ihr habt also großes Glück.«

Das erstaunt mich. »Das heißt, wenn wir nur ein paar Tage später gekommen wären, hätten Sie aus Versehen die Welt zerstört?«

Wir sehen alle Mana an, die nun zwischen uns hin und her blickt, bevor sie uns endlich antwortet: »Nein, ich denke nicht. Also ja, das habe ich zwar vor ein paar Tagen gesagt, aber ich glaube nicht, dass ihr genug Energie einleiten könnt, damit die Bombe ausgelöst wird.«

»Also hast du uns angelogen?«, keift Laura Mana an, die ihre kleinen Arme abwehrend vor sich hält.

»Hättet ihr mir sonst geholfen? Ich meine, Akon ist eine Gefahr, und ich weiß nicht, was eure Wissenschaftler in

Zukunft mit der Dimensionsbombe angestellt hätten. Vielleicht wäre sie am Ende doch noch losgegangen. Aber das werden wir ja verhindern.«

»Ich verstehe das«, lenke ich ein, »aber wir hätten dir wahrscheinlich auch geholfen, wenn du uns die Wahrheit gesagt hättest, Mana.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher, Benjamin. Schließlich hattest du von uns die geringste Lust auf die ganze Nummer«, sagt Laura und verschränkt die Arme.

»Kinder, nun beruhigt euch. Es ist, wie es ist, und nun konzentrieren wir uns auf unser Vorhaben«, unterbricht der Professor uns.

»Richtig«, stimme ich ihm zu. »Aber was machen wir nun genau?«

»Wir werden den Energiewandler, in den wir die Sternkugel setzen, so manipulieren, dass das Experiment erfolglos verläuft. Dann werde ich zwar auch keine gute Presse bekommen, aber ich komme vor kein Kriegsgericht. Wenn die Sternkugel kurz nach dieser Präsentation gestohlen wird, bin nicht mehr ich der Hauptverantwortliche, weil die Präsentation außerhalb meines Bereichs stattfindet.«

»Und wenn das absichtliche Schiefgehen der Präsentation schiefläuft und die Bombe hochgeht?«, will Laura wissen.

»Wird sie nicht«, sagt Mana. »Dafür werden wir schon sorgen.«

»Das denke ich auch«, sagt der Professor.

»Okay, das ist alles irgendwie total verrückt«, sagt Laura und stützt ihren Kopf in die Hände. »Aber das passt ja zu alledem, was wir in den letzten Tagen so erlebt haben. Und sobald wir die Bombe haben, verstecken wir uns und du, Mana, setzt den Notruf ab?«

Mana nickt. »Ja, so sollte es gehen.«

»Gut, dann treffen wir uns morgen Abend. Ich melde euch unter euren richtigen Namen an, da ihr euch ausweisen müsst. Also, wie heißt ihr mit vollem Namen?«
Der Professor holt Stift und Zettel.

»Benjamin Havel.«

»Laura Mannig.«

»Ist notiert.«

Der Professor faltet das Blatt Papier zusammen und steckt es ein. »Gut, dann denke ich, es ist besser, wenn ihr nun nach Hause geht. Wir treffen uns morgen wieder. Es kann durchaus sein, dass ab und zu ein Journalist vor meiner Haustür steht. Besonders, da übermorgen die Präsentation stattfindet.«

Laura holt ihr Handy raus. »Gut, ich gucke nur noch schnell nach einer Bahnverbindung.«

Einige Meter von der Wohnung des Professors entfernt warten wir auf unsere Tram. Es ist inzwischen nach Mitternacht, und es muss für Außenstehende seltsam erscheinen, dass zu dieser Uhrzeit noch Eltern mit ihrem kleinen Kind in einem gelben Kleidchen unterwegs sind. Zum Glück ist aber kaum jemand auf der Straße so mitten in der Woche.

»Jetzt bin ich aber echt müde. Morgen schlafe ich aus«, kündigt Laura an, als die Tram kommt und wir einsteigen.

Wir setzen uns in einen freien Vierer. Wieder so, dass Mana versteckt am Fenster sitzt und die anderen Fahrgäste sie nicht so genau mustern können. Mit uns fahren Menschen, die aussehen, als müssten sie jetzt zur Arbeit oder würden gerade von einer Spätschicht kommen. Da muss ich an die Fabrik denken, die Monotonie der laufenden Maschinen und ob ich das alles überhaupt noch will. Nein, will ich nicht. Wollte ich noch nie, aber das weiß ich. Die letzten Tage mit Mana und Laura waren wie ein unrealistischer Abenteuerurlaub, der mir gezeigt hat, dass es viel mehr in der Welt gibt, als in der Fabrik zu stehen, Türgriffe zu schmirgeln und in Kisten zu packen. Das, was hier und jetzt passiert, das ist das echte Leben. So verrückt sich das auch anhört.

Nach einer Weile sagt Laura: »An der nächsten Station müssen wir raus und dann ein paar Hundert Meter gehen wegen einer Baustelle oder sowas. Jedenfalls fährt die Tram da nicht so wie normalerweise.«

Wir steigen mit ein paar anderen Leuten aus. Die gucken zwar ab und zu zu Mana, aber durch das schummrige Licht der Straßenlaternen scheint ihr absonderliches Aussehen nicht weiter aufzufallen. Nach ein paar Minuten sind die anderen Passanten in Seitenstraßen und Hauseingänge abgebogen, und wir sind wieder alleine auf der Straße. In einem abgeäuzten Bereich können wir sehen, dass die Schienen der Tramstrecke aufgerissen sind. Die Baustelle erstreckt sich über mehrere Hundert Meter und macht nicht den Eindruck, so bald fertig zu werden.

»Ist es noch weit?« Ich bin müde und habe keine Lust mehr, durch die Stadt zu latschen.

»Eine dreiviertel Stunde werden wir insgesamt noch unterwegs sein«, antwortet Laura, nachdem sie die Strecke auf ihrem Handy überprüft hat, und ich höre ihr an, dass auch sie keine Lust mehr hat.

Aus dem Nichts stößt jemand Laura an und reißt ihr den Rucksack herunter, den sie nur über eine Schulter geworfen hat. Sie taumelt, schafft es aber noch rechtzeitig, sich am Rucksack festzukrallen und nicht zu stürzen. Vor uns steht ein Mann mit Mantel und Schirmmütze. Er zerrt am Rucksack. Ich bin zu überrascht, um in dieses Tauziehen

eingreifen zu können. Ich stehe einfach nur nutzlos da und gaffe. Laura kann den Riemen ihres Rucksacks nicht länger halten und fällt nach hinten. Auch der Dieb kommt kurz ins Straucheln, kann sich aber fangen.

Aber anstatt loszurennen, schreit er auf. Entsetzt blickt er nach unten, wo Mana sich in seiner Wade verbissen hat. Der Dieb tritt mit seinem freien Bein nach ihr und schüttelt sie so lange, bis sie schließlich im hohen Bogen weggeschleudert wird und gegen eine Hauswand prallt. Er ergreift die Flucht. Auch wenn er dabei etwas hinkt, ist er erstaunlich schnell unterwegs.

»Hilf mir hoch, Mann!«, blafft Laura mich an, und das reißt mich aus meiner Starre. Ich helfe ihr hoch.

Mana rappelt sich gerade wieder auf. »Na warte! Niemand schleudert mich herum, ohne dafür zu bezahlen!«

Sie rennt dem Dieb hinterher, ist aber von dem Aufprall noch etwas benommen und torkelt dementsprechend auf den ersten Metern. Nach wenigen Augenblicken scheint sie aber wieder ganz Herrin ihres Bewegungsapparates zu sein und nimmt Fahrt auf. Der Dieb sieht kurz zurück und erblickt Mana mit ihrem flatternden Sonnenhut, woraufhin er einen Zahn zulegt und in einer Seitengasse verschwindet. Mana rennt ihm hinterher, und das ist das Zeichen für uns, dass wir ihnen folgen müssen.

Kurz bevor wir an der Gasse ankommen, hören wir einen Schrei. Das muss der Dieb sein. Als wir in die Gasse

hineinblicken, können wir nur zwei kämpfende Schatten an der Wand sehen. Manchmal kann man erkennen, was von dem Gerangel Mana und was der Dieb ist, dann wieder verschmelzen sie zu einem Knäul mit wild umherschleudernden Armen und Beinen. Laura und ich wagen uns nicht näher heran. Das Schattenspiel wird von Klappern und Scheppern, Knirschen und dumpfem Klatschen begleitet. Ab und zu ertönt ein Aufschrei, der schnell wieder unterdrückt wird. In der Nähe bellen Hunde und runden somit die bizarre Kulisse ab.

Schließlich werden die Schatten wieder kleiner und ruhiger, und Mana kommt allein, aber mit Lauras Rucksack aus der verwinkelten Gasse. »Der wird uns so schnell nicht mehr in die Quere kommen«, sagt sie triumphierend.

»Was hast du gemacht?«, fragt Laura mit einem ängstlichen Beben in der Stimme.

»Ich habe ihm eine Lektion erteilt. Hier ist dein Rucksack. Ich habe ihn nur etwas verprügelt und so in die Flucht geschlagen«, erklärt Mana.

Laura nimmt ihren Rucksack und setzt ihn sich diesmal richtig auf. »Danke.« Dabei rutscht er ihr von der Schulter, da einer der Riemen gerissen ist. Langsam lässt sie auch die andere Seite an ihrem Arm heruntergleiten. Sie sagt nichts, sie sieht einfach nur nach unten, hält ihren Rucksack in einer Hand und atmet schwer.

»Ist alles in Ordnung?«, frage ich.

»Nein, Mann! Nichts ist in Ordnung!«, schreit Laura und sieht mich mit tränenüberlaufenden Augen an. »Was ist denn das überhaupt hier alles für eine Scheiße? Konnte ich nicht einfach ein ganz normales Leben in unserer scheiß kleinen Stadt haben? Musstest du das Ufo finden und mich in die ganze Nummer reinziehen? Ich wollte einfach nur ein paar Monate ein bisschen was dazuverdienen und dann vielleicht was studieren oder so. Keine Ahnung! Und jetzt dieser ganze Mist hier!«

Ich mache mit den Armen eine beschwichtigende Geste. »Alles ist okay, Laura.«

»Pah, so ein Schwachsinn! Weißt du überhaupt, wie oft wir schon fast draufgegangen sind?«, fragt sie, und bevor ich wirklich antworten kann, unterbricht sie mich bereits. »Zu oft, Benjamin! Viel zu oft! Das Einzige, was wir machen, ist am Tage zu warten und in der Nacht irgendwelchen Leuten aufzulauern. Uns in irgendwelchen Gassen zu verstecken oder vor Aliens wegzulaufen, die uns umbringen wollen.«

Ohne nachzudenken, nehme ich sie in den Arm. Augenblicklich verstummt sie und beginnt zu schluchzen wie ein kleines Mädchen.

Mana steht neben uns, wartet und pult in ihrem Mund rum. Weinen ist etwas, das sie nicht versteht, und ich frage mich, was es noch alles gibt, das sie nie verstehen wird. Trauer? Angst? Liebe? So etwas wird es doch überall geben, oder nicht?

Wir stehen ein oder zwei Minuten nur so da. Ein paar Autos fahren vorbei und ein lauer, warmer Wind umschließt unsere verschlungenen Körper, so als würde er uns beide trösten. Langsam beruhigt sich Laura wieder und wir lösen unsere Umarmung. »Geht's dir besser?«, frage ich sie.

Sie wischt sich mit dem Handrücken die restlichen Tränen vom Gesicht und zieht die Nase hoch. »Ja, ich will jetzt ins Hostel. Ist nicht mehr weit zur Tramstation.« Ihr Eyeliner ist in ihrem halben Gesicht verteilt. Sie sieht genauso aus, wie wir uns fühlen.

Wir atmen noch einmal durch und gehen weiter. Zwar müssen wir dann noch einmal umsteigen aber nach rund einer halben Stunde kommen wir in unserem Hostel an. Wie es scheint, ist der australische Backpacker nicht mehr da, denn sein Bett ist leer.

lipu toki pi tenpo ni

nanpa pi tenpo suno ni li ni: 4-6-56204 UT

nanpa pi tawa pali ni li ni: E50037

pini li ni: o tawa e jan Mana, tawa tomo pi tawa ala. o kama jo e ilo utala pi suli mute pi nanpa 3, lon mun 44-2M3.

lipu toki ni li nanpa 15:

tenpo suli la meli Mana en jan pona ona li tawa e ona. tenpo ni la meli Mana en jan pona ona li tawa ala e ona. mi pilin e ni: ona li jo e ilo utala pi suli mute.

tenpo nanpa wan la ilo sona pi wawa mun li pilin e wawa mute. tenpo nanpa tu la ilo sona pi wawa mun li pilin e wawa lili. tenpo sin en tenpo sin la ni li lon. ni li pana e sona, tawa mi: tenpo lili la meli Mana li ante e ona.

tenpo ni la suli li ni: o kama jo e ilo utala pi suli mute.

lipu toki pi jan Akon li pini.

»Wollt ihr mich verarschen?« Laura kommt am nächsten Morgen ins Zimmer mit einer Zeitung in der Hand.

»Wie bitte?«, sage ich. Sie sollte eigentlich nur eine weitere Übernachtung hinzubuchen und etwas zu essen mitbringen, aber es macht nicht den Anschein, als ob sie etwas anderes als die Zeitung dabei hat, die sie mir und Mana hinwirft. Ich nehme sie in die Hand und lese die größte Schlagzeile, die mir unweigerlich entgegenspringt, vor: »Was zerfledderte diesen Mann? – Die Bestie von Krestedt!«

Ich schaue Laura an. »Ich verstehe nicht ganz.«

»Lies!«, befiehlt sie mir, und ich beginne, die ersten Zeilen des Artikels zu überfliegen.

Die Polizei hat am Morgen die Leiche eines Mannes gefunden. Stark verstümmelt. Genau dort, wo wir gestern überfallen wurden. Ich ignoriere die genaueren Beschreibungen und haltlosen Vermutungen und lasse die Zeitung auf meinen Schoß sinken.

»Du hast den Mann ermordet?«, werfe ich Mana vor und bemerke nicht, dass ich vielleicht ein bisschen zu laut geworden bin.

»Psst, nicht so laut«, ermahnt Laura mich. »Aber Mana, bist du nicht mehr ganz dicht? Du hast gesagt, du hättest

ihn in die Flucht geschlagen und nicht seine Kehle rausgerissen.«

Mana guckt uns mit einem fast schon gleichgültigen Blick an. »Ist doch kein Verlust. Schließlich hat er es verdient.«

»Nur weil man einen Rucksack klaut, hat man es noch lange nicht verdient, in irgendeiner Gasse abgeschlachtet zu werden«, sage ich. Mein Blick wandert laufend zwischen Mana und dem Zeitungsartikel in meinem Schoß hin und her. »Jetzt fallen wir mit dir noch mehr auf, als es eh schon der Fall ist. Und der Professor? Der wird sicher auch eins und eins zusammenzählen können und wissen, was Sache ist.«

»Naja«, druckst sie rum, »vielleicht war es ein Fehler. Aber da können wir jetzt auch nichts dran ändern. Wir haben schließlich eine Mission, oder?«

»Pah! Du und deine blöde Mission. Was bist du überhaupt für ein Weltraumpolizist? Bist du das überhaupt? Oder machst du uns hier nur was vor?«, fragt Laura.

Mana geht in eine abwehrende Haltung. »Ja, natürlich bin ich das! Hör mal, ich verstehe, dass das alles unrecht war. Das war für mich genauso überraschend wie für euch. Ich habe mich kurz nicht unter Kontrolle gehabt. Meint ihr, mir fällt das leicht, wenn ich für das Leben eines ganzen Planeten verantwortlich bin? Nein, tut es nicht. Das ist überhaupt nicht leicht.«

Einen Moment lang sagt niemand etwas. Dann fängt Mana an, ihr Gesicht zu verkrampfen und schniefende Geräusche zu machen. Laura und ich gucken uns fragend an.

»Was machst du da?«, will sie schließlich wissen.
»Versuchst du zu weinen?«

Mana hält inne. »Ja.«

»Aber du tust doch nur so. Was soll das?«, frage ich.

Mana zupft an ihrem Weltraumanzug rum, den sie bisher kein einziges Mal ausgezogen hat. »Naja, ich dachte, das würde jetzt passen. Ihr Menschen weint doch bei fast jeder Gelegenheit. Ich aber nicht. Dieses Weinen gibt es nur bei euch, und ich wollte, dass wieder Frieden herrscht und wir weitermachen können.«

Laura stößt genervt die Luft aus. »Lass gut sein. Ja, wir machen weiter, aber dass wir jetzt noch in der Öffentlichkeit mit dir rumgurken, kannst du vergessen. Ab heute ist es wieder Zeit für den Rucksack, verstanden?«

»Ja«, erwidert Mana beleidigt. Das hat sie sich selbst zuzuschreiben.

Den Rest des Tages verbringen wir im Hostel. Ich gehe einmal raus, um für uns was zu essen zu besorgen, da Laura ja nur die Zeitung mitgebracht hat. Diese habe ich sicherheitshalber in einen Mülleimer geworfen, auch wenn das jetzt nichts mehr bringt. Dass unser Vertrauen in Mana

erschüttert ist, merkt man deutlich. Wir sprechen den ganzen Tag über kaum miteinander.

Abends wird es dann Zeit, wieder aufzubrechen. Mana muss wie angekündigt in meinem Rucksack Platz nehmen. Sogar den Kopf muss sie diesmal wieder einziehen. Als wir unten an der Rezeption vorbeigehen, sagt die Frau freundlich: »Wo ist denn ihre kleine Tochter?«

»Die haben wir im Rucksack«, sagt Laura trocken und wir verlassen das Hostel, ohne eine Reaktion abzuwarten, und machen uns auf den Weg zum Labor.

Als wir dort ankommen, ist es bereits dunkel. Die Innenräume sind teilweise noch beleuchtet und an der personellen Situation am Empfang hat sich nichts geändert. Dieselbe Frau sitzt an der Rezeption, zwei bewaffnete Aufpasser versuchen, ihre letzten Stunden rumzukriegen. Besonders aufmerksam sehen sie nicht mehr aus.

»Waren Sie nicht gestern schon einmal hier? Habe ich Ihnen nicht gesagt, dass Sie hier nur mit einem Termin Zugang haben werden?«, sagt Frau M. Gibel.

»Wir haben einen Termin bei Professor Dr. Müller-Maibaum«, sage ich und kann den Triumph in meiner Stimme nur schwer unterdrücken.

Die Augen von Frau M. Gibel weiten sich, nur um dann von den sehr skeptisch dreinblickenden Augenbrauen wieder in ihre Schranken gewiesen zu werden. »Kann nicht

sein!« Sie schlägt ihren Organizer auf und fährt suchend mit dem Finger über die Termine des Tages. »Nein, hier ist nur ein anderer Termin für Assistenten des Herrn Professor Dr. angekündigt.«

»Ja«, beginnt Laura, und auch ihr ist der Übermut des Triumphes anzumerken. »Das sind wir. Können wir dann bitte, ja?«

»Einen Moment«, sagt M. Gibel, greift zum Telefonhörer und drückt ein paar Tasten.

Sie wartet.

Wir warten mit.

»Ja, hallo? Ich habe hier zwei Jungspunde, die angeblich Ihre für heute eingetragenen Assistenten sein wollen. Die waren aber gestern schon mal ... Ja ... Genau ... Verstehe ... Bis gleich, Herr Professor Dr.«, bekommen wir das Telefonat zur Hälfte mit. Sie legt auf. »Der Herr Professor Dr. wird sie gleich in Empfang nehmen. Ich bräuchte dann einmal die Ausweise bitte«, sagt sie und wir können die Niederlage in ihrer Stimme hören. Sie begutachtet unsere Ausweise und holt dann zwei Plastikkarten an Bändern aus einer Schublade, die sie beschriftet und uns mit unseren Ausweisen über die Theke schiebt. »Dies sind Ihre Besucherausweise. Nicht verlieren!«

Wir nehmen die Ausweise entgegen und bedanken uns so freundlich, dass unsere Worte hoffentlich wie klebriger Honig in ihren Ohren hängenbleiben.

»Ah, da sind Sie ja«, begrüßt der Professor uns, als er aus dem Fahrstuhl tritt. Er nickt dem uniformierten Aufpasser zu, der neben dem Fahrstuhl steht, und dieser grüßt mit einem »Herr Professor« zurück.

»Schön, dass Sie beide es so kurzfristig geschafft haben«, begrüßt er uns mit festem Handschlag. »Ich weiß nicht, ob die Präsentation ohne Ihre Hilfe morgen stattfinden könnte. Kommen Sie mit, wir fahren gleich hinauf.« Er drückt auf den Knopf des Fahrstuhls, da meldet sich der Uniformierte wieder zu Wort: »Entschuldigen Sie, aber ich bin dazu angehalten, Ihre Rucksäcke und Taschen zu kontrollieren.«

Kurz rutscht mir das Herz in die Hose, um mir dann wieder bis zum Hals zu schlagen. In meinem Rucksack sitzt schließlich ein bissiges, Menschen zerfleischendes Alien, und ich glaube kaum, dass das vorschriftsmäßig ist. Ich gucke mit großen Augen abwechselnd Laura und den Professor an. Er versteht, was Sache ist.

»Mein lieber Herr Krötz, ich denke nicht, dass das nötig ist.«

»Vorschriften, Herr Professor«, sagt der Uniformierte Krötz nur.

Der Professor erwidert wie aus der Pistole geschossen: »Nein, ich meine, das wird nicht *möglich* sein. Wissen Sie, in diesen Rucksäcken befinden sich sehr lichtempfindliche Materialien, die wir oben im Labor unter besonderen Lichtbedingungen verwenden müssen. Ein Durchsuchen

könnte also unsere Forschung nicht nur beeinträchtigen, sondern sogar zunichtemachen.«

Der Uniformierte Krötz weiß kurz nicht, was er erwidern soll, und schmatzt, als sein Mund unentschlossen auf und zu geht.

Dann hält Laura ihm ihren Rucksack hin. »Hier, den können Sie überprüfen, da sind aber nur Klamotten und Damenhygieneartikel drin.«

»Nein, nein. Ist schon okay. Sie können gehen«, sagt er mit einer abwehrenden Geste. Jaja, die gefürchteten Damenhygieneartikel.

Wir steigen in den Fahrstuhl und der Professor drückt auf den großen Knopf mit der Drei.

46

Oben im Labor angekommen stelle ich den Rucksack mit Mana auf einen Tisch und lasse sie heraus. »Das war sehr eng und stickig. Ich glaube, ich musste an einer Unterhose von dir schnüffeln«, beschwert sie sich.

»Jetzt sind wir ja da, okay?«, antworte ich und stelle den Rucksack auf den Boden.

Im Raum stehen einige Tische mit Apparaturen, die ich nicht deuten kann. Andere sind voll mit Formularen und Klebezettel. An der einen Wand ist ein großes, mit Formeln und Pfeilen wirt beschriebenes Whiteboard. Daneben auf

einem Tisch mit Rollen steht ein etwa zwei Meter breites und einen Meter hohes Gerät, an dem Kabel verlegt und jede Menge Messanzeigen verbaut sind.

»Das ist der Energiewandler für die Sternkugel, an dem wir arbeiten«, erklärt der Professor mir, als er merkt, dass ich den Wandler entdeckt habe. »Aber bevor wir an die Arbeit gehen, werde ich euch etwas fragen, und ich möchte, dass ihr mir ehrlich antwortet.«

Wir schauen den Professor an und wissen, was gleich kommen wird. Wir nicken.

»Seid ihr für den Tod des Mannes verantwortlich, von dem ich heute in der Zeitung lesen musste?«

Wir schauen nach unten, dann sage ich: »Es war ein Unfall.«

»Ein Unfall?«

»Naja, in etwa«, sagt Laura bedrückt. »Es war ein Dieb. Er hat mir den Rucksack gestohlen. Mana hat ihn abgewehrt und ist ausgerastet.«

»Ausgerastet, so so.«

»Wir haben heute Morgen bereits darüber geredet. Mana?« Ich sehe sie an.

Sie versucht, einen mehr oder minder schuldbewussten Ausdruck aufzusetzen. »Es wird nicht wieder vorkommen. Man wird mich dafür später, wenn die Mission abgeschlossen ist, zur Rechenschaft ziehen.«

»Eigentlich müsste ich euch nicht nur nicht helfen, sondern die Polizei verständigen. Einen Menschen zu töten darf nicht toleriert werden. Nur haben wir im Moment leider größere Probleme. Was in eurem Rechtssystem die Konsequenz für ein solches Handeln ist, weiß ich nicht. Ich kann mir aber vorstellen, dass dies eventuell deine letzte Mission sein wird, nicht wahr?«, hakt der Professor nach.

Mana nickt langsam. »Wahrscheinlich.«

»In Ordnung, nachdem das geklärt ist, sollten wir uns ans Werk machen«, sagt der Professor und sieht Mana eindringlich an. »Du weißt mehr über die Sternkugel als ich und mein gesamtes Team, nehme ich an. Hast du also eine Idee, wie wir vorgehen sollten?«

Mana springt vom Tisch und geht zum Energiewandler. »Da die Präsentation bereits morgen stattfindet, sollten wir nichts zu Kompliziertes versuchen. Was genau soll diese klobige Maschine anstellen?«

»Genau, morgen früh ist die Präsentation«, sagt der Professor und wir sammeln uns alle um das Gerät. »Wir stellen die Ergebnisse unserer Forschung vor. Dabei nutzen wir diesen von uns entwickelten Energiewandler, der morgen seine Weltpremiere hat. Er soll die gespeicherte Energie der Sternkugel in elektrischen Strom umwandeln, der daraufhin abfließen kann und andere Geräte betreiben soll. Gleichzeitig ist es möglich, diesen Strom

zurückzuleiten, um so die Stärke des abfließenden Stroms zu erhöhen.«

Mana nickt. »Verstehe. Sie wollen die potenzielle Gravitationsenergie anzapfen und umwandeln.«

Ich versuche, dem Gespräch der beiden zu folgen, aber nach wenigen Minuten steige ich aus und setze mich auf einen nahegelegenen Stuhl. Für mich hört es sich an, als würden sie sich die Fachwörter in dem Moment ausdenken, in dem sie sie aussprechen. Kurz danach gesellt sich auch Laura zu mir.

»Verstehst du, was die da machen?«, fragt sie.

»Nicht wirklich. Außer, dass das Ding aus der Bombe Strom gewinnen soll und die Energie dabei wieder teilweise zurückgeleitet wird, um dann wieder mehr Strom zu bekommen.«

»Ja, so habe ich das auch verstanden. Und wenn das zu lange oder zu stark gemacht wird, geht die Bombe hoch«, ergänzt Laura.

»Und ich dachte, die Bombe könnte nicht hochgehen. Hat Mana doch gesagt.«

»Ja«, sagt Laura, »aber davor sagte sie noch, dass sie auf jeden Fall hochgeht, wenn wir nicht eingreifen.«

Anscheinend haben Mana und der Professor unsere kleine Zusammenfassung mitgehört. »Und an dem Punkt sind wir jetzt wieder«, erklärt Mana. »Am Anfang musste ich euch schließlich überzeugen, mir zu helfen. Ich dachte nicht

wirklich, dass ihr die nötige Energie aufbringen könnt, um die Bombe auszulösen. Wenn ich allerdings diese Testdaten hier sehe und dann die finale Versuchsanordnung, dann kann ich ein Auslösen der Dimensionsbombe nicht ausschließen, da ein Teil der Energie direkt wieder eingeleitet wird. Das kann zu einer Kettenreaktion führen und dann: *Bumm!* Oder eher: *Schlurpf!*«

»Würde man es merken, wenn sie ausgelöst wird?«, fragt Laura. »Ich meine, sie zerstört ja in dem Sinne nichts. Sie, wie hieß das, verschiebt?«

»Richtig, eine kinetische Impulswelle wie bei einer gewöhnlichen Bombe wird es nicht geben. Aber ein Beben ähnlich wie bei dem Raumschieber von Akon ist durchaus zu erwarten, nur um ein Vielfaches stärker. Und es wäre nahezu augenblicklich finster, da die Sonneneinstrahlung wegfällt«, erklärt Mana und sieht sich dabei den Energiewandler genauer an. Sie hat einen Tisch an den großen Rollwagen herangezogen, auf dem die Maschine steht. »Wo ist die Dimensionsbombe?«

»Sie befindet sich hier«, sagt der Professor und geht in die Ecke, in der ein Panzerschrank steht. »In diesem Tresor wird sie im Moment verwahrt.«

»Können wir sie sehen?«, frage ich, aber der Professor schüttelt nur langsam den Kopf.

»Ich fürchte, das geht nicht. Am Ende jeder Schicht wird die Sternkugel von mir und Dr. Friedrich in diesem Tresor eingeschlossen.«

»Na, dann öffnen Sie ihn doch einfach. Werden Sie die Sternkugel nicht brauchen, um die Maschine zu manipulieren?«, fragt Laura mit einem zweifelnden Gesichtsausdruck.

»Das wird nicht möglich sein. Um den Tresor zu öffnen, ist eine sechsstellige Zahlenkombination nötig. Ich kenne die ersten drei Ziffern und Dr. Friedrich die anderen drei«, sagt der Professor und geht zurück zum Energiewandler. »Ich denke, wir können trotzdem erfolgreich unseren kleinen Schabernack durchführen, oder?«

»Ja, das sollte kein Problem sein«, antwortet Mana.

»Können wir hierbei eigentlich hilfreich sein?«, will Laura vom Professor und Mana wissen.

»Nein, ich fürchte nicht«, antwortet er. »Ich gebe zu, dass das auch für mich ein komplexes Problem ist und dass ich froh bin, von eurem kleinen Freund lernen zu können.«

»Freundin«, berichtige ich den Professor.

Der guckt verduzt. »Wie bitte?«

»Mana ist weiblich«, erkläre ich ihm.

Der Professor guckt sich Mana an, die bereits an dem Energiewandler herumwerkelt. »Weiblich. Na gut«, sagt er und lacht in seinen kurzen weißen Bart. »Falls ihr Hunger habt, könnt ihr euch dort durch die Tür im Gang was aus

dem Automaten holen. Ist alles kostenlos. Wie lange das hier dauert, weiß ich leider nicht.«

»Ein Weilchen schon, vielleicht zwei Stunden«, sagt Mana, während sie zwei Drähte unterschiedlicher Farbe in den Händen hält und bäugt.

Laura und ich stehen auf und machen uns auf den Weg zum Automaten, denn hier haben wir eh nichts zu tun. Ich halte ihr die Tür auf.

»Vielen Dank, Herr Havel.«

»Selbstverständlich, Frau Mannig«, sage ich und wir gehen den Gang zum Automaten hinunter. Mir fällt auf, dass es hier überhaupt keine Kameras zu geben scheint, und ich frage mich, ob das nicht etwas ungewöhnlich ist.

»Was willst du haben?«, frage ich sie, als wir gemeinsam durch die Frontscheibe des Automaten schauen. Er ist gefüllt mit diversen Wraps, Nüssen, Schokoriegeln und Getränken. Auf dem Display steht nur, dass man die Zahl eingeben soll.

Laura tippt auf die Frontscheibe. »Ich will das. Die Waffeln da.«

»Tipp mal nicht auf die Scheibe, du schmadderst noch alles voll«, sage ich und beuge mich vor, um zu lesen, welche Nummer ich eintippen muss.

»Ich schmadder dich gleich voll«, sagt Laura und wischt ihre Hand an meiner Wange ab. Ich gebe ein »Iiihhh« von

mir und wir kämpfen mit fuchtelnden Händen miteinander und überhören kurz das Herunterfallen der Waffeln.

»Hör auf, wie ein Mädchen zu kämpfen«, sagt sie.

»Hör du doch auf, wie ein Mädchen zu kämpfen«, antworte ich, und wir hören fast gleichzeitig auf.

»Ich bin doch aber ein Mädchen«, protestiert sie, stemmt die Fäuste in die Hüften und streckt mir ihre Brust entgegen. Ohne, dass ich es kontrollieren kann, starre ich ihre Brüste an, dann bücke ich mich schnell und hole ihre Waffeln aus der Automatenklappe.

»Hier, Mädchen«, sage ich und gebe sie ihr.

»Danke ... Junge«, antwortet sie und reißt die Plastikverpackung auf.

Ich hole mir eine Cola und einen Schokoriegel. Wir setzen uns auf die metallene Bank neben dem Automaten und essen.

»Wie ist das alles hier für dich?«, fragt Laura mich nach einer Weile.

»Was meinst du? Hier im Labor?«

Sie guckt mich an. »Nein, das alles. Ich glaube, ich habe in den letzten Tagen mehr erlebt als in meinem ganzen Leben bisher.«

»Stimmt. Ich habe vor einer Woche auch noch nicht damit gerechnet, auf einmal für die Zukunft des Planeten verantwortlich zu sein.« Ich nehme einen Schluck aus

meiner Cola. »Was hast du deinen Eltern eigentlich erzählt, warum du tagelang nicht nach Hause kommst?«

Sie schaut zwischen ihre ausgestreckten Füße auf dem Boden entlang. »Ach, ich habe einfach behauptet, dass ich die Gelegenheit für eine Weiterbildung bekommen habe. Eine Woche in Berlin, habe ich gesagt.«

»Und das haben sie einfach so geglaubt?«

Laura guckt mich böse an. »Was soll das heißen? Dass es so unwahrscheinlich ist, dass ich eine Weiterbildung bekomme?«

»Nein, so war das gar nicht gemeint. Was hast du der Arbeit erzählt?«

Sie macht eine wegweisende Geste. »Ich habe mich einfach krankgemeldet und bringe dann nächste Woche die Bescheinigung und gut ist. Und du? Auch krank?«

»Nein, ich muss zugeben, ich habe einfach gar nichts gemacht. Nicht mal Bescheid gegeben oder so. Die haben auch keine Handynummer von mir, glaube ich.«

Laura gibt mir einen kleinen Klaps auf den Hinterkopf. »Trottel!«

»Hör mal!«

Dann wuschelt sie mir in den Haaren. »Naja, aber auch irgendwie mutig.«

»So wahnsinnig toll ist der Job ja nun auch nicht. Und kannst du das mal lassen?« Ich greife ihre Hand und nehme sie runter.

»Und jetzt halten wir Händchen?«, sagt sie und erst jetzt merke ich, dass ich sie nicht losgelassen habe.

»Äh, nein!« Ich lasse sie los. »Du bist blöd!«

»Da sind wir ja schon zwei«, sagt sie und lacht.

47

»Da seid ihr ja.« Der Professor kommt mit langen Schritten auf uns zu. »Wir sind jetzt fertig und wollen noch den Ablaufplan für morgen besprechen.«

»Na dann!« Wir stehen auf und folgen ihm zurück ins Labor.

Dort angekommen sagt Laura: »Die Maschine sieht ja genauso aus wie vorher.«

»Ja, na klar tut sie das«, antwortet Mana. »Es soll ja schließlich nicht auffallen, dass wir sie manipuliert haben.«

»Genau, denn meine Kollegen und Assistenten würden sicher sofort bemerken, wenn etwas an der Versuchsanordnung anders ist.«

»Ja, das ergibt Sinn«, sagt Laura und nimmt sich einen Stuhl.

»Ich habe Mana bereits erklärt, wie die Vorführung morgen ablaufen soll. Sie wird nicht hier stattfinden, sondern auf der untersten Etage in einem Mehrzweckraum, der ab und zu auch für Pressekonferenzen genutzt wird. Das heißt, der manipulierte Energiewandler wird morgen früh

geholt und hinuntergebracht. Zu diesem Zeitpunkt darf von euch keiner mehr als mein Assistent hier zu sehen sein. Es werden auch eine Menge Journalisten von Zeitung, Funk und Fernsehen erwartet, um teilweise auch live von der Vorführung zu berichten.«

»Sollen wir uns dann verstecken? Oder dürfen wir gar nicht dabei sein?«, frage ich.

»Nein, ihr könnt einfach im Publikum sitzen und so tun, als ob ihr von einer Zeitung seid. Ein Jugendblatt oder so etwas. Da wird euch schon etwas einfallen.«

»Und Mana?«, will Laura wissen, die aufmerksam zuhört und der immer eine Haarsträhne, die sich aus ihrem Zopf gelöst hat, ins Gesicht fällt, weil sie sich zu weit vorbeugt.

»Die müsst ihr in eurem Rucksack verstecken«, sagt der Professor und sieht Mana an, die daraufhin ein grummeliges Geräusch von sich gibt.

»Muss ja«, presst sie zwischen den scharfen Zähnen hervor.

»Okay, und nach der verpfuschten Vorführung gehen alle nach Hause?«, fragt Laura.

Der Professor setzt sich auf den Tisch, an den er sich bis eben noch gelehnt hat. »Grob gesagt: ja. Ich werde eine kleine Eröffnungsrede halten und alles so erklären, dass die Menschen, die nicht vom Fach sind, es auch verstehen. Ich werde den Kern meines Teams vorstellen, und dann wird das Experiment gestartet. Und wenn alles so läuft, wie wir

uns das gedacht haben, dann wird die Maschine anlaufen und kurze Zeit später einfach durchbrennen. Der Sternkugel sollte dabei kein Schaden zugefügt werden, da wir sie komplett vom System abgekoppelt haben.«

»Aber Sie stehen doch dann wie ein begossener Pudel da, oder nicht?«, will ich wissen.

Der Professor nickt. »Ja, so kann man das sagen. Manchmal entstehen durch Forschung bahnbrechende Dinge und manchmal eben nicht. Ich werde vielleicht ein paar Tage ein wenig Hohn von der Presse bekommen, aber es ist ja nicht so, dass so etwas noch nie auf der Welt vorgekommen ist.«

»Na gut, wenn Ihnen das alles bewusst ist und Sie damit klarkommen, bin ich ja beruhigt«, sage ich, während ich die ganze Zeit mit dem Plastikstreifen meines Colaflaschendeckels spiele. »Und wie kommt Mana nun an die Dimensionsbombe?«

»Hinterher«, erklärt Mana, »wird der defekte Energiewandler in ein Hinterzimmer gefahren. Dort sollte es uns leicht gelingen, die Bombe rauszuholen. Vorausgesetzt wir haben genug Zeit, denn die Bombe wird mit einigen Sicherheitsscharnieren im Energiewandler fixiert.«

»Genau, im Zuge der allgemeinen Enttäuschung gehen wir davon aus, dass auch die Achtsamkeit des Sicherheitspersonals abnehmen wird und ihr so genügend

Zeit habt, die Bombe auszubauen«, erklärt der Professor. »Das Hinterzimmer wird wahrscheinlich gar nicht bewacht und das Personal wird mit den Journalisten genug zu tun haben.«

»Und dann ist die Bombe gestohlen«, beginnt Laura und lehnt sich mit verschränkten Armen nach hinten. »Da werden Sie doch noch mehr Ärger bekommen.«

»Ich hoffe doch nicht. Der Verlust der Sternkugel wird mich natürlich schwer treffen. Aber es liegt nicht in meiner Verantwortung, Tag und Nacht auf sie aufzupassen.«

»Oh Mann, das klingt nach einem waschechten Skandal. Sie werden wohl viele Interviews führen müssen«, sage ich.

»Ja, das werde ich wohl. Die Alternative wäre, dass wir alle sterben. Ich denke, das ist unter den Umständen in Ordnung, oder?«, sagt der Professor und muss dabei ein bisschen lachen. »Wie dem auch sei, ihr als Journalisten könnt das Gebäude mit der Sternkugel verlassen, noch bevor der Diebstahl auffällt. Damit ist der Plan komplett und die Erde hoffentlich gerettet.«

»Na dann«, sagt Laura und steht auf, »können wir ja zurück ins Hostel fahren. Wobei ich nicht weiß, ob jetzt überhaupt noch was fährt, es ist ja schon nach zwei Uhr.«

»Das müsst ihr nicht, wir haben hier einen Schlafräum für Kollegen, die gerne mal die Nacht durchmachen. Den können wir nutzen. Wir müssen nur rechtzeitig wieder auf den Beinen sein, um euch umzudisponieren«, sagt der

Professor und legt ein großes Tuch über den manipulierten Energiewandler. »Dann kommt mal mit, es wird jetzt auch Zeit, ich bin ja schließlich auch nicht mehr der Jüngste. Obwohl, im Vergleich zu Mana bin ich noch ein junger Hüpfen«, sagt er und lacht.

Laura und ich gucken Mana an. »Wie alt warst du noch mal?«

»In Erdenjahren so um die zweihundertsechsdreißig.«

»Wie kann so etwas sein?«, frage ich.

»Wie kann es sein, dass Menschen maximal nur mickrige hundert Jahre alt werden?«, antwortet Mana. Darauf wissen wir auch keine Antwort.

Wir machen uns auf den Weg in den Schlafraum, der sogar auf der gleichen Etage ist. Der Professor schließt das Labor ab und aktiviert die Alarmanlage. Als wir in den Schlafraum kommen, frage ich, warum ich nirgends Kameras sehen kann.

»Es gibt Sicherheitspersonal und diverse Alarmsysteme, die sollen die Kameras sozusagen ersetzen. Irgendwie war man der Meinung, dass die Kameradaten für Spionagezwecke missbraucht werden könnten. Darum gibt's hier keine«, erklärt der Professor.

Die Schlafmöglichkeiten bestehen aus zwei Sofas und zwei Klappbetten. Außerdem steht in der Ecke eine Kaffeemaschine. Durch die Lamellen der Fensterjalousien

kann ich sehen, dass draußen ein Sturm wütet. Es gießt wie aus Eimern. Irgendwie passend.

Bevor wir es merken, ist Mana bereits mit einer der Topfpalmen zugange und hat sie wie ein Biber einen Baum zu Fall gebracht.

»Mana, bist du bescheuert?«, frage ich.

Der Professor lenkt ein: »Ich dachte, als kleine Belohnung für ihre Mühe ist das schon in Ordnung. Schließlich isst sie hier auf der Erde nur verholzte Pflanzen. Darum habe ich ihr angeboten, eine der Palmen hier zu essen.«

»Seht ihr«, sagt Mana mit vollem Mund, »ist alles abgesprochen.«

Da wir in wenigen Stunden eh wieder aufstehen müssen, sparen wir uns das umziehen und jeder sucht sich einen Schlafplatz. Ich liege auf einem Sofa. Laura und der Professor haben jeweils eines der Klappbetten. Mana macht es sich auf dem anderen Sofa bequem. Wir liegen im rechten Winkel Kopf an Kopf.

»Mana?«, frage ich in die Dunkelheit hinein.

»Ja?«

»Was machst du, wenn wir die Bombe morgen haben?«

»Habe ich doch schon gesagt. Ich setze das Notsignal ab und dann warte ich, bis ich geholt werde. Hoffentlich kann das Schiff hier in der Nähe landen.«

»Ah, okay. Fällt das nicht auf?«

»Das Schiff? Ich hoffe nicht. Normalerweise gibt es Tarnvorrichtungen. Dass du mich hast abstürzen sehen, lag an der Beschädigung meines Schiffes. Ich hoffe, dass ihr mich dann noch unauffällig zum Landeplatz bringen könnt, wenn das ginge.«

»Ja, ich denke, dass das gehen sollte«, sage ich und blicke noch ein bisschen durch das dunkle Zimmer, in dem ich dank der durch die Jalousien dringenden Straßenbeleuchtung schemenhafte Umrisse der Fenster und Gegenstände im Raum erkennen kann.

48

Wir werden von dem schrillsten Wecker, den ich je erlebt habe, aus dem Halbschlaf gerissen. Alt, rostig und zum Aufziehen. Nach ein paar Sekunden kann der Professor die bimmelnden Glocken ausschalten.

»Was war das denn?«, fragt Mana, die von ihrem Sofa aufgesprungen ist.

»Es ist sechs Uhr, wir müssen uns fertig machen«, sagt der Professor.

Ich richte mich auf. »Ich weiß gar nicht, ob ich überhaupt geschlafen habe.« Da ich mir beim Sprechen den Schlaf aus den Augen reibe, muss ich aber irgendwann eingedöst sein.

»Bei mir waren es auch nur maximal zwei Stunden«, sagt Laura und streckt sich. »Ich habe die ganze Zeit darüber nachgedacht, was ich sage, falls mich jemand fragt, wo ich her bin. Also von welcher Zeitung oder so.«

»Und?«, frage ich und gehe zum Fenster, drücke die Jalousie zur Seite und gucke in den Morgen. Es regnet immer noch. In der Nacht muss es auch gewittert haben, glaube ich mich zu erinnern. Es macht auch nicht den Anschein, als würde es so bald wieder aufhören.

»Junge Forschung oder so«, sagt sie.

Worum ging es noch gleich? Ach ja, von welcher Zeitung wir sind.

Ich drehe mich zu ihr. »Kenn ich gar nicht.«

»Gibt's auch nicht, Mann. Sagen wir halt. Wir sind noch neu, aber aufstrebend. Immerhin habe ich mir Gedanken gemacht.«

»Schon gut. Ich denke, dieser Kaffeeautomat da wird uns gleich gute Dienste erweisen«, sage ich und verlasse das Fenster in Richtung Koffein.

Wir setzen uns alle an den Tisch, der in der Mitte des Raumes steht, und jeder außer Mana kippt seinen Kaffee hinunter.

»Ahh, das sollte erstmal helfen«, sage ich. »Ich brauche unbedingt einen Block und einen Stift, ich bin ja schließlich Reporter.«

»Das sollte sich machen lassen«, sagt der Professor und holt Stift und Block aus einer Schublade. »Ich drehe mal eben eine kleine Runde im Gebäude und hole euch dann ab.«

Der Professor verlässt den Raum.

»Da hätte ich ja meinen Kaffee gar nicht so runterstürzen müssen«, sagt Laura und guckt verkniffen in den Morgen.

»Mana, es ist besser, wenn du dein Kleidchen anziehst«, sage ich und deute mit meinem Kaffee in Richtung Rucksack.

»Was? Warum denn? Mich sieht doch eh keiner, ich muss mich doch wieder in deiner stinkenden Unterwäsche verstecken«, protestiert sie.

»Zunächst schon. Wenn wir aber die Sternkugel ausbauen und abhauen, werden wir sie im Rucksack verstecken. Dann ist kein Platz mehr für dich, und wir müssen ja möglichst unbemerkt rauskommen.« Mit einem Seufzen sieht sie es ein und Laura hilft ihr wieder ins inzwischen schon ziemlich ramponierte Kleid.

Nach einer Weile öffnet sich zu unserem Entsetzen die Tür. Es ist der Professor, und wir atmen auf. »Okay, ihr könnt mitkommen. Der Präsentationsraum ist bereits offen. Diese Frau Gibel sitzt zwar schon an der Anmeldung, aber das kann uns egal sein. Manchmal frage ich mich, ob sie überhaupt nach Hause geht.«

Der Vorführungsraum erinnert ein bisschen an ein kleines Schultheater. Es passen etwa dreihundert Stühle hinein, vielleicht auch weniger. In Reihen sind sie so versetzt aufgestellt, dass man immer zwischen seinen zwei Vordermännern hindurchsehen kann. In der Mitte befindet sich ein Durchgang. Auf der Bühne steht ein Tisch mit einer großen weißen Decke, dahinter fünf Stühle.

»Ihr setzt euch am besten gleich hier in die Nähe des Seiteneingangs. Dort wird dann auch der Energiewandler hinein- und auch wieder hinausgefahren. So könnt ihr euch schnell rausstehlen«, sagt der Professor und wir setzen uns in die zweite Reihe außen an den Rand.

Sonst ist niemand da. Das Einzige, was ich höre, ist das Rauschen der Belüftungsanlage und das Prasseln des Regens an die Fensterscheiben.

»Ich bin dann jetzt weg, in Ordnung?«, fragt uns der Professor.

»Ja, das wird schon werden. Viel Erfolg!«, sagt Laura und er verlässt den Raum durch den Seiteneingang.

»Euch auch.«

Innerhalb der nächsten Stunde füllt sich der Raum mit Fernseh- und Radioteams und einzelnen Journalisten.

»Das ist die Zukunft. Oder?«, sagt ein Mann, der zwei Plätze neben uns sitzt.

»Ja, das stimmt.« Wir lächeln und nicken.

»Sowas gab es ja auch noch nie. Ich meine, klar, die Leute sind sich nicht einig. Aber ich sag euch, das Ding, also die Sternkugel, die kommt aus dem Weltraum. Also, von Außerirdischen. Da braucht mir keiner was anderes sagen. Das liegt doch klar auf der Hand, oder? Oder?« Ein paar Speicheltropfen aus seinem Mund verfehlen mich nur um Haaresbreite. Mit weit aufgerissenen Augen blickt er uns erwartungsvoll an.

»Ja, bestimmt«, sagt Laura und wir gucken angestrengt nach vorn.

»Toll!« Er kramt einen kleinen Notizblock heraus, notiert etwas und spricht gleichzeitig das Geschriebene: »Das Publikum ist euphorisch. Toll!«

Die meisten Kamerateams haben sich an den Wänden des Saals aufgebaut. Einige Einzelpersonen in den Sitzreihen stellen Spiegelreflexkameras auf kleinen Stativen vor sich auf, um damit von ihren Plätzen filmen zu können oder Fotos zu schießen. Es sind sicher mehr als zwei Drittel aller

Plätze belegt, da wird die Eingangstür von dem Mann im Anzug geschlossen.

»Ich glaube, es geht gleich los«, sage ich zu Laura und drehe mich nach vorn.

»Mann, ich bin so aufgeregt. Toll! Wirklich toll!«, sagt der Typ neben uns, und ich könnte wetten, er hat sich gerade einfach nur das Wort »toll« in seinen Notizblock geschrieben.

Auf der anderen Seite von uns geht die Tür auf und alle Köpfe drehen sich in unsere Richtung. Der noch verdeckte Energiewandler wird von zwei Forschern hereingefahren. Obwohl eigentlich nichts zu sehen ist, beginnen fast alle Reporter, in einem Blitzlichtgewitter Fotos zu schießen. Aus einer Ecke höre ich: »Los, mach die Kamera an, Ralf!« Aus einer anderen: »Nein, geht noch nicht los, aber wir halten schon mal drauf.«

Einer der Forscher dirigiert den Rolltisch zu einer Rampe. »Boah, ist das Teil schwer. Hätten die nicht einfach alle hoch in das Labor kommen können?«, beschwert sich der andere, der von hinten schiebt. Seine beginnende Glatze glänzt von Schweiß und seine Brille hängt ihm vorne auf der Nasenspitze.

Wenige Minuten später steht der Tisch mit dem Energiewandler präsentierbereit auf der Bühne. Natürlich immer noch verschleiert. Hier und da werden noch Fotos gemacht. Andere filmen einfach weiter. Der seltsame Mann

neben mir starrt unentwegt auf die verhüllte Maschine. In den nächsten Minuten betreten zwei weitere Forscher oder Assistenten die Bühne, darunter eine Frau, die von den Menschen auf der Bühne die älteste zu sein scheint. Trotzdem ist sie sicher mehr als zehn Jahre jünger als der Professor. Sie begrüßen ihre beiden Kollegen auf der Bühne was wieder unter dem dauernden Klicken und Blitzen der Kameras geschieht. Nachdem sich alle hingesetzt haben, ergreift die Frau das Mikrofon. »Guten Tag. Mein Name ist Dr. Andrea Friedrich und ich möchte Sie darum bitten, während der Präsentation aus Sicherheitsgründen ohne Blitzlicht zu fotografieren. Filmen ist selbstverständlich gestattet. Und schalten Sie bitte Ihre Handys aus. Danke.«

Ein kleines Raunen geht durch den Saal. Einige bauen ihre externen Blitzgeräte ab und andere fummeln an den Einstellungen ihrer Kameras herum.

Nachdem das Geraschel verebbt ist, beugt sich die Frau wieder zum Mikrofon vor. »Gut, dann können wir jetzt beginnen. Begrüßen Sie bitte den Forschungsleiter des Projekts: Professor Dr. Konrad Müller-Maibaum.«

Menschen und Kameras richten sich auf den Seiteneingang, als der Professor den Saal betritt. Obwohl er nur wenige Meter von uns entfernt ist, schafft er es, uns nicht mit einem einzigen Blick zu streifen.

»Das ist er. Richtig in echt«, staunt der Mann neben mir. Ich fange langsam an zu bezweifeln, ob es sich hier wirklich um einen Journalisten handelt. Immerhin benimmt er sich wie ein Fan, der bei einem Preisausschreiben gewonnen hat.

Durch den Raum schallt das wilde Klicken diverser Spiegelreflexkameras. Ab und zu befindet sich auch eins der verbotenen Blitzlichter darunter. Frau Dr. Friedrich rollt genervt mit den Augen und beugt sich zum Mikro. »Ich sagte doch, Sie sollen kein Blitzlicht verwenden.«

Der Professor betritt die Bühne über die Treppe am seitlichen Rand und begrüßt seine Kollegen demonstrativ mit Handschlag. Jeder einzelne von ihnen steht kurz für die Begrüßung auf. Danach geht er in die Mitte der Bühne und stellt sich neben die verhüllte Maschine.

»Guten Morgen, meine ...«, beginnt der Professor und hält inne. Seine Stirn legt sich in Falten und er macht eine heranwinkende Geste zu seinen Kollegen. Der Assistent, der den Wagen mit dem Energiewandler ziehen musste, springt auf und hält ein kabelloses Mikro in der Hand. Er bringt es dem Professor, der es entgegennimmt und untersucht.

Er schaltet es an und klopft auf den Mikrofonkopf, um es zu testen. Es hallt ein dumpfer Bass durch den Saal. Zufrieden fängt er an, seine Worte zu wiederholen, während der Assistent zurück auf seinen Platz eilt. »Guten Morgen, meine Damen und Herren. Und Reporter.«

Das Klicken der Kameras nimmt wieder etwas zu, hält sich aber im Rahmen.

»Am dritten Mai dieses Jahres machten Arbeiter des Rheinischen Braunkohlereviere einen spektakulären Fund. Einige von Ihnen haben sicher darüber berichtet. Es handelt sich um das Objekt, das Sie so schön Sternkugel getauft haben. Doch was ist sie? Ist sie eine alte, vergessene Waffe, vielleicht noch aus dem Zweiten Weltkrieg? Oder ist sie sogar älter als unsere Zivilisation? Einige vermuten, dass es sich hier um ein hochaktuelles Regierungsprojekt handelt, welches nur aus Versehen entdeckt wurde, und wieder andere behaupten, es handele sich um außerirdische Technologie.«

Bei der letzten Bemerkung lachen die Reporter kurz auf.

»Was ist daran bitte so lächerlich?«, schnauft der sonst so begeisterte Typ neben mir.

Während der Professor spricht, geht er einige Schritte auf der Bühne auf und ab. Ich weiß nicht, ob das geplant ist oder ob er das macht, weil er nervös ist. Die umliegenden Kameras folgen ihm hin und her, wie die Köpfe der Zuschauer dem Ball bei einem Tennismatch.

»Die Aufgabe, mit der mein Team und ich in den letzten Monaten betraut waren, war es herauszufinden, womit wir es bei der Sternkugel zu tun haben, was wir aus ihrer Technologie lernen können und wofür wir sie verwenden könnten. Unsere Forschungen trieben uns schnell in die Richtung der Energieerzeugung und -umwandlung. Daraus schlossen wir, dass es sich bei der Sternkugel nicht um eine Waffe handelt, sondern um eine Art Batterie oder Akkumulator. Wir fanden heraus, dass sich die gespeicherte Energie der Sternkugel freisetzen lässt, indem man ihr eine geringe Menge Energie zuführt. Ähnlich wie beim Anzapfen eines Benzintanks mit einem Schlauch, wenn Sie so möchten, muss man einen initialen Unterdruck durch das Ansaugen erzeugen, erst dann fließt der Rest wie von selbst aus dem Tank. Herr Jakobi, Herr Bronsik, wären Sie bitte so freundlich?«

Der Assistent mit der Brille und der mit dem Pferdeschwanz stehen auf und stellen sich jeweils an einem Ende des Tisches mit dem Energiewandler auf.

»So sahen mein Team und ich uns in der Verantwortung, diese Eigenschaften der Sternkugel in nützliche Bahnen zu lenken. Vielleicht, so dachten wir, könnten wir sogar die Wissenschaft und vor allem die Energietechnik in ein neues Zeitalter führen. Langer Rede kurzer Sinn: Ich präsentiere Ihnen hiermit den Energiewandler!«

Die beiden Assistenten heben das Tuch vorsichtiger vom Energiewandler, als es die letzten Worte des Professors hätten erahnen lassen. Das Klicken und Klacken der Kameras braust erneut auf.

»Die Blitzlichter, meine Herrschaften«, muss Frau Dr. Friedrich wieder einwerfen. Unter den Geräuschen der Kameras ist auch anerkennendes Raunen erstaunter Teilnehmer zu vernehmen. »Das ist der Wahnsinn!«, gibt mein Nachbar zum Besten.

»Mit diesem Gerät«, führt der Professor seine Rede fort, »ist es uns möglich, die Energie der Sternkugel anzuzapfen und in haushaltsüblichen Wechselstrom umzuwandeln. Selbstverständlich ist dies nur der erste Prototyp, aber das könnte auch der Anfang einer neuen Ära sein. Eine Energiewende, von der vorher niemand geträumt hätte!«

Laura lehnt sich zu mir herüber und flüstert: »Er bauscht das Ganze ziemlich auf, oder? Er baut sich da eine unnötige Fallhöhe auf. Hoffentlich geht das gut für ihn aus.«

»Ja, er wird schon wissen, was er da tut«, sage ich. »Hoffe ich.«

»Aber eines fehlt noch.« Man kann hören, wie der ganze Saal die Luft vor Spannung einzieht. »Vielleicht ist Ihnen bereits diese Mulde in unserem Energiewandler aufgefallen. Dies ist der Platz, in den in wenigen Augenblicken die Sternkugel eingesetzt wird. Und damit bitte ich darum, die Sternkugel hineinzufahren.«

Noch bevor das erste Rädchen des Wagens, auf dem die Sternkugel ruht, in den Raum gefahren wird, ist der Saal bereits wieder vom wilden Klackern der Kameras erfüllt. Als dann die Dimensionsbombe in den Raum geschoben wird, auf einem Kissen in einem Glaswürfel, als wäre sie die Krone des Britischen Königreiches, verstärkt sich das Geräusch der Kameras und mehr Blitze als je zuvor erfüllen den Raum. Frau Dr. Friedrich schüttelt resigniert den Kopf und hebt die Arme ein Stück, nur um sie wieder fallenzulassen.

»Oh mein Gott, das ist einfach der Wahnsinn!«, sagt der Mann neben mir und dreht sich mit dem Rücken zur Kugel, um ein Selfie schießen zu können. Wir beugen uns nach Hinten, um nicht mit auf dem Foto zu sein.

Der Assistent mit der Brille steigt die Bühne hinab und hebt den Glaskasten mit der Sternkugel vorsichtig hoch. Wenn wir sie auch so vorsichtig behandeln müssen, wird der Diebstahl wohl doch nicht ganz so einfach, wie wir uns das vorstellen. Der Assistent trägt den Glaskasten die Treppe zur Bühne hinauf, an dessen Ende der Professor bereits auf ihn wartet. Er öffnet die Klappe an der Oberseite und holt die Sternkugel heraus. Er bedankt sich bei seinem Assistenten, der den Glaskasten wieder herunterträgt und auf den Wagen stellt.

Der Professor bewegt sich langsam und bedacht. Um den Journalisten bessere Bilder zu liefern, posiert er mit der

Sternkugel in den Händen und geht dann auf den Energiewandler zu. Gut sichtbar legt er die Sternkugel in die dafür vorgesehene Mulde. Daraufhin leuchtet eine faustgroße LED-Lampe rot auf, und der Assistent mit dem Pferdeschwanz beginnt, einige Scharniere anzulegen, die die Sternkugel sichern sollen. Wenn wir die nicht einfach abbekommen, werden wir ein Problem haben.

Der Professor greift wieder zum Mikrofon.

»Meine sehr geehrten Damen und Herren. Die Sternkugel ist nun in ihrer Position, und wie Sie sehen ...« Der Professor stockt in seinen Ausführungen. Ein unangenehmes Gefühl steigt in mir auf, als ich die Vibrationen spüre.

51

»Was?«, ist das einzige Wort, das der Professor noch rausbringt. Er sagt es zu laut und es gibt eine quietschende Rückkopplung.

Seine Assistenten springen verwirrt auf. »Ist das ein Erdbeben?!«, ruft der mit dem Pferdeschwanz.

Frau Dr. Friedrich greift zum Mikro: »Bitte verlassen Sie alle schnellstens das Gebäude!« Danach geht sie rasch zur Bühnentreppe.

»Das ist Akon«, sagt Laura, und weiß nicht, ob sie aufstehen und Ausschau halten oder sich unter ihrem Stuhl verstecken soll.

»Ein Erdbeben? Das gibt's doch hier eigentlich gar nicht«, wundert sich der Mann neben uns und fängt an, die aufgeregten Journalisten mit seinem Handy zu filmen, die sich panisch durch den Haupteingang zwängen. Etliche Kameras stehen ohne Kameramann herum. Einige verstauen ihr Equipment so sorgfältig, wie es die Zeit zulässt, in den dafür vorgesehenen Taschen und Koffern.

Zwischen meinen Beinen beginnt der Rucksack zu zappeln. Mana! Die habe ich ganz vergessen. »Mana, was sollen wir jetzt machen?«, frage ich meinen Rucksack.

»Lass mich raus!«, höre ich den dumpfen Befehl. »Oder ich zerreiße den einfach!«

Ich öffne den Reißverschluss und Mana springt mir entgegen. »Könnt ihr ihn schon sehen?«

Der Mann nebenan dreht sich durch unsere kleine Befreiungsaktion interessiert zu uns. Als er Mana erblickt, kann er nur einen spitzen Schrei ausstoßen und fällt dann in Ohnmacht. Sein Handy gleitet dabei auf den Boden und filmt die Decke des Saals. Bis letzte Woche habe ich noch nie jemanden in Ohnmacht fallen sehen. Das muss eine von Manas Spezialfähigkeiten sein. Ich entdecke, dass der Professor immer noch auf der Bühne steht und nicht weiß, was er tun soll. Unsere Blicke treffen sich und ich kann in

seinen Augen meine eigene Panik erkennen. »Der Professor!«, sage ich, ohne weiter nachzudenken.

»Das Beben hat aufgehört«, fällt Laura auf. »Die Blase muss komplett sein.«

Mana springt auf einen Stuhl, um sich einen Überblick zu verschaffen. »Da!«, sagt sie und zeigt auf die Bühne. »Wir müssen die Bombe schnell ausbauen und abhauen, bevor Akon uns in die Quere kommt.«

»Und bei dem Tumult«, sagt Laura, »wird er keine großen Probleme haben, uns im Gebäude zu finden.«

Sie hat Recht. Wir müssen schnell an die Sternkugel kommen und hier verschwinden. Am besten wäre es, wenn wir gleichzeitig den Professor in Sicherheit bringen könnten.

»Okay, dann los, Mana«, sage ich, greife sie mir und renne zur Bühne. Hinter mir höre ich Laura aufschreien. Ich drehe mich um und sehe sie am Boden liegen neben ein paar umgeworfenen Stühlen. Ich setze Mana auf den Rand der Bühne und laufe zu Laura.

»Geht es dir gut?« Ich helfe ihr hoch.

»Ja, ich war nur zu hastig und habe ein paar Stühle mitgenommen. Haben wir die Sternkugel?«

Mana und der Professor wechseln gerade ein paar Worte und hasten dann zum Energiewandler. So gesehen, hätten wir uns die ganze nächtliche Manipulation sparen können, wenn das Experiment jetzt nicht einmal durchgeführt wird.

Bis auf den ohnmächtigen Typen, der neben uns gesessen hat, und eine weitere Reporterin, die apathisch in der Ecke steht und ihr Mikrofon umklammert, ist der Raum leer. Alle anderen haben den Saal und wahrscheinlich auch das Gebäude bereits verlassen. Mit ein bisschen Glück sind sie dem Radius des Raumschiebers entkommen und in Sicherheit.

»Warum dauert das Ausbauen so lange?«, will Laura wissen.

»Wegen der Scharniere, die der Assistent angebracht hat«, sage ich und sehe, dass der Professor und Mana bereits an der Befreiung der Bombe arbeiten.

Ein wohl bekanntes Geräusch zerreißt die Luft, und der Professor fällt auf den Boden. Es war ein Schuss aus Akons Waffe.

52

Akon tritt mit erhobener Waffe durch den Haupteingang der Halle.

»Professor!«, schreit Laura und möchte zu ihm laufen. Sie bleibt aber wie angewurzelt stehen, was vielleicht ihr Leben für ein paar Sekunden schtzt. Ich wei nicht, wie schiewtig Akon inzwischen ist, aber so nah war auch er der Sternkugel bisher nicht. Hier kann er nun zwei Fliegen

mit einer Klappe schlagen: Mana töten und die Sternkugel stehlen.

»Mana, ich befehle dir, dich zu ergeben und ruhig zu verhalten«, ruft Akon und richtet die Waffe genau auf Mana, die noch immer am Energiewandler hantiert. »Ich wiederhole: Ich befehle dir, dich zu ergeben und ruhig zu verhalten. Weiterhin fordere ich dich auf, mir im Namen der GFII die Dimensionsbombe zu übergeben.«

Ich spüre einen stechenden Schmerz. Es ist Laura, die mir ihren Finger in die Seite stößt. »Was ist?«

»Der Professor«, flüstert sie und nickt in seine Richtung.

»Er ist tot«, antworte ich. »Oder etwa nicht?«

Dann sehe ich die Einschlagstelle des Schusses – nicht etwa im weißbekittelten Rücken des Professors, sondern in der Wand hinter ihm. »Wenn dort der Einschuss zu sehen ist, dann wurde der Professor gar nicht getroffen«, fällt es mir endlich auf, und tatsächlich liegt der Professor zwar noch auf dem Boden, ist aber wach und sichtlich geschockt. Er schaut irritiert zwischen Mana, uns und Akon hin und her.

»Ich wiederhole ein letztes Mal«, sagt Akon, und langsam fällt mir auf, was anders an ihm ist, »ich befehle dir, dich zu ergeben und ruhig zu verhalten. Weiterhin fordere ich dich auf, mir im Namen der GFII die Dimensionsbombe zu übergeben.«

»Dafür muss ich das Teil wohl erstmal hier ausbauen, oder?«, fährt Mana ihn an.

Und dann fällt es mir auf: »Ich verstehe ihn.«

»Was?«, fragt Laura und sieht mich an.

»Merkst du es nicht? Akon spricht unsere Sprache.«

Ihre Augen weiten sich, »Dann muss er auch so einen Transkriptor haben!«

»Mana, gib ihm die Sternkugel nicht, hörst du?«, ruft der Professor Mana zu.

»Schweig, Erdenmensch! Laut §24G des IRzKG ist es dir untersagt, dich in Angelegenheiten des Raumbundes einzumischen. Mana, händige mir sofort die Dimensionsbombe aus«, erklärt Akon. Bis auf den letzten Satz verstehe ich nur Bahnhof.

»Ach ja?«, antwortet der Professor, richtet sich auf und dreht sich zu Akon um. »Davon habe ich noch nie gehört. Was glaubst du, wer du bist, hier einfach so reinzuplatzen?«

Aus dem Augenwinkel schaut der Professor zu mir, als wolle er mir etwas mitteilen.

»Benjamin, der Professor, er lenkt ...«

»... ihn ab!«, vervollständige ich Lauras Erkenntnis.

Aber warum? Was verlangt er von uns? Akon gerät tatsächlich durch das aufmüpfige Verhalten des Professors aus dem Takt und ist gerade im Begriff, dem Professor zu antworten. Ich sehe die Chance, und ohne, dass ich ein Für und Wider abwägen kann, setzen sich meine Beine in

Bewegung und ich stürme auf Akon zu. Ich springe über den ohnmächtigen Typen neben uns. Der Knall, den ich beim Landen mache, lenkt Akons Aufmerksamkeit auf mich. Durch das Visier seines Helmes kann ich eine verwunderte Miene in dem faltigen Gesicht erkennen, die sich kurz darauf in Wut verzerrt. Manche Momente, so kurz sie auch sind, fühlen sich an wie Ewigkeiten. Ich habe das Gefühl, alle Zeit der Welt zu haben und auf alles reagieren zu können. Ich nehme den Professor wahr, wie er mir hinterherblickt. Ich nehme Mana wahr, wie sie noch immer die Sternkugel ausbaut oder zumindest so tut als ob, und ich nehme Laura wahr, die hinter mir steht und die Hände vor den Mund schlägt.

Dann nehme ich Akon wahr. Nicht seine Persönlichkeit, sondern seinen Körper. Mit voller Wucht renne ich in ihn hinein und wir scheinen gute drei Meter durch den Raum zu fliegen, um dann in einer Reihe Stühle zu landen. Erst mit dem Aufprall bewegt sich die Zeit wieder in normalen Bahnen.

Wir kämpfen.

Es sieht sicher nicht so spektakulär aus, wie es sich anfühlt. Ich versuche, ihn festzuhalten, aber glitsche dabei immer wieder von seinem regennassen Anzug ab. Dennoch schaffe ich es schließlich, seine Arme auf seine Brust zu pressen, während ich auf ihm sitze. Akon ist schwächer als erwartet. Er versucht, mich mit seinen Knien in den Rücken

zu treten. Ich arbeite daran, einen seiner Arme dazu zu verwenden, ihm die Luft abzuwürgen. Da er immer noch den Helm trägt, funktioniert es nicht.

»STOPP!«

53

Ich halte inne. Akon auch. Welche Wirkung ein lautes und bestimmtes »Stopp« hat, ist faszinierend. Die Wirkung wird nur noch dadurch verstärkt, dass Laura bei ihrem Ausruf Akons Waffe in der Hand hat und sie auf uns richtet.

»Hört auf!«, schreit sie.

Ich blicke auf und in den Lauf der Waffe. Akon muss seinen Kopf nach hinten verrenken, um es mir gleichzutun. Er versucht, die Situation zu nutzen und sich wieder zu befreien, aber ich kann ihn ohne Probleme unten halten.

»Mana, hast du endlich die scheiß Sternkugel?«, ruft sie zur Bühne, hört aber nicht auf, uns zu fixieren.

Doch es kommt keine Antwort.

»Mana?«

Wir können sie nirgends sehen. Laura und ich gucken uns verwirrt an.

»Dummköpfe«, höre ich Akon gedämpft hinter seinem Helm.

»Ich glaube, ich habe sie durch den Seiteneingang weglaufen sehen«, sagt der Professor, der ein kleines Stück hinter Laura steht.

»Und die Sternkugel? Was ist damit?«, fragt Laura aufgeregt, aber ohne die Waffe von uns zu richten. »Ist die Sternkugel noch da?«

Der Professor geht zum Bühnenrand und ruft: »Nein, sie hat sie mitgenommen.«

»Dann ist doch alles gut, oder?«, keuche ich, während ich langsam wieder zu Atem komme und das Adrenalin nach und nach in meinem Körper verklingt.

»Nichts ist gut«, sagt Akon. »Ich nehme euch fest wegen Beihilfe zum Diebstahl der Dimensionsbombe durch die gesuchte Schwerverbrecherin Mana.«

Laura fuchelt kurz mit der Waffe. »Du nimmst hier niemanden fest, verstanden? Schließlich liegst du auf dem Boden und ich habe hier die Waffe. Wenn hier jemand jemanden festnimmt, dann bist das sicher ... nicht ...«

Laura hält inne.

»Was ist los?«, will ich wissen.

»Was soll das heißen?«, fragt Laura Akon. »Was soll das heißen, festnehmen?«

»Mein Name ist Akon Telo, ich wurde von der GFII ausgesandt, um die Schwerverbrecherin Mana ausfindig zu machen«, sagt Akon noch immer auf dem Boden und unter meiner Kontrolle.

»Ich verstehe kein Wort. Was erzählst du uns hier?«, fragt Laura.

Akon atmet schwer durch. »Ich bin ein Weltraumpolizist.«

»Du bist was?«, frage ich ungläubig. »Das glaubst du doch wohl selbst nicht!«

Warum erzählt uns jedes Alien den gleichen Mist? Wenn mich das nächste Mal jemand fragt, was ich so mache, sage ich einfach, ich bin Weltraumpolizist.

»Und ihr habt Mana geholfen, in den Besitz der Dimensionsbombe zu kommen. Damit macht ihr euch des Mitverbrechens schuldig.«

»Ich glaube ihm nicht«, sagt Laura, aber ihre Haltung scheint etwas zurückhaltender zu werden.

»Beweis es!«, verlange ich von ihm.

»Ihr verschwendet meine Zeit. Wer weiß, wie weit Mana bereits mit der Bombe ist.«

»Die Zeit wirst du dir wohl nehmen müssen, Freundchen«, sagt Laura. »Schließlich behauptest du hier, dass wir, ohne es zu wissen, die ganze Zeit auf der falschen

Seite standen. Und ich möchte hier mal anmerken, dass der angeblich Gute, also du, mehrfach versucht hat, uns umzubringen.«

»Ja, das stimmt. Das Loch da hinten in der Wand qualmt immer noch«, steuere ich bei.

»Mir blieb keine andere Wahl. Wir sind bereits seit längerem hinter Mana und dem Rest der Bande her.«

»Der Bande?«

»Ich erkläre euch alles Wichtige später. Aber könntest du aufhören, mich auf den Boden zu drücken?«, verlangt Akon.

Ich gucke den Professor und Laura an. »Was meint ihr?«

Laura tritt von einem Bein auf das andere. »Okay, wir haben ja immerhin noch seine Waffe. Das sollte also gehen.«

»Genau«, pflichtet Akon ihr bei. »Wenn ihr kooperiert und die Geschichte hier doch noch gut ausgeht, kann ich eure Festnahme vielleicht unter den Tisch fallen lassen. Also lass mich los!«

Ich überlege und löse dann meinen Griff. Akon entspannt sich. Ich steige von ihm herunter und suche bei Laura und seiner eigenen Waffe Schutz. Akon steht schließlich auch auf und drückt einen Knopf an seinem Helm. Dieser gibt ein kleines Zischen von sich. Er nimmt den Helm ab und wir können zum ersten Mal seinen ganzen Kopf sehen. Seine Haut ist dunkelblau und faltig und auf seiner Glatze befindet sich ein breiter Streifen, der

von seiner Stirn auf seinen Hinterkopf führt und ein wenig blaugrün zu leuchten scheint.

»Also noch einmal: Mein Name ist Akon Telo. In euren Worten bin ich eine Art Weltraumpolizist und verfolge seit einigen Wochen die Schwerverbrecherin Mana. Sie muss sich vor Gericht wegen Raubes und Tötung in diversen Fällen verantworten. Außerdem ist sie Teil einer kriminellen Bande.«

»Sowas Ähnliches hat Mana auch behauptet, aber eben andersherum«, sage ich. »Kannst du deine Version beweisen?«

Akon deutet auf seine Uniform. »Ich trage die Kleidung und besitze die Dienstwaffe der GFII, die ihr gerade auf mich richtet. Wollt ihr etwa noch meine Dienstmarke sehen?«

Laura und ich gucken uns an. »Ja, das wäre nicht schlecht. Zeig mal!«, sagt Laura und fuchelt mit der Waffe rum.

Akon tippt etwas in ein Gerät, das er am Unterarm trägt. Ich erwarte, dass dort ein blau schimmerndes Hologramm erscheint. Aber er hält uns nur seinen Unterarm hin. Darauf zu sehen ist ein kleiner, flackernder Monitor mit einem Porträt von Akon und vielen Zeichen einer Schrift, die ich noch nie gesehen habe.

»Ich kann kein Wort lesen. Außerdem ist da ein fetter Sprung im Glas«, sagt Laura.

»Das ist eure Schuld. Durch die Wucht des Aufpralls muss mein Multi beschädigt worden sein. So, kann ich jetzt meine Waffe wiederhaben? Die wird euch eh nichts nutzen, die funktioniert nur, wenn ich sie halte.«

»Was?«, fragt Laura verblüfft. »Ist da etwa ein Biosensor oder sowas drin?«

Akons Hand schnappt nach vorn, und Sekundenbruchteile später ist die Waffe wieder in seinen Händen und sie beginnt direkt an einigen Stellen wieder zu leuchten. Was er an Kraft vermissen lässt, macht er eindeutig durch Geschick wieder wett.

»Biosensor? Nein, die Waffe benötigt ein Signal meines Handschuhs, um funktionieren zu können. Ist zuverlässiger«, erklärt er, während er seine Waffe kurz inspiziert und sie dann wegsteckt. Er tippt etwas in das Gerät auf seinem Unterarm, sein Multi. »Mist, das hat mir gerade noch gefehlt.«

»Was ist los?«, will Laura wissen.

»Das Multi hat zu viel Schaden abbekommen. Ich kann Manas Gravitationsfaltung nicht mehr orten. Ihr müsst mir sagen, wo sie hin ist.«

»Wie gesagt, sie ist durch den Seiteneingang gerannt«, sagt der Professor.

»Und mehr wissen wir auch nicht«, sage ich. »Wir können doch nicht die letzte Woche einer Weltraumkriminellen geholfen haben.«

»Habt ihr aber. Ich werde nun gehen. Ich muss meine Ausrüstung erneuern und nach Mana suchen, bevor sie größeren Schaden anrichtet.«

Akon dreht sich um, setzt seinen Helm wieder auf und macht sich auf den Weg, den Saal zu verlassen.

»Der Notrufsender!«, fällt Laura ein. »Sie hat doch diesen Notrufsender aus der Polizeiwache geholt.«

»Stimmt. Sie wollte, nachdem wir die Sternkugel hier rausgeschafft haben, einen Notruf absetzen und dann auf ein Rettungsschiff warten.«

»Das ist nicht gut.« Akon dreht sich um. »Das bedeutet, dass ich maximal noch zwei bis vier Stunden Zeit habe.«

»Mana meinte, es seien nur ein bis zwei Stunden«, korrigiert Laura ihn.

Akon denkt nach. »Unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich. Dann muss ich mich beeilen.«

»Wir kommen mit«, sagt Laura und zerrt mich am Arm.

Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Eigentlich weiß ich gerade gar nicht, was ich denken soll. Wegen mir könnte gerade der ganze Planet untergehen. Nur durch meine Hilfe und meine Dummheit.

»Kommt nicht in Frage«, antwortet Akon. »Ihr haltet mich nur auf.«

»Das glaube ich kaum«, sagt Laura. »Wir sind schon ein bisschen länger hier auf diesem Planeten und haben schließlich die letzten Tage mit dem kleinen

Miststück verbracht. Das sind wir dir schuldig. Wir helfen dir und bringen die Sache zu Ende.«

Laura. Was hat diese Frau, die im Grunde noch ein Mädchen ist, nur so erwachsen werden lassen?

Akon gibt ein brummendes Geräusch von sich. »Okay. Kommt mit, aber steht mir nicht im Weg und tut genau das, was ich euch sage, kapiert?«

»Kapiert!«, sagt Laura und zerrt mich am Arm. »Nun sag doch auch endlich mal etwas, Mann!«

Stimmt. Ich sage gar nichts mehr. Ich denke nur daran, was in den letzten Tagen passiert ist. Der Absturz. Die Flucht vor der Polizei in der Nacht. Die Kämpfe und die Flucht vor Akon, der nun unser Verbündeter sein soll. Und immer wieder an Mana in ihrem gelben Sommerkleid. Sie soll uns die ganze Zeit über angelogen haben? Kann das überhaupt sein? Aber wenn sie wirklich die gesuchte Verbrecherin ist, was hätte sie denn sonst tun sollen? Sie hat Menschen angegriffen und sogar jemanden getötet. Und trotzdem haben wir ihr einfach geholfen. Ich hätte das Misstrauen, das wir Akon entgegengebracht haben, ihr entgegenbringen müssen. Es ist meine Schuld. Wegen mir könnte die gesamte Menschheit in wenigen Stunden dem Untergang geweiht sein.

»Hallo? Erde an Benjamin. Kommst du jetzt mal bitte ein bisschen klar mit deinem Leben!«, schreit Laura mich an.

»Was?«, bringe ich heraus.

»Du. Sollst. Klar. Kommen!«, schreit sie mich Wort für Wort an, und ich weiß, dass sie recht hat. So wie sie immer recht hat. »Ich mache mir auch Vorwürfe, klar? Das hilft jetzt aber nicht.«

Ja, ich bin wieder klar. Ich habe jetzt die Gelegenheit, das, was ich falsch gemacht habe, wieder geradezubiegen.

»Also los! Professor, Sie brauchen uns nicht zu begleiten. Aber Sie müssen trotzdem aus dem Gebäude gehen, vielleicht ein bisschen weiter. Nehmen Sie die verbliebenen Leute mit. Wenn Sie aus dem Radius des Raumschiebers gelangt sind, befinden Sie sich wieder in der echten Welt, was ein wenig Kopfschmerz verursacht, ist aber nicht schlimm. Akon, wie groß ist der Radius, den der Professor verlassen muss?«

»Richtig, der Raumschieber ist noch aktiv.« Akon geht ein paar Schritte zur Seite und betätigt ein Gerät an seiner Hüfte. Ein Flirren umgibt ihn und kurz darauf beginnt der Kopfschmerz. »Ich habe ihn deaktiviert. Die Kopfschmerzen werden gleich vergehen.«

Der Professor hält sich die Schläfe und nickt. »In Ordnung. Ich wünsche euch viel Glück.«

Auch ich nicke. »Danke.«

Ich sehe Laura an. In ihren Augen kann ich Tränen sehen. Dann bemerke ich, dass auch ich nur noch verschwommen sehen kann. Ich wische mir die Augen mit meinem Unterarm ab. »Also los!«

Eine viertel Stunde später stehen wir in einer Gasse vor einer Mauer und kommen nicht weiter. Immerhin hat der Regen etwas nachgelassen.

»Und nun?«, frage ich. »Haben wir uns verlaufen?«

»Nein«, sagt Akon und versucht, auf seinem defekten Multi etwas einzutippen.

»Hast du vergessen, wo du dein Schiff abgestellt hast, Akon?«, fragt Laura und klopft an die Mauer.

Dann gibt sein Multi ein kleines Piepsen von sich. »Geschafft!«

Die Mauer vor uns beginnt zu wabern und verschwindet plötzlich. Kurze Zeit sehe ich auf meinem inneren Auge ein Nachbild wie auf einem alten Röhrenfernseher, der gerade ausgeschaltet wurde.

»Virtueller Sichtschutz mit Materieinterface«, erklärt Akon. »Oder meint ihr, ich kann einfach so ein Raumschiff mitten in der Stadt abstellen, ohne dass hier gleich ein riesen Chaos entsteht? Los kommt!«

Akon geht vor. Wir folgen. Wir befinden uns auf dem Hinterhof irgendeiner Baufirma. Es liegen ein paar leere Holzpaletten gestapelt in der Ecke. Auf anderen befinden sich mit Folie ummantelte Baustoffe, die ich nicht genauer erkennen kann. Sie machen allerdings keinen frischen

Eindruck auf mich. Außerdem steht mitten auf dem Hinterhof ein vier Meter hohes Raumschiff.

»Ja, das würde auf jeden Fall Aufmerksamkeit erregen«, sagt Laura. »Was ist mit den Leuten, die hier arbeiten. Fällt denen das nicht trotzdem auf?«

»Nach meinen Untersuchungen arbeitet hier niemand.«

Akon hält sein Multi an die Seite des Schiffes. Es zischt und eine Tür gleitet auf.

»Dieses Schiff ist locker zehnmal so groß wie das von Mana«, merke ich an, als ich Akon durch die Tür folge.

»Dies ist ein Kleingleiter der B-Klasse. Für mehr hat es erstmal nicht gereicht. Damit verfolge ich Mana seit einigen Wochen. Sie benutzt eine umgebaute Fluchtkapsel.«

Der Innenraum ist zu meiner eigenen Enttäuschung eher unspektakulär und erinnert an eine Garagenwerkstatt anstatt an ein außerirdisches Raumschiff. Es gibt eine kleine abgetrennte Fliegerkabine mit zwei Sitzen. In dem Teil, in dem wir uns befinden, stehen einige Regale, die mit technischem Krimskrams gefüllt sind. Eine Werkbank voller Papiere und Werkzeug steht in einer Ecke. Kabel gucken an allen Enden heraus, und ich frage mich, ob das wirklich ein Raumschiff ist oder nur ein schäbiger Wohnwagen, der kunstvoll umgebaut wurde.

»Warum sieht es hier aus wie Kraut und Rüben?«, will Laura wissen und hebt irgendein rundes Metallteil hoch.

»Lass das liegen! Fasst am besten nichts an. Wie gesagt, B-Klasse. Darauf ausgelegt, bis zu zwei Mann über eine längere Zeit auf einen Einsatz zu entlassen. Ausgestattet mit vielen Möglichkeiten der Wartung und Reparatur von Einsatzwerkzeugen und einer kleinen Schlaf- und Regenerationskammer. Ist eher was für Bastler.«

Während Akon uns das alles erklärt, schaltet er einen Monitor an, auf dem unverständliches Zeug zu sehen ist.

»Okay, das ist gut«, sagt er, als er prüfend auf den Monitor sieht. »Mana hat das Notrufsignal noch nicht abgesetzt.«

»Aber warum nicht?«, fragt Laura. »Ergibt das einen Sinn?«

Akon tippt auf dem Bildschirm herum. »Ja und nein. Ich nehme an, dass sie sich versteckt und abwartet, bis die Luft ihrer Meinung nach rein ist. Aber da kann sie lange warten.«

»Also haben wir Zeit?«, frage ich.

»Nein, nicht viel mehr als vorher.«

Laura und ich nicken. Akon stützt seine Arme auf die Werkbank und sieht uns dann eindringlich an.

»Eines müsst ihr noch wissen. Euch ist sicher ihr Faltring aufgefallen.«

»Faltring?«

»Das, was sie um den Hals trägt.«

»Ja, ich habe versucht es abzunehmen, als ich sie gefunden habe und sie bewusstlos war. Das Teil war sehr

eng, so als ob es den Anzug und Mana irgendwie miteinander verklebte«, erinnere ich mich.

Akon nimmt sein defektes Multi von seinem Unterarm und legt es auf eine Werkbank. Er geht zu einem der Regale und nimmt sich ein neues, das er sich nach genauerem Betrachten umlegt.

»Mana ist nicht das, was ihr glaubt. Also im physikalischen Sinne. Sie nutzt einen Faltring, um ihre Körpermaße an ihr Schiff anzupassen.«

»Soll das heißen, dass Mana sich mithilfe dieses Faltrings geschrumpft hat?«, fragt Laura.

»Sozusagen. Der Faltring lässt sie aussehen wie ein Kolan. Eigentlich eine ziemlich nette kleine Rasse, die gern Handel betreibt. Um es kurz zu machen: Der Faltring nutzt künstliche Gravitation, um Masse im Raum zu falten und neu anzuordnen. Bis auf den Ring selbst eine perfekte Tarnung.«

Die Bombe, der Raumschieber und nun dieser Faltring. Und immer wieder höre ich Gravitation hier, Gravitationswellen da. Ich habe gelesen, dass Wissenschaftler Forschung zu dem Thema betreiben, und als Gravitationswellen nachgewiesen wurden, ging das durch die Nachrichten, als ob es ein Meilenstein der Geschichte wäre. Sollte dieses ganze Dimensionsgefalte auch uns bald möglich sein?

»Und was für ein Alien ist Mana dann eigentlich?«, unterbricht Lauras Frage meine Gedanken. »Ich meine, sie hat uns also nicht nur mit ihrem Vorhaben angelogen, sondern auch mit ihrem Erscheinungsbild.«

»Sie gehört einer Rasse an, die als Gra' Tik registriert ist. Intelligent, aber nicht gerade rechtschaffen. Und sie können eine Körpergröße von bis zu sechs Metern erreichen.«

Laura und mir weiten sich die Pupillen. »Sechs Meter?!«

»Richtig. Wenn wir Glück haben, erwischen wir sie in ihrer Kolan-Form. Dann haben wir eventuell leichtes Spiel. Der Nachteil ist, dass sie jetzt sehr klein ist und sich gut verstecken kann.«

Akon steckt seine Waffe in einen Adapter, der ein surrendes Geräusch von sich gibt, das nach und nach höher wird. »Euch kann ich leider keine Waffen geben«, sagt er.

»Was? Warum nicht?«, fragt Laura. »Dann sind wir ihr ja schutzlos ausgeliefert.«

»Alle Dinge hier nutzen Technologien, die der euren weit voraus sind. Es ist nicht nach Vorschrift, euch sowas auszuhändigen. Ihr seid im Vergleich zu den Völkern, die dem Großen Bund angehören, noch sehr rückständig.«

»Ja, danke, haben wir schon verstanden. Und was sollen wir dann machen?«, sage ich.

»Ihr habt darauf bestanden mitzukommen. Versucht also einfach, nicht zu sterben und mir nicht im Weg zu stehen.«

»Danke für diese weisen Worte«, sagt Laura.

»Der Faltring, den Mana trägt, strahlt aufgrund seiner Gravitationschwingung ein Energiefeld aus. So konnte ich Mana bisher orten. Der Sensor in meinem Multi reagiert darauf und zeigt mir so die Richtung an. Je stärker die Schwingung, desto genauer das Signal«, erklärt Akon und geht zum Ausgang seines Schiffs. »Kommt.«

Wir steigen aus dem Schiff und Akon hält sein neues Multi an die Konsole im Rumpf. Mit einem Zischen schließt sich die Tür. Wir verlassen den Hof durch die Gasse, durch die wir reingekommen sind. Akon schaltet die digitale Wand ein und ich spüre, dass nun der wohl schlimmste Teil ansteht.

56

»Sag mal, wenn wir jetzt mit dir hier durch die Stadt ziehen, werden die Leute nicht misstrauisch?«, fragt Laura.

»Vielleicht«, antwortet Akon. »Bisher ist aber noch nichts vorgefallen.«

»Naja, ein bisschen siehst du aus wie ein Motorradfahrer. Das geht also, denke ich«, sage ich und deute von oben nach unten auf seine Uniform. »Außer natürlich, die Leute schauen dir genauer ins Gesicht.«

»Dann vermeiden wir Menschen, so gut wir können.« Akon tippt auf seinen Unterarm. »Wir müssen da lang«, sagt er und schwenkt seinen Arm grob in eine Richtung.

Der Bereich, den er dabei abdeckt, umfasst weit über neunzig Grad.

»Wow, das ist wirklich sehr ungenau«, merkt Laura an.

»Solange Mana den Anzug trägt, haben wir immerhin eine grobe Ortung«, antwortet Akon und macht sich auf den Weg.

Wir folgen. Die nächsten zwanzig Minuten torkeln wir wie orientierungslose Touristen durch die Stadt. Ab und an korrigieren wir unsere Richtung in der Hoffnung, Mana ein Stückchen näherzukommen.

»Wird das Signal denn wenigstens besser? Also wissen wir, dass wir richtig sind?«, fragt Laura.

»Das kann ich so nicht sagen. Die Schwingungen des Faltringes sind zu schwach, als dass man die Entfernung präzise einschätzen könnte«, antwortet Akon, während er gerade eine neue Richtung auslotet.

»Ah, ich verstehe«, sage ich und Laura guckt mich fragend an. »Das ist wie bei der Bassbox einer Surround-Anlage. Da ist es egal, wo man die hinstellt. Der Bass wird eher vom Körper gespürt als vom Ohr gehört und kann nicht richtig geortet werden.«

»Was auch immer so eine Surround-Anlage ist«, sagt Akon, »die Erklärung stimmt ganz gut. In dem Fall bedeutet das: je stärker die Frequenz beziehungsweise die Stärke der Schwankung, desto genauer das Signal.«

»Ist ja gut, habe ich verstanden. Wo müssen wir also lang?«

»Die Straße runter und dann vielleicht rechts«, erklärt Akon und setzt sich wieder in Bewegung. Dann bleibt er plötzlich stehen und ich wäre fast in ihn reingerannt.

»Was ist los?«

»Das Notsignal. Sie hat es ausgelöst. Sie muss ein Versteck gefunden haben. Wir haben also vielleicht nur noch etwas über eine Stunde Zeit, bis das Rettungsschiff landet und sie sich auf den Weg macht.«

»Aber wenn ihr die Flucht gelingt, dann ist doch die Erde aus dem Schneider, oder nicht?«, merkt Laura schnippisch an.

Akon dreht sich um und packt Laura an den Schultern. Sein Gesicht kriecht fast in ihres, und hätte er kein Visier an seinem Helm, könnte sie Akons Atem spüren.

»Wenn sie mit der Dimensionsbombe fliehen kann, was glaubst du passiert dann? Meinst du, sie bringt sie in ein Museum für Waffentechnik? Nein, sie gehört zu einer Bande, die solche Waffen an den Meistbietenden verkauft, und diese Käufer haben durchaus den Drang, diese Waffen einzusetzen. Wenn nicht euer Planet draufgeht, dann ist es ein anderer. Verstanden?«

Luras Mund geht auf und zu wie bei einem Fisch. Dann nickt sie.

»Gut«, sagt Akon und dreht sich wieder um. Er prüft kurz das Signal und geht dann weiter.

»Das hätte er auch freundlicher sagen können«, murmelt sie.

Ich lege ihr eine Hand auf die Schulter. »Naja, verständlich ist das schon. Schließlich laufen wir ihm nur hinterher und stellen dumme Fragen.«

Ich spüre, wie ein großer Tropfen, der eigentlich Lauras Schulter treffen sollte, auf meine Hand fällt. Es fängt wieder stärker an zu regnen. Ich gucke in den Himmel. »Oh, das sieht nicht gut aus.«

Auch Laura und Akon richten ihren Blick nach oben und entdecken, dass aus dem grauen Himmel eine schwere Regenfront geworden ist.

»Das war ja klar«, sagt Laura.

»Der Regen auf eurem Planeten ist nicht giftig oder säurehaltig, richtig?«, will Akon wissen. Wir sehen ihn verwundert an.

»Nein«, sage ich, »aber Regen nervt und macht die ganze Nummer hier sicher nicht leichter. Vor allem, weil wir hier nur im T-Shirt rumstehen und keine komplette Schutzkleidung tragen wie du.«

»Regen, der nervt, ist okay. Wir gehen weiter. Auf Nelala wären wir jetzt nicht einmal mehr Skelette, sondern nur schäumende Pampe.«

»Na, ein Glück, dass wir nicht auf Nelala sind«, blubbert Laura in sich hinein, und ich denke mir, dass Nelala eine interessante Alternative zu dieser Situation wäre.

Einige Minuten später stehen wir an einer Kreuzung. Akon prüft wieder das Signal. Wir sind inzwischen pitschnass. Er stößt ein unverständliches Wort aus, welches aber vom Klang her ein sehr unanständiger Fluch sein muss. Irgendetwas ist nicht in Ordnung.

»Was ist passiert?«, fragt Laura.

»Das Signal ist weg.« Akon tippt auf seinem Multi rum.

»Was soll das heißen, es ist weg?«

»Weg eben. Sie muss ein Versteck gefunden und ihren Faltring abgenommen haben. Faltring aus: Signal weg.«

»Und jetzt?« Ich gerate leicht in Panik. »Heißt das, wir können sie nicht mehr finden?«

»Vielleicht doch. Das Deaktivieren des Faltrings bewirkt auch, dass er kurzzeitig ein sehr starkes Signal abgibt.«

»Na klar« springe ich ein, »denn die vom Ring gestauchte Masse entfaltet sich und das verursacht ein stärkeres Gravitationssignal.«

»Genau«, Akon tippt weiterhin in sein Gerät, »und das war vor etwa zwei Minuten. Der Sensor zeichnet die Daten der letzten Stunden auf.«

»Aber das bedeutet auch, dass wir sie nun leichter orten können, oder?«, fragt Laura. Ihre Haare sind inzwischen

klatschnass und kleben zusammen mit ihrem Haarband an Nacken und Schultern.

Wir befinden uns vor einem Dönerladen. Akon fuchelt an seinem Unterarm rum, und die Leute im Laden beobachten uns, wie wir im Regen stehen, während sie drinnen an ihren türkischen Pizzen und Dönern kauen.

»Das ist richtig«, sagt Akon, »und das Signal kam ziemlich genau aus dieser Richtung. Hoffen wir, dass sie sich nun nicht mehr weiterbewegt. Sonst haben wir sie verloren.« Er zeigt mitten durch die Häuser auf der anderen Straßenseite. »Die Genauigkeit liegt bei einem Winkel von unter sechs Grad, und die Entfernung ist zwischen vierhundert und achthundert Metern.«

Laura holt ihr Handy raus. »Okay, dann schauen wir mal.«

»Was machst du?«, will ich wissen.

»Google Maps«, sagt sie und tippt, während sie versucht, das Display vor dem Regen zu schützen. »Okay, rüber auf die andere Seite, dann«, beginnt sie und hält inne. »Ach, folgt mir einfach!«

Wir machen uns auf den Weg über die Straße.

»Sag mal, Akon,« beginnt Laura, »wenn Mana den Faltring abgenommen hat, dann ist sie doch jetzt in ihrer ursprünglichen Form, oder?«

»Das ist richtig.«

»Und du sagtest, sie sei über sechs Meter groß.«

»Ja, die Durchschnittshöhe eines ausgewachsenen Gra' Tiks liegt bei rund sechs Metern. Ich sage das ungern, aber sie ist sehr gefährlich. Auch wenn sie keine Schusswaffen bei sich trägt.«

Laura bleibt stehen und dreht sich zu uns um. »Aber sie kann jetzt keine Säure spucken oder sowas?«

»Nein, aber sie hat Krallen, Dornen, und Kieferzangen, und die sind scharf. Außerdem ist sie ziemlich flink im Verhältnis zu ihrer Körpergröße.«

»War ja klar, warum sollte sie auch fett und langsam sein?«, sagt Laura und zeigt die Straße runter. »Da lang, vielleicht noch zweihundert Meter, dann sind wir in dem Bereich, den du gemeint hast.«

Wir gehen weiter. Irgendwie kommt mir der Gedanke, dass sich die ganze Situation epischer anfühlen sollte, als sie es tut. Es kommt mir vor, als wären wir kurz vor dem Endkampf einer letzten, entscheidenden Schlacht. Aber eigentlich fühle ich mich nur erschöpft. Ich bin müde und durchnässt und friere. Ich will, dass das alles hier vorbei ist. Und ich will, dass die Sache gut ausgeht. Und dann will ich nach Hause. Immerhin passt der Regen zur Situation. Fühlt sich aber auch nicht episch an. Stattdessen kleben mir die Klamotten auf der Haut und ich frage mich, ob mein Handy noch funktioniert.

»Hier«, stoppt uns Akon, und wir halten an.

Wir stehen vor einem Bauzaun.

»Hier? Das ist eine Baustelle«, sagt Laura und versucht den Bereich zu überblicken.

»Kein Zutritt für Unbefugte«, lese ich das Schild vor, das an dem Zaun befestigt ist.

Akon schaut mich an. »Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, dass dies ein gutes Versteck ist. Was wird hier überhaupt gebaut? Eine Tiefgarage oder sowas?«, frage ich, als ich einen Eingang zu einem Tunnel erblicke.

»Eine U-Bahnstation«, sagt Laura. »Hier entsteht die Station Münsterring der neuen H-Linie, welche die A- mit der F-Linie verbinden soll. Steht hier auf dem Schild.«

»Sollten dann hier keine Bauarbeiter sein?«, frage ich. »Es ist schließlich mitten in der Woche.«

»Wenn sich hier Menschen aufgehalten haben, sind sie wahrscheinlich tot oder geflüchtet, als Mana ihre Form geändert hat«, sagt Akon trockener, als mir lieb ist.

»Vielleicht arbeitet auch keiner wegen des Unwetters«, versuche ich mir die toten Bauarbeiter aus dem Kopf zu reden.

»Möglich. Wir müssen rein und Mana sicherstellen«, sagt Akon und sieht sich um, um einen Eingang auf das Gelände zu finden.

»Und mit sicherstellen meinst du was?«, fragt Laura, die gerade versucht, den Bauzaun aus einem Betonzylinder zu heben. Ich helfe ihr.

»Wir werden sie töten«, sagt Akon.

Mana töten. Ich weiß nicht, ob mir das gefällt. Sie war doch gar nicht so schlecht zu uns. Manchmal sogar richtig nett, auch wenn sie oft genervt hat. So richtig begreife ich das immer noch nicht, dass sie hier die Böse sein soll und nicht Akon. Ein bisschen habe ich immer noch das Gefühl, als spielten wir in diesem Moment auf der falschen Seite.

Wir heben den Zaun aus seinem Betonblock und klettern durch die Öffnung. Nachdem ich als Letzter durchgegangen bin, ziehe ich ihn wieder so zu, dass er nicht gleich Aufmerksamkeit erregt.

»Kannst du jemanden sehen?«, fragt Laura mich.

Ich blicke mich um. »Nein, niemanden.«

»Wir sollten trotzdem mit Vorsicht agieren. Wir wissen nicht, wo sich Mana genau versteckt und ob sie uns bereits beobachtet«, flüstert Akon.

»Er hat Recht«, flüstert Laura. »Sollen wir dort anfangen? Das sieht aus wie der Eingang nach unten zur U-Bahn.« Sie zeigt auf den Tunnel, den ich auch schon gesehen habe. Er besteht aus einem Baugerüst, das die unfertige Überdachung stützt, und einer halb fertigen Treppe, die bei diesem Regen wie ein modernes Wasserfallprojekt aussieht.

»Dort werden wir runtergehen«, befiehlt Akon.

»Bist du sicher? Okay ja, ihr habt wahrscheinlich Recht. Sie könnte da unten sein, aber haben wir einen Plan? Was machen wir, wenn wir unten sind?«, frage ich und sehe die beiden erwartungsvoll an.

»Wir werden Mana ausfindig machen, außer Gefecht setzen und die Dimensionsbombe sicherstellen«, antwortet Akon, als hätte er diesen Satz schon Tausende Male von sich gegeben.

»Aber das ist doch kein richtiger Plan«, entgegne ich und werde fast wütend. »Das ist doch nur das, was am Ende dabei herauskommen soll.«

»Ich fürchte«, sagt Laura, »besser als das wird es nicht. Wir werden improvisieren müssen und hoffentlich Akon nicht im Weg stehen, denn er ist hier der Typ mit der Waffe.«

»Oh Mann, das wird nicht gut ausgehen.« Ich atme einmal tief durch. »Also gut. Gehen wir.«

Wir steigen den kleinen Treppenwasserfall hinab.

57

Unten angekommen blicken wir ins Dunkel. Hinter uns hören wir das Plätschern des Regens und das Rauschen des Wassers, das die Treppe herunterfließt.

»Wieso gibt es hier kein Licht? Bauarbeiter brauchen doch auch Licht oder nicht?«, zischt Laura und macht die Taschenlampe ihres Handys an. »Da und da und da. Überall Lampen! Keine geht!«

»Sei still!«, ermahne ich sie und bin dabei natürlich auch viel lauter, als ich sein sollte. »Wenn hier keiner arbeitet,

muss hier doch auch kein Licht brennen. Ich sehe das einfach mal positiv: Wir begegnen niemandem und keiner ist in Gefahr.«

»Außer uns!«

»Ja, außer uns«, bestätige ich und schalte auch meine Handylampe ein.

»Richtig, ihr könnt nicht so gut im Dunkeln sehen«, sagt Akon und nimmt seinen Helm ab, den er dann auf dem Boden abstellt. Sein Streifen auf dem Kopf schimmert in einem blassen, blaugrünen Ton.

»Und du, Akon, du kannst im Dunkeln sehen?«, sagt Laura und fuchtelt dabei mit ihrem Licht herum.

»Siehst du das?« Akon zeigt auf seinen schimmernden Streifen. »Die Strahlen, die es aussendet, helfen mir beim Sehen. Ich kann hier also alles gut erkennen. Die meisten anderen Rassen können das ausgesendete Lichtspektrum nicht wahrnehmen.«

»Gehört das glühende Ding zu dir, oder ist das ein Gerät?«, will ich wissen.

»Das ist ein Organ. Alle männlichen Gota besitzen es. Meins ist aber besonders groß und breit.«

»Kann ich das mal anfassen?«, frage ich und strecke bereits die Hand aus.

Akon nickt. »Na gut, aber sei vorsichtig. Das ist eine empfindliche Stelle.«

Es fühlt sich samtweich an und dort, wo mein Finger darüber streicht, verringert sich kurzzeitig das Leuchten.

»Oh Gott, könnt ihr mal aufhören?«, zischt Laura.
»Können wir uns vielleicht konzentrieren?«

»Richtig«, pflichtet Akon ihr bei. »Ihr solltet eure Lichtquellen nach Möglichkeit nicht direkt nach vorn richten. Mana könnte uns so bereits auf viele Meter kommen sehen. Richtet sie sicherheitshalber also nur vor euch auf den Boden, damit ihr sicher hinter mir gehen könnt.«

Akon geht voran und wir tapsen hinterher. Das Einzige, was wir sehen, ist ein gekachelter Boden und die Führungsrillen für Blinde. Wir gehen einige Meter, dann bleibt Akon stehen. Er sieht um eine Ecke, hinter der eine weitere Treppe hinabführt.

»Okay, weiter«, sagt er und wir gehen hinunter. Unten angekommen bleibt er wieder stehen. Wir sagen nichts und warten.

»Wir befinden uns vor einer großen Halle«, flüstert Akon.
»Von Mana ist keine Spur zu sehen.«

»Kannst du Schienen oder sowas wie kleine Abgründe an den Seiten erkennen?«, frage ich.

»Ja, auf beiden Seiten. Wir können hineingehen, es sieht sicher aus«, sagt Akon und wir folgen ihm.

»Wenn sie nicht hier ist«, sagt Laura, »dann ist sie vielleicht weiter die Schienen entlang.«

»Dann haben wir ja jetzt vier Möglichkeiten weiterzugehen«, werfe ich ein. »Denn vorne und hinten müsste es doch jeweils zwei Ausgänge geben.«

Laura schüttelt den Kopf und leuchtet etwas im Raum umher. »Denke ich nicht. Seht, wir kommen aus dieser Richtung, und das Ortungsgerät hat uns von dort hierher geschickt. Also würde ich sagen, dass nur die beiden Ausgänge da hinten in Frage kommen. Außerdem sollten diese Tunnel doch in dieselbe Richtung führen oder nicht? Es fährt doch hier nur eine einzige Linie.«

»Führen die beiden Tunnel am Ende wieder zusammen?«, will Akon wissen.

»Keine Ahnung, müsste aber, wenn wirklich keine Bahn abzweigt. Warum?«

»Wenn Mana sich in einem der Tunnel aufhält und wir den falschen erwischen, dann verpassen wir sie. Wenn wir den anderen nehmen, laufen wir ihr direkt in die Arme«, erklärt Akon.

Etwas streift meinen Fuß und ich erschrecke mich, dass ich mein Handy fallenlasse. Es landet auf einer Ecke und das Licht rast wild durch den Raum. Am Ende bleibt es mit dem Display nach unten auf dem Boden liegen. Das Licht wird nun an die Decke gestrahlt und beleuchtet so indirekt den Raum. Ich sehe eine fette Ratte, die in den Schatten verschwindet.

»Bist du bescheuert?«, zischt Laura mich an, während ich mein Handy wieder aufhebe. Es hat einen Sprung im Display, funktioniert aber noch.

»Da war eine Ratte. Was kann ich denn dafür?«, rechtfertige ich mich. »Mist, mein Display ist hin.«

Als das Licht des Handys während der genaueren Untersuchung meines Displays durch den Raum läuft, fällt mir etwas auf.

»Akon, dort hinten!« Ich leuchte noch einmal in die Richtung und merke dann, dass das ja eigentlich keine gute Idee ist.

»Dort liegt etwas auf den Schienen«, sagt Akon und wir gehen näher heran.

»Was hast du gesehen, Benjamin?«, fragt Laura.

»Das Kleid. Das gelbe Kleid, das sie getragen hat.«

»Richtig, das könnte es sein. Das heißt, sie wird in diesen Tunnel gegangen sein«, analysiert Akon. »Lasst mich einen Blick hineinwerfen.«

Er klettert auf die Schienen. Wir bleiben oben auf dem Bahnsteig. Vorsichtig nähert Akon sich dem Tunnel und verschwindet dann aus unserem Lichtradius. Unser bewaffneter Anführer ist nicht mehr zu sehen, und wir stehen wie bestellt und nicht abgeholt in den Lichtkegeln unserer Smartphones. Die Zeit vergeht, es kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Vielleicht war es aber auch nur eine halbe Minute. Dann taucht Akon wieder auf. Wir atmen durch

und ich merke erst, als sie mich loslässt, dass Lauras Finger sich in meinen Oberarm gekrallt hatten.

»Da bist du ja endlich wieder!«, sagt Laura.

»Ja«, antwortet Akon. »Ich bin einige Meter den Tunnel entlang. Soweit ich sehen konnte, ist sie nicht mehr dort beziehungsweise hat ihn auf der anderen Seite verlassen.«

»Und wenn sie absichtlich eine falsche Fährte gelegt hat?«, frage ich.

»Unwahrscheinlich, dass sie bei ihrer Flucht an so etwas gedacht hat«, sagt Akon. »Aber wissen können wir das natürlich nicht. Ich schlage vor, weiter in den Tunnel hineinzugehen.«

Laura und ich nicken. Dann klettern wir hinunter zu Akon auf die Schienen. Es ist seltsam, in einem U-Bahnschacht zu stehen. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass in wenigen Minuten eine Bahn kommen müsste, die mich dann freundlicherweise mitnimmt.

Aber es kommt keine Bahn.

58

Akon weist uns an, unsere Lichter auszumachen, um nicht aufzufallen. In dem blaugrünen Schimmer, den sein Leuchtorgan abgibt, können wir nur einen kleinen Teil der Umgebung erkennen. Mit der einen Hand habe ich Akons

Schulter gefasst. Mit der anderen halte ich Lauras Hand, und so schleichen wir den U-Bahntunnel entlang.

Wir sagen kein Wort, gehen nur Schritt für Schritt weiter. Hundert Meter, dann noch einmal hundert. Wenn das so weitergeht, kommen wir einfach bei der nächsten Station wieder raus. Wie weit sind die überhaupt voneinander entfernt? Sicher doch mehr als einen Kilometer, oder? Wenn wir in dem Tempo weitergehen, wird Manas Rettungsschiff da sein, bevor wir sie gefunden haben.

Einige Meter weiter bleibt Akon abrupt stehen. Wir fallen dabei fast hin. Bevor Laura auf dem Boden aufschlagen kann, schiebe ich meinen Arm unter sie und fange sie auf. Ich helfe ihr, sich wieder aufzurichten, lasse aber nie ihre Hand los. Akon steht nur da. Ich will wissen, was los ist, traue mich aber nicht, den Mund aufzumachen. Dann dreht er sich um und kommt ganz dicht an uns heran.

»Horcht!«

Wir horchen. Unsere Köpfe sind so dicht beieinander, dass wir uns alle im grünen Schimmer von Akons Leuchtorgan sehen.

Dann kann ich es hören.

Ein schweres Atmen.

Laura sieht mich an. Instinktiv drücken unsere Hände fester zu.

Mana.

Wir hören Mana atmen. Das Geräusch kommt nicht aus nächster Nähe. Aber es ist laut genug, dass wir es hören können. Ich kann nicht genau sagen, ob es von vorne oder von hinten kommt.

Außerdem hören wir Bewegungen. Ein Kratzen. Dann ein Bröckeln.

»Ist sie das?«, flüstere ich, so leise ich kann.

Akon nickt. »Ihr könnt es nicht sehen, aber der Tunnel verzweigt sich hier«, sagt er und zeigt in die Richtung, aus der wir gekommen sind. »Aus diesem Nebentunnel hinter euch kommen die Geräusche.«

»Dann wäre es nun wirklich Zeit für einen Plan«, dränge ich.

Wir hören ein Aufatmen, ein Keuchen und wie etwas über den Boden schleift.

»Ist sie verletzt?«, fragt Laura.

»Sie war durch den Faltring lange komprimiert. Es scheint, als komme sie noch nicht völlig mit der Anpassung zurecht. Normalerweise nutzt man so etwas nur wenige Stunden. Wenn sie so mit euch gereist ist, war sie fast sieben Tage komprimiert. Das können wir als Vorteil nutzen.«

»Okay, gut. Und weiter?« Ich denke, auch wenn Mana vielleicht ein bisschen tollpatschig ist, ist das Ganze sicher noch immer gefährlich.

Akon löst etwas von seinem Gürtel, dreht daran herum und hält es zwischen uns. Es sieht aus wie ein Tennisball aus Metall.

»Das ist ein Lichtemitter. Ich habe ihn so eingestellt, dass er wie eine Blendgranate zündet. Das sollte Mana ausreichend verwirren. Zumindest für den Anfang. Nach dem Blitz wird er im Raum schweben und den gesamten Bereich erhellen. Wir müssen die kurze Zeit, in der Mana geblendet ist, nutzen, um uns die Dimensionsbombe zu schnappen. Es ist wichtig, dass ihr euch vor dem Blitz schützt, er ist wirklich sehr hell, aber ihr hört ihn. Ist das laute Geräusch vorbei, ist auch das Licht nicht mehr so stark«, erklärt er uns. Wir haben verstanden und nicken.

Ich atme durch in der Gewissheit, dass er wirklich einen Plan hat. Akon löst ein zweites Gerät von seinem Gürtel.

»Kurz nach dem Lichtemitter werde ich diesen Raumschieber aktivieren. Das kennt ihr ja bereits. Ich werde versuchen den Raumschieber in Manas Nähe auslösen zu lassen.«

Ich verstehe. »So wird ein Teil von Mana im Bereich dieses Transferlochs sein.«

»Genau. Das bewirkt, dass sie hier bereits sterben wird und keinen Schaden anrichten kann, auch wenn unsere Mission fehlschlägt. Der Radius des Raumschiebers, den wir mit der Bombe verlassen müssen, ist allerdings größer als bei den anderen. Kleinere hatte ich nicht mehr im Schiff.«

»Wie groß?«, fragt Laura.

»Ein Radius von dreihundert bis vierhundert Metern in etwa. Vielleicht ein bisschen weniger. Ich hoffe, dass durch die Erschütterung, die dabei entsteht, nichts zu Bruch geht und wir flüchten können, nachdem wir die Dimensionsbombe sichergestellt haben. Das ist übrigens eure Aufgabe«, erklärt er uns.

Wir schlucken schwer und sehen uns an.

»Okay, aber was, wenn sie den Radius verlässt?«, fragt Laura.

Akon nickt. »Wenn ich sie mit dem Transferloch treffe, werden Kopfschmerzen ihre geringsten Probleme sein. Ich werde Mana ablenken, so gut ich kann. Ich habe eine Waffe, und mit der kann ich auch umgehen.«

»Und wenn wir die Sternkugel haben, also die Dimensionsbombe, was dann?«, frage ich.

»Dann rennt ihr raus. Ihr werdet zumindest bis hier noch Licht haben. Versucht einfach, von hier zu verschwinden. Ich komme nach. Wenn alle Stricke reißen und wir uns verlieren, dann treffen wir uns bei meinem Schiff.«

Das ist also der Plan. Nun müssen wir ihn nur noch durchführen. Wir betreten vorsichtig den Gang, an dessen Ende wir auf Mana treffen werden. Obwohl wir sie deutlich hören können, müssen wir weiter hineingehen als erwartet. Entweder ist sie besonders laut oder die Akustik der Tunnel besonders gut.

Schließlich bleibt Akon stehen. Wir sind da.

Wir stecken wieder die Köpfe zusammen und Akon sagt: »Ich kann sie sehen. Der Tunnel endet hier und führt in einen Raum, der dem anderen ähnelt.«

Wir nicken und ich hoffe, dass Mana sein Flüstern nicht hören kann.

Akon hebt den Lichtemitter. Ich sehe im grünen Schimmer in Lauras Augen und sie sieht in meine. Ich kann in ihrem Blick keine Aufregung erkennen. Dann merke ich, dass auch ich keine Aufregung verspüre. Ich fühle mich wie im Inneren eines Tornados. Wir sind im Auge des Sturms namens Mana.

Völlige Windstille.

Wir gehen in Stellung und Akon wirft den Lichtemitter.

Noch bevor ich die Kugel auf dem Boden aufkommen höre, befiehlt uns Akon loszurennen. Er rennt vor und wir können uns an seinem Schimmer orientieren. Ein saurer Geruch steigt mir in die Nase. Roch es hier die ganze Zeit so oder ist das Mana?

Der Lichtemitter kommt mit einem metallenen *Klong* auf, explodiert aber nicht.

Mana muss das Geräusch gehört haben. Sie gibt ein Grunzen von sich, dann schleift wieder etwas über den Boden.

Auf einmal wird es hell. Sehr hell. Der Emitter hat sich in Bruchteilen einer Sekunde in eine gleißende Lichtkugel verwandelt. Und jetzt bemerke ich erst, dass ich vergessen habe, meine Augen zu verdecken. Vor wenigen Sekunden hat Akon es uns erklärt, und ich habe es sofort wieder vergessen. Ich sehe nichts mehr und stolpere, schlage längs auf dem Boden auf und ein starker Schmerz durchfährt meine Schulter. Wenn die gebrochen ist, bin ich nicht mehr wert als ein zappelnder Fisch am Strand.

Das Fiepen der Kugel wird vom einsetzenden Kreischen Manas überdeckt. Das klingt definitiv nicht mehr nach dem kleinen Alien, das ich vor nicht mal einer Woche am Ufer des Sees gefunden habe.

Ich versuche aufzustehen, was mir unter Schmerzen gelingt. Vor meinen Augen funkeln immer noch Punkte und Flecken von Lichtern, und ich erkenne fast nichts. Aber ich kann meinen Arm bewegen, auch wenn es etwas wehtut. Die Schulter scheint zumindest nicht gebrochen zu sein. Sehr gut.

Hoch im Raum kann ich die Lichtkugel ausmachen, die gerade ihr hochfrequenten Geräusch abgegeben hat. Sie leuchtet nun zwar den Raum aus, aber längst nicht mehr so hell wie vor einigen Sekunden.

»sina jan ike mute kin!«, kreischt Mana. Ich verstehe kein Wort und ich habe das Gefühl, dass das auch besser so ist.

»Scheiße, wo ist die Sternkugel?«, ruft Laura.

Ich sehe sie nur schemenhaft durch den Raum rennen. Sie sucht bereits nach der Bombe. Ich fühle mich nutzlos. Ich versuche, meinen trüben Blick auf die Suche nach der Dimensionsbombe zu schicken, und dann sehe ich Mana.

Eine unförmige, verschwommene Gestalt erhebt sich am hinteren Ende des Raumes. Sie schlägt um sich, aber sie ist zu weit entfernt, um jemanden von uns treffen zu können. Das Bild wird schärfer, als die funkelnden Lichtpunkte in meinen Augen langsam verblassen. Das Erste, was ich von Mana erkennen kann, sind Klauen. Braune, große, lange Klauen, die wie Sensen aus den Enden ihrer Arme kommen. Dann erkenne ich auch den Rest. Sie sieht aus wie

eine Gottesanbeterin mit aufgeblähtem Hinterteil. Obwohl Akon es angekündigt hatte, wird mir erst jetzt bewusst, wie groß sie wirklich ist. Ihr Körper besteht wie bei einem Insekt aus schwarzglänzenden Panzern. Aus den Gelenken an ihren Beinen ragen Stacheln, und in ihrem Gesicht befinden sich Dutzende rotglänzende Augen.

Sie schlägt weiter um sich und schreit uns unverständliche Beschimpfungen entgegen. Dabei zerbricht eine der sensenartigen Klauen an einem im Raum stehenden Metallträger, den sie mit voller Wucht erwischt hat. Die Klaue zersplittert und es klingt, als ob ein Riese einen Baum in der Mitte durchbricht. Und genau das ist gerade passiert. Ihre Klauen, Hörner und Zacken, die aus allen Gelenken und Enden ihres Körpers kommen, sind aus Holz.

»Es ist Holz, ihre Klauen sind aus Holz«, brülle ich.

Laura dreht sich zu mir um, sie sucht bereits angestrengt nach der Bombe. »Hast du die Sternkugel gesehen?«

»Nein, ich sehe noch nicht alles«, antworte ich und versuche, meinen Blick von der tobenden Mana abzuwenden, um mich an der Suche zu beteiligen.

Mana schlägt so unkontrolliert um sich, dass der Raum, der so etwas wie ein Lager für Züge zu sein scheint, zu bröckeln beginnt. Kacheln platzen von den Wänden, als sie mit ihren Armen dagegen kracht, und von oben regnet es Brocken von Putz und Mörtel.

Ein blau leuchtender Schuss durchfährt den Raum. Akon versucht, Mana zu treffen, aber der Schuss geht unter einem ihrer vier Beine hindurch und trifft nur die dahinterliegende Wand. Ein weiterer Schuss erwischt Mana am Bein und sprengt ein paar Holzdornen ab.

»Ich habe sie!«, ruft Laura. »Die Sternkugel, da hinten!« Sie deutet in Manas Richtung.

»Wo?«

»Neben ihr! Bei dem kleinen Häuschen!«

Tatsächlich, dort liegt sie. Direkt neben Mana. Wie sollen wir denn da rankommen?

»tenpo kama la mi utala e sina!«, kreischt Mana und hackt auf dem Boden rum, als würden wir schon vor ihr stehen. Ein schleimiges Sekret tropft von Zangen an ihrem Maul und verteilt sich auf dem Boden. Wirkt nicht gerade einladend.

»Ich locke sie von dort weg«, ruft Akon und rennt nach vorn auf Mana zu.

Manas Kopf geht suchend durch den Raum, als könne auch sie langsam wieder etwas sehen.

»Hey, hier bin ich! Ich werde dich jetzt festnehmen«, ruft Akon.

Manas Kopf schwenkt herum und fixiert ihn. Ungeschickt hackt sie nach Akon mit ihrem zerborstenen Krallenstumpf und verliert dabei kurz das Gleichgewicht.

Laura läuft zu mir. »Geht's dir gut? Was ist passiert?«

»Ich habe vergessen, meine Augen zu verdecken, als das Licht kam. Geht aber schon wieder«, sage ich.

»Trottel! Los, wir müssen zur Sternkugel kommen«, sagt sie und zerrt an meinem Arm. Ein höllischer Schmerz durchfährt wieder meine Schulter. Irgendwas muss doch kaputt sein.

Wir laufen am Rand des Raumes entlang, um uns so der Bombe zu nähern. Auf der anderen Seite schafft Akon es tatsächlich, Mana wegzulocken. Sie hackt immer wieder nach ihm, aber er ist flink und kann ihren unbeholfenen Bewegungen ausweichen. Ab und an feuert Akon einen Schuss auf Mana ab, der außer an den Holzstacheln keine große Wirkung auf ihre Panzerung zu haben scheint.

Laura und ich stehen hinter dem kleinen Häuschen. Nur wenige Meter trennen uns von der Dimensionsbombe. Sie sieht unbeschädigt aus. Kann die Bombe eigentlich aus Versehen losgehen? Ich hoffe nicht.

»Was ist das?«, sage ich und greife nach etwas auf dem Boden. Ich halte Manas Kragen in den Händen. Der Faltring, der sie in ein kleines, flauschiges Wesen verwandelt hat. Es hängen noch ein paar Reste des Raumanzugs daran.

»Benjamin! Akon hat Probleme«, schreit Laura mir direkt ins Ohr und ich lasse den offenen Ring wieder fallen. Ich sehe zu ihm und es sieht so aus, als ob Mana langsam die Oberhand gewinnt. Seine Schüsse richten nichts aus und er wird von ihr in die Enge getrieben.

»Wir müssen etwas unternehmen«, sagt Laura.

Dann wirft Akon einen kleinen Gegenstand direkt vor Manas Gesicht. Der Raumschieber. Er geht los und Manas Kopf und Teile des Oberkörpers und auch Akon selbst werden in eine Hülle aus gleißendem Licht getaucht, während die typische Vibration der Umgebung einsetzt. Dann ist alles wie vorher. Mana schreit wütend auf und schleudert Akon mit voller Wucht durch die Luft. Er knallt gegen eine der Wände, prallt ab und fällt reglos zu Boden. Mana beugt sich mit ihrem geifernden Maul über den leblos daliegenden Akon.

»Du Scheißvieh!«, brülle ich. »Du außerirdische Missgeburt!«

Sie dreht sich mit ihrem Oberkörper zu uns und starrt uns mit ihren vielen Augen an.

»Oh Scheiße«, rutscht es mir raus.

Ich renne los und versuche, mir die Bombe zu schnappen. Dabei rutsche ich auf dem glibberigen Sabber aus, den Mana vorhin hier in ihrer Tobsucht verteilt hat. Ich knalle mit der Seite auf den Boden und rutsche an der Bombe vorbei. Als ich am Boden liege, sehe ich zu Laura, die sich beide Hände vor den Mund geschlagen hat. Ich deute ihr dazubleiben und rappele mich auf. Mit hackenden Bewegungen kommt Mana auf mich zu.

Beim zweiten Versuch gelingt es mir, die Bombe zu ergreifen. Ich nehme sie an einem der Zacken und renne los. »Laura, sieh du nach Akon!«, rufe ich ihr zu.

Mana scheint von unserer Kommunikation entweder nichts zu merken oder sie zu ignorieren. Sie folgt mir und wendet Laura den Rücken zu. Die rennt los zu Akon.

Ich versuche, Mana in verschiedene Richtungen zu lenken, indem ich möglichst unvorhersehbare Haken schlage. Durch meine Rutscheinlage fällt es mir nicht leicht, da meine Füße noch immer glitschig sind von Manas Absonderungen. Ich sehe, dass Laura bei Akon angekommen ist und neben ihm kniet. Akon lebt! Er scheint ihr irgendetwas zu erklären.

»jan Benjamin o awen! mi wile utala e sina!«, schreit Mana. Meinen Namen habe ich sehr wohl verstanden, sie weiß also, wer wir sind. Kein Wunder, sie hat schließlich nur ihre Form verändert. Am Ende ist Mana doch nur das kleine, manchmal etwas zu grummelige Alien, mit dem wir durch das ganze Land gereist sind. Die Mana, die wir in unseren Rucksäcken herumgetragen haben. Die, die gegen ihren Willen ein gelbes Sommerkleidchen tragen musste. Und jetzt soll sie mich wirklich töten wollen?

Ich bleibe stehen und schreie: »Stopp!«

Mana stoppt.

Sie drückt ihre beiden Sensenarme in den Boden, nutzt sie als Stützen, von der eine bereits stark beschädigt ist, und kommt mit ihrem Kopf dicht an mich heran. So muss sich diese Frau, deren Namen ich mir nicht merken kann, in diesem Alienfilm gefühlt haben. Mana stinkt aus dem Maul, und aus nächster Nähe sehe ich nun die kleinen, ständig arbeitenden Mahlwerkzeuge.

»Mana, ich bin es. Wir finden sicherlich eine Lösung«, sage ich ihr. Ihre Augen geben eine zuckende Reflexion von sich, die ich als Blinzeln deute.

»o. pana. e. ilo. utala. tawa. mi!«, schreit sie und schleimiger Sabber fliegt mir ins Gesicht.

Mana richtet sich wieder auf und holt mit ihrer noch intakten Sensenkralle aus. Ich sehe die scharfkantige Holzkralle direkt auf Kopfhöhe auf mich zu schnellen und lasse mich einfach fallen. Über mir rast die Sense hinweg und mit voller Wucht gegen einen gekachelten Betonpfeiler, der wie auch die Kralle zerplatzt und seine Stücke durch den Raum schleudert. Mana schreit auf. Sie fuchtelt mit ihren beiden zerstörten Sensenarmen herum. Trotz der starken Beschädigung wirken diese mit ihren vielen messerscharfen Zacken nicht weniger gefährlich. Ich kann zwischen Manas Beinen vorbei an ihrem Unterleib Laura sehen, wie sie durch den Raum rennt.

Da ist er plötzlich wieder: mein guter neuer Freund, der Schmerz. Diesmal sendet er seine viel zu starken Signale von

meinem linken Fuß. Ich blicke hinunter und sehe, dass ein Stück Beton auf ihm gelandet ist. Wo kommt das denn her? Von der Säule, in die Mana gerade geschlagen hat? Ich sehe nach oben an der schreienden und sabbernden Mana vorbei und erkenne, dass in der Decke ein Stück fehlt. Nach und nach brechen immer mehr kleine Stücke herunter und schlagen neben uns und auf Mana auf.

Die Erschütterung des Pfeilers lässt direkt über uns die Decke einstürzen!

Ich drehe mich auf den Bauch und versuche aufzustehen. Beim Aufsetzen des Fußes schießt wieder der Schmerz durch meinen Körper. Aber es muss sein. Ich habe nach all dem keine Lust, von einem Klumpen Beton und Schutt begraben zu werden. Ich hechte weg, so gut es mir gelingt, während Mana weiter nach mir hackt. Ich stolpere weiter, aber immer wieder knickt mein verletzter Fuß unter mir weg. Jedes Mal, wenn ich auf dem Boden aufschlage, bohrt sich irgendeine Spitze der Dimensionsbombe in meinen Arm und Oberkörper und ich befürchte, dass ich mich schließlich selbst aufspieße.

Dann gibt es einen gewaltigen Rums hinter mir. Brocken aus Schutt und Mörtel fliegen mir um die Ohren und eine große Staubwolke umgibt mich für einige Sekunden und raubt mir Sicht und Atem. Ich muss husten und das ist das einzige Geräusch, das gerade den Raum erfüllt. Ansonsten: Stille.

»Benjamin«, höre ich Laura durch den staubigen Nebel rufen.

»Es geht mir gut, denke ich«, rufe ich zurück.

Der Staub löst sich langsam auf, ich drehe mich um und vor mir liegt eine erschlagene Mana. Ihr Kopf liegt verdreht unter dem Geröll. Geschafft! Wir haben gewonnen.

Nein, halt. Ihre Kieferwerkzeuge zappeln noch. Ihre Augen fixieren mich.

Sie ist nicht tot.

Vielleicht liegt sie im Sterben. Ich weiß es nicht.

»Benjamin, komm her!«, ruft Laura.

Ich schleppe mich zu ihr. Jeder schleifende Schritt schmerzt. Schulter, Hüfte, Knöchel. Ich fühle mich so, wie Mana im Moment aussieht.

»Was machst du da?«, frage ich sie, als ich bei ihr ankomme. Sie hat den Faltring von Mana in den Händen.

»Was ist mit Akon. Ist er am Leben?«

»Er wird sterben«, sagt sie und sieht nach unten auf den Ring.

»Wir müssen ihn retten. Was können wir tun?«, frage ich Laura. Wir können ihn doch nicht hier zurücklassen.

»Wir ...«, beginnt Laura und sagt dann, »... sollen die Bombe zünden.«

»Was? Mana ist doch besiegt. Alles wird gut! Das bringt uns doch alle um, wenn wir sie zünden.« Ich sehe mich zu

Akon um, der leblos am Boden liegt. War es am Ende doch sein Plan, die Bombe zu zünden, und ist Mana nie die Böse gewesen und versucht sich gerade nur vor falschen Anschuldigungen zu verteidigen?

»Nein, tut es nicht. Akon hat es mir erklärt. Wenn wir die Bombe innerhalb des Bereichs des Raumschiebers auslösen, ist auch nur dieser betroffen. Die Bombe löscht sozusagen die Kopie aus«, versucht Laura mir zu erklären.

»Willst du mir sagen, dass die Bombe dann im Raumschieber den bereits verschobenen Raum ... oder die Zeit ... noch mal in eine andere Dimension verschiebt?« Das alles klingt total bescheuert.

Laura sieht mich an. »Ja.« Sie wirft den Faltring mit voller Wucht auf den Boden, der dabei in mehrere grobe Teile zerspringt.

»Was machst du da?«, will ich wissen und blicke mich sicherheitshalber zu Mana um. Ist sie tot? Lebt sie? Ich kann keine Veränderung bemerken. Dann sehe ich ihre Augen blitzen. Sie lebt und sie beobachtet uns.

Laura guckt sich die Teile an, bis sie gefunden hat, was sie sucht. »Da ist sie«, sagt sie und reißt etwas heraus.

»Was ist das?«

»Das ist die Batterie, die den Faltring mit Energie versorgt.« Sie hält mir die rosaleuchtende Batterie triumphierend hin. An einem Ende hängen zwei zerrupfte Kabel heraus.

»Gib mir schnell die Sternkugel«, sagt sie, während sie sich auf den Boden setzt. »Nun mach schon!«

Ohne groß nachzudenken, händige ich sie ihr aus. »Was tust du?«

»Akon meinte, wenn ich die Batterie hier anschlieÙe, dann haben wir noch ein paar Sekunden Zeit, um zu verschwinden, bevor sie hochgeht.«

»Und Akon?«

Laura guckt mich an und schüttelt nur mit dem Kopf. Ich verstehe. Ein Geräusch. Ich drehe mich zu Mana um. Sie versucht, sich zu befreien.

»Okay, schnell. Mana wird wieder munter«, rufe ich.

Mana zappelt mit ihren aus dem Schutt hervorragenden Beinen und schreit unverständliches Zeug.

»Mach dein Handy an, wir werden Licht brauchen.« Sie denkt an alles. Was ist das nur für ein Mädchen?

Laura zwirbelt die Enden der Batterie an die Spitzen der Sternkugel.

»Au!« Sie lässt die Bombe vor sich fallen. Die Batterie hat sofort damit begonnen, Energie durch die Kugel zu leiten, und glüht stärker als vorher.

Als die Konstruktion auf dem Boden aufkommt, verdampft dort sofort die Feuchtigkeit. Die Bodenplatten zerbersten unter der sich nun aufladenden Bombe und sie sinkt nach und nach tiefer in den Boden, als ob sie plötzlich Tausende Kilos wiegen würde.

»ikeeeeeee!!!«, schreit Mana, die sich gerade mit aller Kraft aus dem Schutt befreit.

»Los!«, ruft Laura. »Lauf! Lauf so schnell du kannst!« Und wir laufen.

Sofort stößt der Schmerz in meinem Knöchel wieder zu. Ich versuche, ihn auszublenden, und hoffe, dass mich das Adrenalin rennen lässt. Mana scheint uns vorerst zu ignorieren und krabbelt ungelentk auf die Sternkugel zu. Sie versucht, irgendwie die Batterie zu entfernen, aber verbrennt sich bei jedem Versuch, die Kugel aus der Mulde zu ziehen. Ob sie vor Schmerz oder vor Wut schreit, kann ich nicht sagen.

Beim Flüchten kann ich noch einen Blick auf Akon werfen. Ich denke, er war ein Held, und am Ende haben wir doch auf der richtigen Seite gekämpft.

»sina soweli lili ike! o awen! mi ken awen e sina a!«, schreit Mana und lässt von der Bombe ab. Stattdessen wendet sie sich uns zu. Durch ihre Größe ist sie schnell. Durch ihre Wut ist sie sogar schneller als wir. Wenn sie uns einholt, dann war es das.

Und wieder höre ich einen Schmerzensschrei aus Manas Kehle krächzen. Akon! Er ist nicht tot. Er hat Mana mitten ins Gesicht geschossen und einige ihrer Augen sehen aus wie geplatze Tomaten.

Wir bleiben kurz stehen. Wir müssen ihm helfen!

»Los, zu Akon!«, dränge ich Laura.

Er sieht uns an und deutet in den Tunnel. Wir sollen verschwinden. »Kommt nicht infrage, und wenn wir dich hier rausziehen müssen!«, schreie ich in seine Richtung. Er darf hier nicht sterben.

Er richtet die Waffe nun auf uns. Er sagt nichts. Vielleicht ist er zu schwach. Scheiße! Was soll ich tun? Er hat uns geholfen, wollte nur seinen Job machen, und jetzt?

»Benjamin, komm!« Laura zieht mich am Arm, Akons und mein Blick treffen sich noch einmal kurz, und dann ist er weg.

Hinter uns wird Mana von weiteren Schüssen in Schach gehalten, zweimal, dreimal, dann gibt es keine Schüsse mehr.

61

Wir rennen durch den Tunnel, gleich muss die Abzweigung kommen. Dank Akon konnten wir unseren Vorsprung vergrößern, aber der wird nicht ewig halten. Die einzige Orientierung, die wir haben, ist das kleine Licht meines Handys, das beim Rennen ein Flackern an den Wänden erzeugt.

Hinter uns ist Mana bereits im Tunnel angekommen. Sie wütet. Akons Schüsse sollten ihr zwar ordentlich zugesetzt haben, aber sie ist immer noch schnell. Selbst wenn der Schuss in ihr Gesicht ihre Augen verletzt hat, befinden wir

uns immer noch in einem Tunnel und in dem gibt es leider nicht so viele verschiedene Wege, um sie abzuhängen.

»Die Ecke!«, ruft Laura und deutet nach vorn.

Sie hat Recht. Da vorn führt der Tunnel in die Hauptstrecke, von der wir gekommen sind. Ich überlege, ob wir dann einfach geradeaus weiterrennen sollen. Ansonsten müssten wir einen Haken schlagen und dann mehr oder weniger parallel zu diesem Tunnel zurück, was die Entfernung zur Bombe nicht gerade verringert. »Sollen wir geradeaus durchlaufen?«, frage ich Laura.

»Nein! Wir nehmen den Weg, den wir gekommen sind. Wir wissen nicht, ob da vorn nicht plötzlich Schluss ist«, ruft sie mir zu.

Mana zerstört den halben Tunnel bei ihrer Verfolgung. Bei jedem Schritt stößt sie ihre beschädigten Krallen in die Wände und in den Boden, um schneller voranzukommen. Als wir an der Kurve sind, versuche ich abzubremesen, und neuer Schmerz schießt in meinen Knöchel. Ich stolpere und knalle auf Schotter und Schienen.

»Komm hoch!«, schreit Laura mich an und zieht an mir. Sie ist zu schwach, um mir wirklich zu helfen, aber ich komme wieder auf die Beine und wir rennen den Haupttunnel hinunter.

Mana rammt ihre Krallen in die Kante der Abzweigung und zwingt sich um die Ecke. Werden wir bemerken, wenn die Dimensionsbombe losgeht? Oder ist es bereits passiert

und gleich ist die Welt zu Ende? Und wir sind gefangen in der Kopie eines U-Bahntunnels, die in einem leeren kalten Kosmos schwebt? Allein mit dem Monster, dem wir geholfen haben und das uns jetzt tot sehen will.

Rennend legen wir die vermuteten zweihundert Meter sehr viel schneller zurück als vorhin im Gänsemarsch. Es war ja schon immer so, dass einem der Rückweg kürzer vorkommt als der Hinweg. Wir rennen aus dem Tunnel und klettern von den Schienen auf den Bahnsteig. Dabei sehe ich wieder die Reste des gelben Sommerkleides, das Mana sich bei der Flucht hier vom Körper gerissen haben muss.

Als ich Laura gerade den Bahnsteig hoch helfe, sehe ich Manas gebrochene Klauen aus dem Tunnel jagen. Es sieht aus, als würde ein aggressiver Schmetterling aus seinem Kokon schlüpfen. Ich zerre Laura hinauf.

»o awen!«, schreit Mana uns hinterher und beginnt, selbst auf den Bahnsteig zu krabbeln.

Ich kann bereits das Tosen des Regens auf der Wasserfalltreppe hören. Wir sind bald draußen! Wie weit wir dann noch müssen, weiß ich nicht. Vielleicht haben wir es schon geschafft und sind außerhalb des Radius des Raumschiebers. Aber dann hätte es auch Mana geschafft und wir hätten zwar die Welt gerettet, nicht aber uns.

Beim Rennen werfe ich einige Baugerüste um, um Mana den Weg zu verbarrikadieren. Sie greift sie und schleudert

sie weg wie Pappkartons oder steigt drüber, ohne sie zu beachten.

Da ist die erste Treppe! Wir hechten hoch, nehmen zwei oder drei Stufen gleichzeitig, was mit jedem Schritt in meinem Körper schmerzt, und können oben bereits den ersten Schimmer des grauen Tageslichts erkennen. Das Rauschen des Wassers wird immer lauter. Wir rennen durch die halb überschwemmte Unterführung, bis wir zu der Treppe kommen, an der der Regen hinunterströmt.

»sina ken ala tawa e sina. o kute e mi! sina moli!«, schreit Mana, und als ich zurückblicke, ist sie keine zehn Meter mehr von uns entfernt.

»Los!«, schreit Laura und wir rennen die Treppe hinauf ins Tageslicht.

Auf halben Weg rutscht sie an den glitschigen Stufen ab und stürzt. Ich drehe mich um, humpele das kurze Stück zurück und ergreife Lauras Hand, die sie mir flehend entgegenstreckt. Als ich aufblicke, erwarte ich, in das schimpfende und geifernde Gesicht Manas zu blicken. Aber da ist nichts.

Wir haben den Radius verlassen.

»Hilf mir!«, ruft Laura. Ich stehe nur da und halte ihre Hand, ohne Anstalten zu machen ihr hoch zu helfen, weil ich es noch nicht fassen kann.

»Wir sind draußen«, will ich gerade sagen, da schießt Manas Oberkörper aus dem Nichts vor uns.

Die Mahlwerkzeuge ihres Kiefers zappeln vor Wut und die verbliebenen Augen lassen nichts anderes als Mordlust erkennen.

Dann beginnt sich ihr Kopf zu verformen. Es sieht aus wie eine Wachsfigur, die in Zeitraffer von einer starken Flamme zum Schmelzen gebracht wird. Die Reste der Augen verschwinden, krepeln sich nach innen. Ich kann den Querschnitt ihres Kopfes erkennen, die Übergänge von schwarzem Panzer zu dunkelrotem Fleisch, das schmilzt und Blasen wirft. Ein grausamer Schrei entfährt ihrer blubbernden, entblößten Kehle. Es ist das Abscheulichste und Widerwärtigste, das ich je gesehen habe, und ich weiß sofort, dass es mich immer wieder in meinen Träumen verfolgen wird. Das müssen die Auswirkungen der Attacke mit dem Raumschieber sein. Mana stirbt vor unseren Augen einen grausamen Tod.

Dann schießt eine der zerborstenen Krallen aus dem Nichts auf mich zu. Sie schmilzt nicht. Sie bleibt messerscharf.

Ich schließe die Augen und warte auf den Tod.

Aber ich spüre keinen Schmerz. Keinen neuen, tödlichen Schmerz. Vorsichtig öffne ich meine Augen. Vor mir sehe ich keine Kralle mehr. Nur den Eingang in die U-Bahnstation. Ich blicke nach unten. Ich halte immer

noch Lauras Hand. Sie sieht mich mit aufgerissenen Augen an.

Auf ihr liegt der Teil der zerfetzten Kralle, der es aus dem Radius des Raumschiebers geschafft hat, bevor die Dimensionsbombe alles im Inneren aus der Welt gerissen hat. Dann sehe ich Blut. Es färbt Lauras Shirt und Hose rot und fließt dann vermischt mit dem Regen die Treppe hinunter.

»Was ... was ist mir dir?«, frage ich sie. Oder denke ich nur, dass ich sie frage?

Sie sieht mich mit zitternden Augen an, ihr Mund öffnet und schließt sich, aber sie sagt nichts. Dann gleiten unsere Hände auseinander. Ich gehe panisch um sie herum und sehe, dass im Zentrum des Blutflecks ein kleiner Teil der zersplitterten Klaue steckt. Lauras Augen verdrehen sich und sie verliert unter dem Rauschen des Regens das Bewusstsein.

Sie stirbt.

»Laura! Nicht wegnicken!«, rufe ich und versuche, sie mit sanften Schlägen auf die Wange bei Bewusstsein zu halten. Doch dann knickt ihr Kopf zur Seite und sie liegt mit dem Gesicht auf den Stufen.

Sie darf nicht sterben. Das ist doch jetzt total unnötig!

Ich untersuche die Stelle. Wie es aussieht, hat sich die Kralle durch ihr Hemd und ihre Hose in die Hüfte geschlagen. Da gibt es doch keine wichtigen Organe, oder?

Nur Muskeln und Knochen. Außerdem ist die Spitze im Verhältnis zum Rest der Kralle wirklich nicht groß. Vielleicht drei oder vier Zentimeter. Ich muss sie schnell in ein Krankenhaus bringen. Wenn ich sie jetzt aber hochhebe, könnte die Kralle abbrechen und mehr Schaden verursachen.

Ich beschließe also, die Kralle herauszuziehen. Beim ersten Mal gelingt es nicht und ich rutsche ab. Anscheinend steckt sie im Knochen. Ich ziehe noch einmal und die Kralle löst sich. Der Ruck lässt mich fast die Treppe hinunterfallen, aber ich kann mich fangen. Ich lasse die Reste der Kralle los und höre sie die Treppe hinunterpoltern. Dann sehe ich, dass Blut aus dem Loch in Lauras Hüfte sickert.

Was soll ich machen?

Mir fällt nichts Besseres ein. Ich ziehe mir das T-Shirt aus, knäule es zu einem Ball und drücke es auf die Wunde. Dann knüpfe ich Laura das rote Haarband, mit dem sie sich ihren Pferdeschwanz gemacht hat, ab und versuche, so gut es geht, das Knäuel an ihrer Hüfte festzubinden. Ich hieve sie mir auf die Arme und trage sie die Treppe hoch. Der Regen lässt nach und kann meine Tränen nicht mehr verstecken.

Ich sitze im Zug. Hinter den Fenstern drängt sich die Landschaft vorbei. Je weiter ich in die Ferne blicke, desto langsamer bewegt sie sich. Immer wieder gehe ich in Gedanken die letzten Tage durch. Es fühlt sich surreal an, als wäre das alles nie passiert. Oder als wäre nur das passiert und alles davor und danach wäre nicht echt.

Was mache ich, wenn ich wieder zu Hause bin? Meine halbe Wohnung ist zerstört. Vielleicht sollte ich umziehen. Sicherlich wartet schon eine Kündigung auf mich. Soll mir recht sein. Vielleicht lasse ich es mir erstmal eine Weile gut gehen und mache eine Weltreise. Lerne fremde Kulturen kennen und finde dabei zufällig noch den Sinn des Lebens. Ich weiß es noch nicht.

»An was denkst du?«, fragt Laura und reißt mich aus meinen Tagträumen.

Ich sehe sie an und sie nimmt ihren Kopf von meiner Schulter. Sie ist noch etwas blass, aber die Ärzte im Krankenhaus meinten, es ginge ihr schon besser und in ein paar Tagen sei alles wieder okay.

»Ach, an nichts.«

In den Tagen nach dem Kampf hatten die Zeitungen nur ein Thema: die Reste des Kadavers, den der Raumschieber im Inneren der U-Bahnschächte von Mana hinterlassen hat.

Dass man in der Nähe die Dimensionsbombe gefunden hat, machte den Fall für die Presse noch interessanter.

Die Kopie der Dimensionsbombe hat die Kopie der Erde ausgelöscht und somit einen ganzen Planeten mit allem Leben darauf ins Nichts befördert. Die echte Sternkugel ist wieder in den Händen des Professors und seines Teams. Er hat uns sogar im Krankenhaus besucht und uns verraten, dass er nach einem Weg sucht, sie unbrauchbar zu machen. Das einzige ungelöste Rätsel, von dem nur wir wissen, ist, was mit dem Schiff passiert ist, das Mana hätte abholen sollen? Zumindest haben wir davon nichts in der Presse gelesen.

Aber das ist mir im Moment auch alles egal. Laura hat sich wieder an mich gelehnt und ihre Finger in meine verschränkt.

Nachwort

Hallo, mein Name ist Tom Bleek. Ich bin Informatiker und bastele beruflich an Videospiele herum. Schon als Heranwachsender dachte ich daran, ein Buch zu schreiben. Aber stattdessen stand ich stundenlang in einer Fabrik und habe Türgriffe geschmirgelt. Nun ist es mir aber endlich gelungen *Kleiner Besuch* auf Papier gebracht zu haben.

Sicher ist dir die seltsame Sprache aufgefallen, die Mana und Akon sprechen. Diese Sprache nennt sich toki pona und sie existiert wirklich. toki pona wurde 2001 von der Kanadierin Sonja Elen Kisa erfunden und besteht aus nur rund 120 Worten. Beim Erstellen und Übersetzen der toki-pona-Texte hatte ich sehr große Hilfe von Robert Warnke. Du findest seine kostenlosen toki-pona-Lehrmaterialien unter

`jan-lope.github.io/Toki_Pona_Lektionen_Deutsch`

Wenn sich in die toki-pona-Abschnitte Fehler eingeschlichen haben, dann ist das ganz allein meine Schuld, da ich hier und da Änderungen vorgenommen habe, um die Lesbarkeit zu erhöhen. Wenn du dich dafür interessierst, was Mana und Akon im Buch so erzählen, dann schau mal auf www.tombleek.de/kleinerbesuch vorbei.

Katharina Glück hat sich getraut, dieses Buch zu lektorieren, und musste so ziemlich jedes Komma an seine

korrekte Position bringen. Außerdem hat sie Lücken in der Geschichte gefunden, die mir auch in zehn Jahren nicht aufgefallen wären.

Vielen Dank auch an meine Testleser, die bereits die größten Schnitzer offengelegt haben.

Und ich bedanke mich hiermit vor allem bei dir! Ich hoffe, dass dir *Kleiner Besuch* gefallen hat. Natürlich freue ich mich auch über positives und konstruktives Feedback auf Amazon. Und empfehle das Buch bitte weiter, wenn du jemanden kennst, dem es auch gefallen könnte. Man hat es als Autorenfrischling schon nicht leicht mit dem Verbreiten seines Werkes. :)

Der letzte und wichtigste Dank geht an meine Freunde und Familie, allen voran meine damalige Frau Maja, die mich beim Schreiben nicht mit lauter Fragen gelöchert, sondern mich einfach haben machen lassen.

In diesem Sinne: bis zum nächsten Mal!

Tom Bleek, 5. Juni 2018

PS: Wenn dir das Buch gefallen hat, würde ich mich über eine kleine Spende auf mein Paypal-Konto freuen:

<http://paypal.me/letsgameDEV>

Impressum

Autor/Herausgeber

Tom Bleek

Firlstrasse 27

12459 Berlin

Lektorat: Katharina Glück

Covergestaltung: Jacqueline Wiehl / Werbeagentur Firebird

Buchversion: 1.1.0 – August 2022